This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

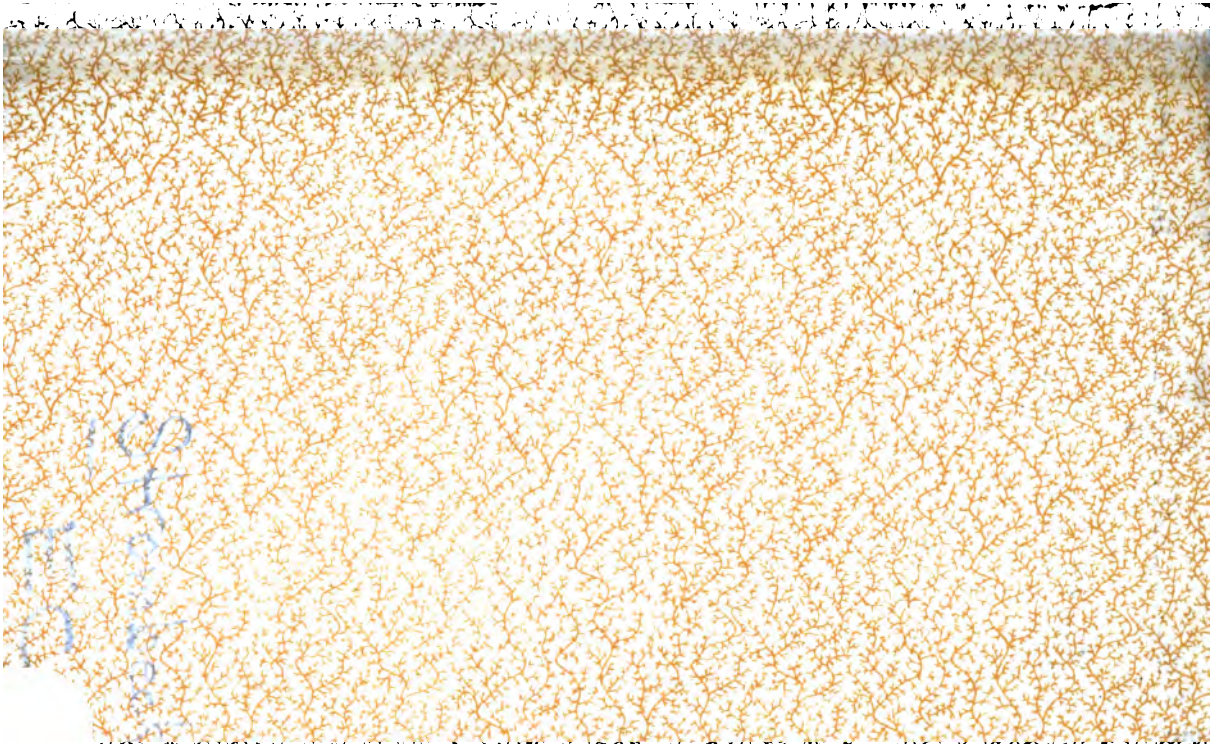
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06935669 3



THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
472343
ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1908

Darstellungen
aus meinem Leben
und
aus meiner Zeit.

Von
Friedrich Karl von Strombeck.

Was ich besitze seh' ich wie im Weiten,
Und was verschwand wird mir zu Wirklichkeiten.
Göthe.

Fünfter Theil.

Braunschweig,
Verlag von Friedrich Vieweg.

1836.

Darstellungen

aus einer Reise

11587

durch

G.9143-11

Deutschland und Italien,

im Jahre 1835.

Von

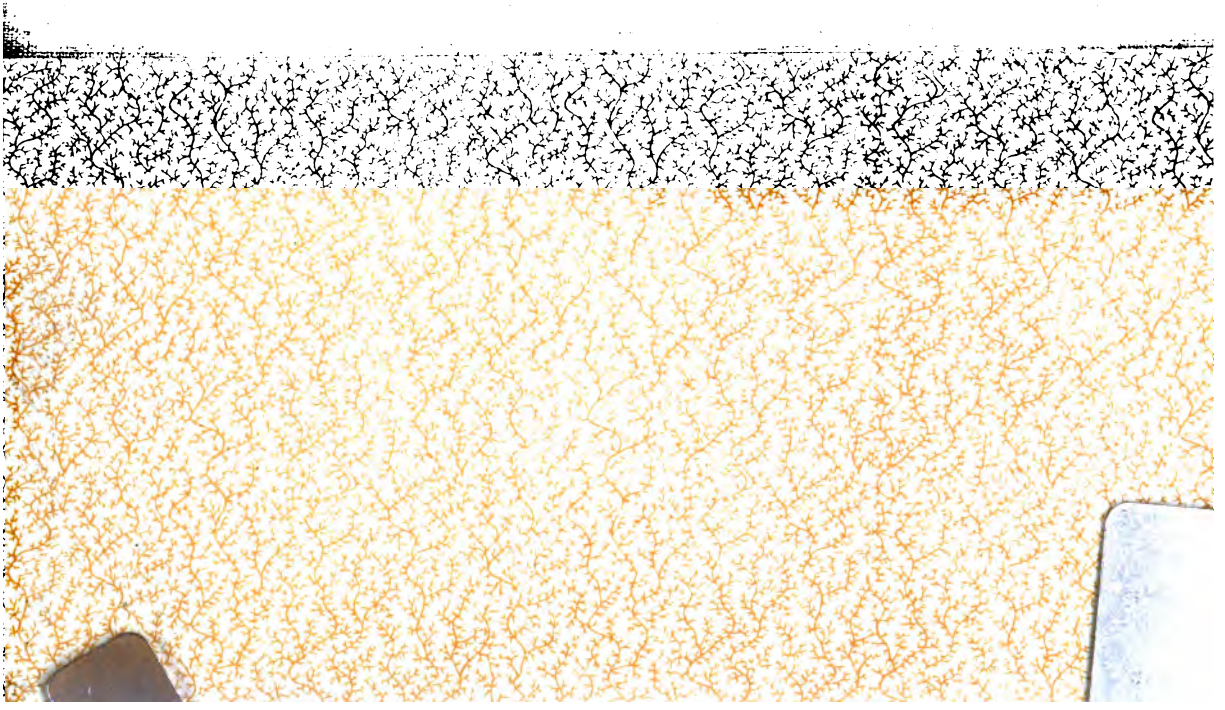
Friedrich Karl von Strombeck.

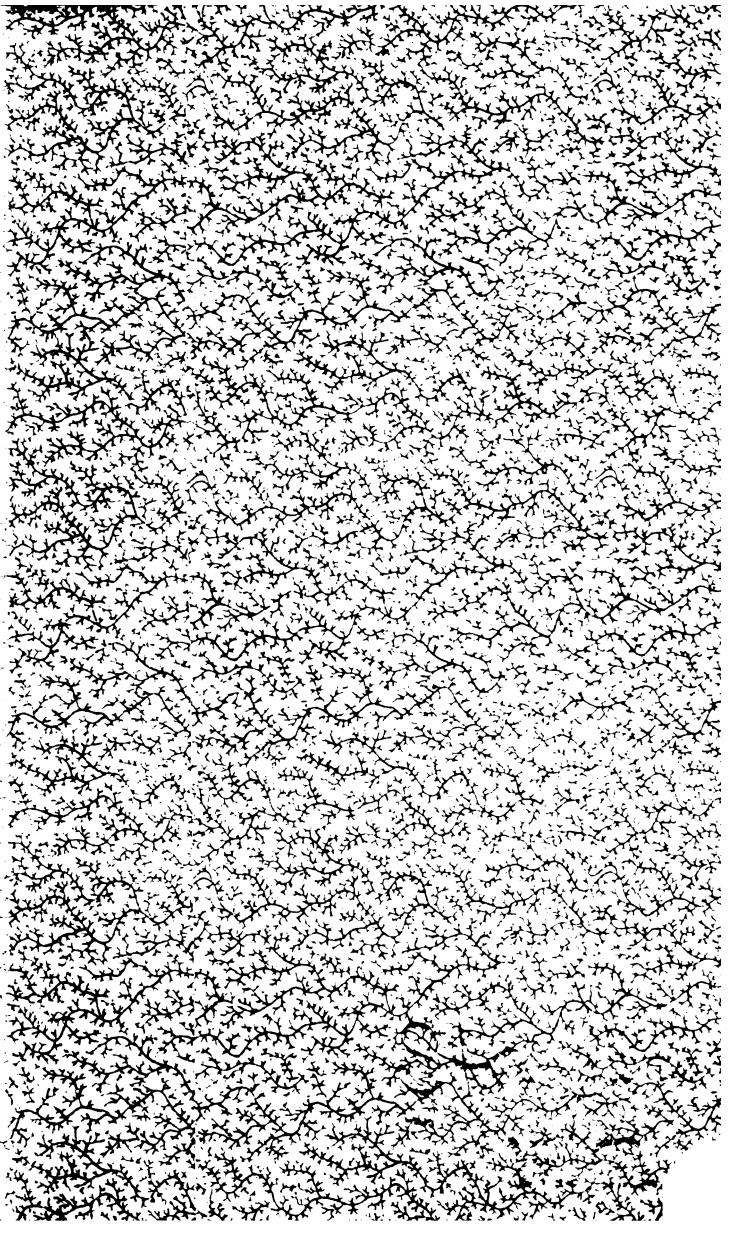
NEW YORK
PUBLIC

Dritter Theil.

Braunschweig,
Verlag von Friedrich Vieweg.

1836.





THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
472343
ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1906

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
472343
ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1905

Darstellungen
aus meinem Leben
und
aus meiner Zeit.

Von
Friedrich Karl von Strombeck.

Was ich beſitze ſeh' ich wie im Weiten,
Und was verſchwand wird mir zu Wirklichkeiten.
Göthe.

Fünfter Theil.

Braunſchweig,
Verlag von Friedrich Vieweg.

1836.

Darstellungen

aus einer Reise

11587

durch

9.9143-11

Deutschland und Italien

im Jahre 1835.

Von

Friedrich Karl von Strombeck.

NEW YORK
PUBLIC

Dritter Theil.

Braunschweig,
Verlag von Friedrich Vieweg.

1836.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
472343
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1909

Der Frau

Katharina von Ehrhart

Edelen von Ehrhartſtein,

gebornen Freiinn von Hormayr-Hortenburg,

zu

Innsbruck.

ГІВКУВА
КЛВПС
МЕЛАЦІВК

Inhalt.

IX. A. Reise durch das Königreich Neapel. Aufenthalt zu Neapel. — B. Rückreise auf dem Mittelländischen Meere — Civitá vecchia und Livorno berührend — nach Genua ..... S. 1

X. Reise von Genua über Pavia, Mailand, Sondrio, Bormio, den Monte Stelvio, nach Innsbruck ..... — 157

XI. Reise von Innsbruck über München (Salzburg), Eichstädt, Nürnberg, nach Wolfenbüttel ..... — 253

IX.

A. Reiſe durch das Königreich Neapel.

Aufenthalt zu Neapel.

B. Rückreiſe auf dem Mittelländiſchen Meere — Cività vecchia und Livorno berührend — nach Genua.

Fondi,

»wo ſelbſt ein Geck vom Schuldheiß, der vom Schreiber »zum Regiment des Orts emporgeſtiegen,

»mit ſeinem breiten Purpurſtreif und Weihrauchsfaß« dem ſchalkhaften römiſchen Dichter einſt »viel zu lachen gab« *), Fondi gehöret ſchon zu Terra di Lavoro, dem von den Alten ſo hochgeprieſenen Campanien, wo die goldenen Aepfel der Hesperiden wuchſen, wo der verweichlichte Römer ſeine Landhäuſer baute und in Genüſſen ſchwelgte. Daß auch jetzt jene Aepfel dieſem Lande nicht fehlen, zeigt der kleine ärmliche Ort Itri, welcher von Orangengärten umgeben; wie denn überhaupt die ganze Gegend bis nach Molo di Gaeta hin, ſo reizend iſt, daß man ſich kaum etwas Schöneres den-

*) Fundas Aufidio Lusco Praetore libenter
Linquimus, insani ridentes praemia scribae,
Praetextam et latum clavum prunaeque batillum.

Im Text die Ueberſetzung von Wieland, die unter allen Nachbildungen der Horaziſchen Satyren den Geiſt dieſer am beſten wiedergiebt.

ten kann. — Zu Itri befinden ſich Reſte roher cyclopiſcher Mauern. — Links die mahleriſchen Vorberge und Felſen des Apennin, rechts Ausſichten anfangs auf den Lago di Fondi, dann auf üppige Getreide-Felder, Wein- und Orangengärten, zuletzt, über das Meer hin, auf der einen Seite nach dem auf Felſen thronenden Gaeta, auf der andern nach dem Buſen von Neapel. — Aber die Menſchen und ihre Wohnungen? — frägt man. — Nun, ſüdliche Geſtalten, mit ausdrucksvollen Zügen, ärmlich und zum Theil in Lumpen gekleidet. — Die Natur iſt hier zu gütig; man glaubt ſtrenger Arbeit nicht zu bedürfen, um durch das liebe kurze Leben zu kommen. Die Häuſer mahleriſch auf einer landſchaftlichen Darſtellung, aber allerdings oft Ruinen gleichend, und einem deutſchen oder gar holländiſchen, an heitre Wohnungen gewöhnten Reiſenden in der Wirklichkeit wenig zuſagend. — Deſſenungeachtet muß man ſie nicht für Räuberhöhlen und nicht jeden in einen braunen Mantel gehüllten, mit einer Flinte verſehenen, am Wege lagernden Feldhüter, wie man deren Coſtum auf den Bildern der Kunſtläden Neapels ſchauen kann, gleich für einen Banditen anſehen. Dieſe ſind zu vorſichtig, als daß ſie ſich ſo der Gensd'armerie ausſetzen ſollten. — Es war ſchon dunkel, als wir zu Molo di Gaeta ankamen, wo wir in der Villa des Principe di

Campoſole, jetzt einem Gaſthofe, ein ſehr gutes Unterkommen fanden. Cicero's Formianum war in dieſer Gegend; hier fand er ſeinen Tod, und hier ſoll man in einer Thurmruine Reſte des Denkmahls erblicken, das ihm ſeine Freigelaſſenen erbauten. Es iſt möglich, daß die Ueberlieferung hier Wahrheit berichte, aber durch nichts bewieſen.

Mit Sonnenaufgang (21. Juni) verließen wir Molo di Gaeta, wo wir äußerſt gut bewirthet waren, ohne irgend etwas, als ein mäßiges Trinkgeld, zu entrichten — da der Vetturin für uns vertragsmäßig zahlte, — während Herr Nicolai in demſelben Hauſe zehn Piaſter für eine Nacht (für vier Perſonen) bezahlt hatte und ſchlecht bedient war. — Ich erwähne ſolcher unbedeutend ſcheinenden Gegenſtände ſo oft, da ich wenigſtens den Nutzen durch meine Schreiberei ſtiften möchte, künftige Reiſende vor Plünderungen ihrer Börſe zu bewahren, die durch das Reiſen mit Extrapoſt herbeigeführt wird. — Molo di Gaeta liegt wunderſchön am Meere. Zu der herrlichſten Landſchaft fehlt nichts. »Folgt das Auge dem rechten Ufer und erreicht es zuletzt das Hornende des halben Mondes, ſo ſieht man auf einem Felſen die Feſtung Gaeta in mäßiger Ferne. Das linke Horn erſtreckt ſich viel weiter; erſt ſieht man eine Reihe Gebirge, dann den Veſuv, dann die Inſeln. Iſchia

liegt fast der Mitte gegenüber.« — Mit diesen wenigen Worten Göthe's ist die Aussicht beschrieben, die wir von dem Balcon unserer Villa hatten, als wir uns anschickten sie zu verlassen. Schon strahlten die Felsen von Gaeta rechts im Sonnenlichte, als der Orangengarten zu unsern Füßen noch im Schatten lag.

Gleich hinter Molo fallen die Ueberreste einer antiken Wasserleitung und andere Ruinen in die Augen, welche zu Minturnae gehört haben mögen, und sodann überschreitet man auf einer prächtigen eisernen Brücke den Garigliano, den Liris der Alten, welcher Latium von Campanien schied, so daß also das wahre alte Campanien erst hier beginnt. Hier verläßt man die Via Appia, welche, das Meer entlang, bis zum Ausfluß des Volturno (Vulturnus) fortlief, und wendet sich über vulcanische Hügel links zum Gebirge, wo man das Dörfchen S. Agata, schaut, welches dadurch geadelt ist, daß hier Göthe am 24sten Februar 1787 eine Nacht verweilte, Briefe, die nicht untergehen werden, schrieb, und am Morgen, entzückt über die duftenden Citronenblüthen, ausrief: »Mignon hatte wohl recht, sich »hierher zu sehnen!« — Doch, eines »schmutzigen Cynikers« Seele kann sich ja nur Gefühlen der Art in diesem Lande hingeben, in welchem zarter organisirten Reisenden die Flöhe (hundertmahl erwähnt)

jeden Naturzauber verscheuchen. — Wir überschreiten den Volturno, und schon sind wir in Capua. — Auch hier fanden wir in einem weitläufigen, freilich ziemlich öden Gasthofe, dessen Namen ich vergessen, recht gute Aufnahme. — Nachdem wir in dem dicht daneben belegenen Kaffeehause uns mit Chocolate und Zuckerwerk erquickt hatten, begann der officielle Curs durch die Stadt, welche zwar nur 7000 Einwohner zählt, in der aber heute, am Sonntage, so viele Equipagen rollten, daß man hätte glauben sollen, sich in einer der größern Haupt- und Hofstädte Deutschlands zu befinden. Denn die italiänische Dame hat nun einmahl die Vorstellung, daß Niemand ohne eine Equipage und ein Paar schlecht bezahlte Lakaien auf Vornehmseyn Anspruch machen könne. — Der erste Gang war zur Kathedrale, welche mit herrlichen Granitsäulen prangt, die von dem alten Capua (1½ italiänische Meilen von hier) herrühren; der zweite zur Kirche der S. Annunziata, die ebenfalls sehenswerth ist. — In den Mauern der Häuser findet man häufig Bruchstücke alter Inschriften und selbst Basreliefs; wie denn überhaupt das neue Capua aus den Trümmern des alten größten Theils erbaut seyn wird. — Der Mittag nahte, und es war sehr heiß: doch hätte ich es mir nie vergeben, so nahe bei den Ruinen des alten berühmten Capua gewesen zu seyn, ohne

ſie geſehen zu haben. — Mein Cicerone beſorgte mir in einer Zeit von fünf Minuten, für einen Piaſter, ein Cabriolet, und in 25 Minuten war ich mit ihm in dem Dorfe Santa Maria Maggiore, wo, in einer auch jetzt gut bebauten und angenehmen Gegend, das alte Capua lag. Ich durfte mich, meiner zurückgebliebenen Reiſegefährten wegen, nicht zu lange verweilen, und ſo geſtehe ich denn, nicht viel mehr, als die Reſte des alten Amphitheaters, geſehen zu haben, die noch ziemlich bedeutend ſind und von der Größe des alten Bauwerks und dem Reichthum Capua's Zeugniß ablegen. Alles liegt jedoch, von der Vegetation bedeutend verſteckt, unaufgeräumt in Schutt und Ruinen. — Auch dieſes Amphitheater iſt oval. Seine innere Länge beträgt 366 römiſche Palmen, die Breite 221, ohne daß die Tiefe des eigentlichen Gebäudes, welche 190 Palmen beträgt, mitgerechnet wäre. Von dieſem ſind mehrere Theile recht gut erhalten: Gänge, Bogen, Stufen und Gemächer. Das Ganze war von gebrannten Steinen aufgeführt und mit weißem Marmor bekleidet. Die Arena iſt ſo ſehr von Schutt erhöhet, daß man ſelbſt von dem Podium, oder der Erhöhung, welche die Zuſchauer vor den wilden Thieren in Sicherheit ſetzte, nichts mehr erkennen kann. Vier Ordnungen von Pilaſtern zierten von Außen das Gebäude, von welchen die

toscanische die untere war. Von seinen Thoren ist noch eins vorhanden, das ebenfalls diese Ordnung zeigt. Sodann folgte die dorische. Von der Höhe des Amphitheaters genießt man einer herrlichen Aussicht über die ganze Gegend bis hin zum Vesuv.

Es scheint mir für einen gebildeten Reisenden unverzeihlich, im neuen Capua gewesen zu seyn, ohne das alte eines Besuchs gewürdigt zu haben. Wer dieses aber doch versäumte, kann sich eine deutliche Vorstellung von den beschriebenen Ruinen durch die Betrachtung der Nachbildung in Kork, welche davon im Museo Borbonico zu Neapel vorhanden ist, verschaffen. — Gegen zwei Uhr war ich zurück, speis'te froh mit meinen Reisegefährten, die, mich erwartend, eine Siesta vor der Mahlzeit gemacht hatten, und begleitete sodann die Frau Baroninn von Praroman zu dem nahen Kaffeezimmer, wo wir ganz gemüthlich unsern Kaffee und Gefrornes verzehrten, uns an den Erzählungen des Kaffeeschenks und seiner Ehegenossinn ergötzend, die uns ihre Kinderchen vorstellte. — So froh reis'ten wir Cyniker in dieser Gegend, die ein Epicuräer *) so abschreckend gefunden hatte!

*) Gegen welche Benennung jedoch der Philosoph von Gargettus hier protestiren würde; denn sein höchstes Gut bestand in der Freiheit der Seele von Unruhe und Schmerz.

Noch bemerke ich, daß Capua die Hauptfestung des Königsreichs Neapel ist, deren Werke im Anfange des vorigen Jahrhunderts nach Vauban's Systeme angelegt wurden. Diese Festungseigenschaft der Stadt bewirket, daß der Reisende dem Gouverneur seine Pässe vorlegen lassen muß. Wir erfuhren jedoch nicht den geringsten Aufenthalt und bezahlten nicht einen Carlin. — So verschiedenartig werden die Reisenden behandelt. — Wir warfen aber in Capua kein Geld aus, und ergötzten uns nicht daran, wenn die Unglücklichen — »wie die Rasen»den über einander herfielen und sich noch balgten, wenn »der glückliche Finder längst mit unglaublicher Schnel»ligkeit das weite gesucht hatte.« — Dagegen verbreitete sich bei unserm Aufenthalte in Capua auch nicht das Gerücht: »es seien preußische Prinzen »angekommen, die Geld unter das Volk würfen.« — Unglückliches Volk, das in seinem Elend müssigen Reisenden in tiefster Herabwürdigung zur Belustigung dienen mußte! — Aber wie falsch war seine Vorstellung von preußischen Prinzen, die gewiß gern mitleidig den Unglücklichen Almosen ausgetheilt, aber nie veranlaßt hätten, daß die schon so tief stehenden sich noch tiefer erniedrigten. — Wie, wenn nun Einer der Armen bei den Balgereien Schaden genommen hätte? — Würden sich die Reisenden haben beschweren

können, wenn sie in polizeilichen Verwahr genommen wären?

Wir setzten die Reise gegen vier Uhr fort und nahmen den Weg über das nahe Caserta, um das hier befindliche königliche Schloß wenigstens von Außen zu sehen, denn zu dessen Besichtigung im Innern ist eine besondere Erlaubniß des Oberkammerherrn erforderlich, auch würde es uns heute dazu an Zeit gefehlet haben. Unser Vetturin verstand sich gern zu dem kleinen Umwege.

Der König Karl III. erbaute diesen Palast, nachdem die Schlösser zu Capo di Monte und zu Portici beendigt waren, so groß war seine Bauluft *). Dieses colossale Gebäude übertrifft an Pracht und Umfang bei weitem diese zuletzt genannten Paläste, zugleich ist es, wenn auch nicht der größte, denn an Umfang steht es dem Vaticane bei weitem nach, doch der regelmäßigste und prächtigste Palast Italiens. Er bildet ein längliches Viereck, von einer Länge von 918 und einer Breite von 712 Palmen. Jede der vier Façaden hat drei prachtvolle Eingänge, von denen der mittlere mit vier corinthischen Marmorsäulen geziert ist. Die Höhe des Palastes be-

*) Der Bau begann 1752 und war bereits 1759, einschließlich des Aquaducts, geendet. Baumeister war der Ritter Luigi Vanvitelli, ein Römer.

trägt 139 Palmen und bildet zwei Haupt- und drei niedrigere Geschosse von 36 Fenstern in jeder der beiden Hauptfaçaden. Ueber die Mitte des Palastes erhebt sich eine achteckige Kuppel, die dem Gebäude ein majestätisches Ansehn verleiht.

Das Großartigste des Ganzen ist unstreitig der höchst edele Porticus, zu welchem das Hauptthor führt. Es tragen ihn 98 corinthische Säulen von sicilischem Marmor, wie er denn auch ganz und gar mit edeln Marmorarten bekleidet ist. Dieser majestätische Säulengang, von 700 Palmen Länge, führt zur entgegengesetzten Seite des Palastes, und entzückt in hohem Grade den Blick des Schauenden. Die Treppe ist das Schönste und Großartigste, was ich in dieser Art gesehen habe. Sie theilt sich in einer gewissen Höhe in drei Zweige, von denen die der Seiten, der eine zu der Capelle, der andere zu den königlichen Prunk-Sälen und Zimmern führet. Die Capelle könnte man eine große prachtvolle Kirche nennen. Das Gebäude schließt vier prächtige Höfe ein.

Das Merkwürdigste des Ganzen ist jedoch unstreitig der Aquäduct, wodurch die Wasser zu den Fontainen und Cascaden herbeigeleitet werden. Er ist dem, was die Alten in dieser Art ausführten, völlig zu vergleichen; denn er hat in seinen nothwendig gewordenen Krüm-

mungen eine Länge von sechs und zwanzig italiäni-schen Meilen. Auf diesem langen Wege läuft das Was-ser gegen dreitausend Klafter in Stollen, durch welche entgegenstehende Gebirge durchbrochen sind.

Aus allen diesem erkennt der Leser, was Caserta sey: ein Palast, wie es deren wenige in Europa giebt; mit dem in Deutschland, England und Italien nichts dieser Art, in Frankreich vielleicht Versailles und in Spanien das Escurial, verglichen werden kann: denen doch beiden eine echt römische Wasserleitung fehlt. Wäre diese, von welcher wir reden, zum Besten einer großen volkreichen Stadt angelegt, so würde man ihren Erbauer mit Recht mit einer Bürgerkrone, dem edelsten Diademe, beschenkt haben.

Der Weg von Caserta nach Neapel weicht dem schon beschriebenen nicht an Schönheit, und auf das Heiterste kündigt sich die große Capitale an. — Man behauptet, Jemand, dem eine gütige Natur ein recht leises Gehör verliehen, könne schon vier italiänischen Meilen von die-ser Stadt den Lärm auf ihren Straßen, vorzüglich ver-anlaßt durch das ewige Rasseln unzähliger Wagen, welche über das Lavapflaster rollen, vernehmen. Es gleiche, sagt man, dem Rauschen eines fernen mächtigen Wasserfalles. Ich habe dieses Getöse nicht vernommen;

aber glaubhafte Personen versicherten mich, die Bemerkung sey richtig.

Schon ging die Sonne unter, als wir Neapel erreichten. Im Thore wurden wir von den Beamten der Dogana schnell abgefertigt, wogegen wir insgesammt ein Fünf-Frankenstück reichten, welches, nach Landesgewohnheit, dankbar entgegen genommen wurde. — Ich nahm mein Quartier in dem »Hôtel de la Speranzella« auf der Straße la Speranzella Nr. 125, bei Pietro Iorio, wo ich für zehn Carlini täglich zwei sehr anständige Zimmer empfing, und alle Ursache hatte, auf das vollständigste zufrieden zu seyn. Doch verfehlte ich auch hier nicht, über Gegenstände, die mir nothwendig werden konnten, zum Voraus den Vertrag abzuschließen, so daß ich mir die Rechnung, die ich wöchentlich bezahlte, ziemlich selbst machen konnte. — Ich kann mit gutem Gewissen jedem Reisenden die Speranzella, ganz nah' an der Hauptstraße Toledo, empfehlen, besonders auch in der Hinsicht, daß man sich nicht im Geringsten um Paß- und Polizei-Angelegenheiten selbst zu bekümmern braucht.

Hier erwartete ich nun meinen theuern Freund, den Grafen Veterani mit seiner geistreichen Gemahlinn.

Mit den hier nachfolgenden sehnsuchtsvollen Versen, deren Harmonie keine Uebersetzung wiederzugeben im Stande ist, versetzte sich in Gedanken Delisle an Parthenope's bezaubernde Ufer, bei deren Anschauen der Eingeborne begeistert ausruft: »Sieh Neapel und dann stirb!« — »Vedi Napoli e puoi muori«; — gleichsam als wenn dem Sterblichen, der Schönheiten dieser Art geschaut, nun hienieden keine Hoffnung übrig bleibe, ferner Etwas zu erblicken, welches der Mühen des Lebens werth sey; dagegen sinniger unser Göthe, als er die Ufer, Buchten und Busen des Meers, den Vesuv, die Stadt, die Vorstädte, die Castelle, die Lufträume hier schaute, wie eben die untergehende Sonne in die Grotte von Posilippo hineingeschienen, niederschrieb: »Ich verzieh es Allen, die in Neapel von Sinnen kommen, und erinnerte mich mit Rührung meines Vaters, der einen unauslöschlichen Eindruck, besonders von denen Gegenständen, die ich heute zum ersten Mahle sah, erhalten hatte. Und wie man sagt, daß Einer, dem ein Gespenst erschienen, nicht wieder froh wird, so konnte man umgekehrt von ihm sagen, daß er nie ganz unglücklich werden konnte, weil er sich immer wieder nach Neapel dachte.« — Unglaublich viel Wahres liegt in diesen Worten, wie ich fühle.

Hier Delille's herrliche Verse, die ich nicht für mich allein behalten kann.

»Oh que ne puis-je errer aux champs de Parthénope!
C'est là que la nature en grand se développe,
Qu'arrêté tout-à-coup sur la cime des monts,
Le peintre voit, s'enflamme, et saisit ses crayons,
Dessine ces lointains, ce bizarre mélange
De vallons, de côteaux qu'enrichit la vendange;
D'où la vigne, rampant jusqu'aux rives des mers,
Va faire à ses doux fruits boire les flots amers;
Tous ces golfes, ces ports, ces flots parsemés d'îles,
Ces monts brûlants changés en des côtes fertiles;
Des laves de ces monts encore tous menaçants,
Sur des palais détruits d'autres palais naissants;
Et dans ce long tourment de la terre et de l'onde,
Un nouveau monde éclos des débris du vieux monde.«

Von woher man auch auf Neapel und seine Umgebungen schaue, wird man hingerissen von der unaussprechlichen Schönheit und Großartigkeit des Ganzen. Möge man von der Höhe von St. Elmo und Capo di Monte auf Stadt, Hafen und Meerbusen hinunter, oder von dem Molo des Hafens hinauf und um sich her den Blick richten, ein gleiches Entzücken wird uns gewiß ergreifen. Soll man denn aber ja unter dem Schönen das Schönste wählen, so gebe ich dem Panorama den Vorzug, welches der Betrachtende von

einem Boote überschauen kann, mit welchem er ungefähr eine halbe Stunde weit in den Golf gefahren. Hier würde zwar einem Mahler bei einer in beschränktem Rahm eingefaßten Landschaft der Vordergrund fehlen, wenn er zu diesem nicht etwa ein Boot und Schiffer wählen wollte: doch bei einem Rundgemählde ist dieser überflüssig, die nahen Wellen des Meeres aber erhöhen eben den Zauber des Ganzen.

Stellen wir uns, um die Beschauung des Panorama's zu beginnen, in unserm Boote so, daß wir das Castell S. Elmo, welches hoch über Neapel her thront, gerade uns gegenüber haben, dann erblicken wir links, ungefähr neun oder zehn ital. Meilen von uns fern, in leichten Duft gehüllt, die Insel Ischia mit ihrem mahlerischen Centralgebirge Epomeo; dann rechts von dieser, nach einer schmalen Meerenge die weit kleinere, niedrige Insel Procida. — Wieder ein Canal, und es folgt das Vorgebirge von Misenum (Punta di Miseno), welches uns an Plinius den Aeltern und an die römische Flotte erinnert, welche hier Wache zu halten pflegte, dem gegenüber die kleine Insel Nisita und die Punta di Posilippo liegen, welche beide das östliche Vorgebirge des kleinen Golfs von Pozzuoli bilden, so wie Misenum das westliche. — Jetzt streift das Auge, immer mehr rechts sich wendend, an dem mahle-

eischen Posilippo-Gebirge hin (wunderbare dunkele mit Villen und Vegetation gekrönte Felsen), bis es auf die Gärten und Gebäude der Villa reale und auf die tief am Meere liegende prächtige Häuser-Reihe des Borgo di Chiaja schauend, am weit in das Meer vorspringenden Castello dell' Uovo einen Ruhepunkt gefunden. — Der königliche Palast und des ihm nahen Castells alterthümliche Formen erheben sich nun; der weit in's Meer sich erstreckende Molo mit seinem Leuchtthurme kömmt und der Hafen mit den Hunderten seiner Schiffe, unter denen, selbst in dieser Entfernung, von einem guten Auge die riesigen Linienschiffe, welche hier beständig ungenutzt liegen, unterschieden werden mögen. Amphitheatralisch erhebt sich Neapel mit den Tausenden seiner weißen Häuser, seinen Palästen und Kirchen, deren Plateformen — denn unsere Dächer findet man hier zu Lande nicht — uns in den Orient versetzen. Das große Neapel scheint noch weit größer, als es ist, und schimmert im glänzendsten Farbenschmelze. — Wir wenden den Blick immer mehr rechts, und schon, oben am Rande des Amphitheaters, anstatt des jetzt links gelassenen Castells S. Elmo, nimmt das königliche Schloß Capo di Monte die Mitte des Gemähldes ein. Wir führen das Auge wieder hinunter und erblicken das Leben und Treiben am

Ufer und auf dem Waſſer. — Neapel endet aber noch lange nicht, denn drei Meilen lang zieht ſich eine weiß-glänzende Häuſer-Reihe, in welcher Caſernen und Paläſte hervorleuchten, nach Portici, deſſen königliches Schloß jetzt dem Geſichte gegenüber liegt. Aber auch Portici endet nicht ſichtbar, denn Torre del Greco ſchmilzt mit ihm zuſammen. — Torre del Greco, gefährlich gelegen am Strande des Meers und am Fuße des Feuerberges, ſchwebt Liſſabons Schickſal ſtets über dem Haupte. — Jetzt liegt der Veſuv, den Somma zur Linken habend, gerade vor uns. Ein gewaltiger Kegel, von deſſen Spitze eine Rauchwolke zuerſt ſich emporhebt, dann einen unabſehbaren Wolkenſtreif bildend, ſich weit hin im Oſten am Horizonte verliert. — Ein wunderbarer blauvioletter Farbenzauber zieht ſich florartig vor dem Gebirge her. — Die Lavaſtröme, welche bei Torre del Greco ſich ſo oft ins Meer ergoſſen, erkennt das Auge in dieſer Entfernung nicht, denn wir mögen leicht vier Meilen von dem Strande Reſina's entfernet ſeyn. — Wir verfolgen unſer Rundgemählde und ſchon liegt der Golf zwiſchen Torre dell' Annunziata und Caſtello a mare, ein kleinerer Buſen in dem großen von Neapel, vor uns. Wir ſchauen in ein Thal, aus welchem der Sarno ſeine Fluthen ins Meer ergießt. — Es zieht ſich allmählig in die Höhe

und scheint, von hier aus gesehen, öde. — Nun wenden wir dem schönen Neapel den Rücken. — Das Gebirge der lang hin ins Meer gestreckten Landzunge von Castello a mare bis zu dem Vorgebirge Minerva und der Punta della Campanella breitet sich vor unsern Augen aus. — Groteske Formen, wundersam von der untergehenden Sonne beleuchtet. Sonderbarer noch ist die Gestaltung des hoch sich erhebenden Capri. Ein fernes Meerungeheuer scheint aus den Wogen empor aufzutauchen. — Hier verliert sich am Horizont der lange Dampfstreif des Vesuv. — Nun kommt die endlose Fläche des unermeßlichen Meers: wir schauen nur Himmel und Wasser, bis unser Auge wieder auf dem Monte Epomeo der Insel Ischia ruhet, und so den Zauberkreis umschauet hat.

Dieses Panorama habe ich oftmahls an heitern, wolkenlosen Abenden mit Entzücken betrachtet.

Die Stadt Neapel hat einen ganz eigenthümlichen Charakter. — Man möchte behaupten, erst hier in dem wahren Italien zu seyn, denn hier erst prägen sich die Eigenthümlichkeiten des Volks und des Landes in ihrer ganzen Schärfe aus. In der Lombardei ist man noch halb auf germanischem Boden, in Toscana hat

eine Ordnung und Gesittung befördernde Regierung die scharfen und hervorragenden, aber eben charakterisirenden Ecken des Volkscharakters abgeschliffen, zu Rom ist man in der Hauptstadt eines geistlichen Staates, die Kirche herrscht vor: erst zu Neapel, wo ein mildes, einen großen Theil des Jahres wahrhaft paradiesisches Klima, große Fruchtbarkeit und Wohlfeilheit der Lebensmittel, und vorzüglich die Nähe des Meers, welche diese befördert und zu leichtem Erwerbe tausend Gelegenheiten giebt, den Sorgen für die Erhaltung des lieben Lebens keinen Eingang verstattet, bildete sich der Charakter des Volkes vollkommen aus. Dieser scheint mir zusammengesetzt zu seyn aus Sorglosigkeit, Hinneigung zum Aberglauben und dem allervollständigsten Egoismus. Wenn dieser letzte wohl überall eine sehr bedeutende Rolle spielt, und wenn der Sterbliche nur zu geneigt ist, seinem theuren Ich, er möge dieses nun heuchlerisch noch sehr verstecken wollen, alles andere nachzusetzen: so zeigt er sich doch wohl nirgend mehr in der vollständigsten Nacktheit als zu Neapel. — Es versteht sich, daß ich hier nur von den niedern Volksclassen rede, denn die sogenannten Vornehmen sehen sich so ziemlich in allen Ländern Europa's gleich; durch welche Bemerkung ich doch keinesweges zurücknehme, was ich bei Rom äußerte, daß der vornehmere und überhaupt der

gebildete Italiäner an zuvorkommender Liebenswürdigkeit gegen Fremde vielleicht alle Europäer übertrifft, welches mir das Ergebniß seines Verstandes und seiner Klugheit zu seyn scheint, die ihn lehrt, daß spießbürgerliches Wichtigthun und affectirte Kälte nur lächerlich machen und also weit davon entfernt sind, den egoistischen Zweck, sich geltend zu machen, zu befördern. Diese Bemerkung machte ich auch hier. Beschränkt durch die Kürze meines Aufenthalts [redacted]ückgehalten durch den Umgang mit liebenswürdigen Reisegefährten, habe ich von den vielen Empfehlungsbriefen, die ich für Neapel hatte, nur sehr wenige abgegeben: aber wo dieses geschah, oder wo mich der Zufall Bekanntschaften machen ließ, welch einen Unterschied fand ich hier in dem Empfange mit dem, der im Norden so oft den Fremden zu Theil wird, und der selbst in Meiland seinen Nachhall zu haben scheint.

Das Bild des Volkslebens zeigen zu Neapel Hafen, Plätze und Straßen. — Neapel ist eine sehr große Stadt; denn man kann annehmen (wenn man sich über geographische und statistische Benennungen hinwegsetzen will), daß sie sich von Torre del Greco, am Fuß des Vesuv, über Resina, Portici, Barra, dem Ponte di Maddalena, den Quais und Hafen entlang, die Chiaja und Mergelina hinunter, bis zur Punta di Posilippo,

wohl zwei deutſche Meilen in die Länge, fortziehe; denn auf dieſer ganzen Strecke wandelt man ſtets zwiſchen Häuſern, oft zwiſchen Paläſten, und der Straßenlärm bricht nirgends ab. Von Caſtello dell' Uovo an, über den Platz des königlichen Palaſtes, die eine ital. Meile lange Strada Toledo hinauf, dann über den Largo dello Spirito Santo, am Muſeo Borbonico vorbei, immer in die Höhe bis zum Schloſſe Capo di Monte, wird doch auch wohl eine gute deutſche Meile ausmachen. Die Maſſe von Häuſern, die ſo in Länge und Breite angedeutet iſt, welche nirgend Ringmauern einſchließet, ſondern die ſich in Villen und Gärten verlieret, wird von einer Menſchenzahl bewohnt, die jetzt eine halbe Million überſchreitet. Dieſe Menſchen ſitzen aber nicht, wie in Englands Fabrikſtädten, in den Häuſern der Fabricanten, von ihren frühen Kinderjahren jeder frohen Jugend entbehrend, bis zu einem ſie aus dem großen Gefängniſſe wohlthätig erlöſenden frühen Tode, täglich eingeſperret von der Zeit des erſten Schimmers der Morgenröthe bis nahe zur Mitternacht, hinabgewürdigt zu producirenden Maſchinen: — ſondern ſie treiben ſich unter Gottes Himmel auf den Plätzen und Straßen umher, zum Theil nicht wiſſend, wo ſie in nächſter Nacht das Haupt hinlegen werden, aber unbeſorgt um ihre künftige Exiſtenz, denn wenig gehört dazu, dieſe zu er-

halten. Auch der Handwerker schließt sich nicht ein: Alles geschieht auf den Straßen oder doch in völlig gegen diese geöffneten Zimmern. In solchen sitzen sogar die Reihen der frohen Putzmacherinnen, während die Schuster, an den Häusern entlang, ebenfalls in Reihen sitzen. Zwischen der unzählbaren Menge der Fuhrwerke aller Art, der Cabrioletts, Fiacker, Chaisen und Prachtwagen dränget sich nun die Menge durch, schreiend und lärmend; mächtige Gestalten der Bettler sieht hier oft einem Heroen ähnlich — selten jedoch das Mädchen einer Grazie. — Auf der Straße läßt der gemeine Neapolitaner sich rasiren, hier wird für ihn gekocht und gebraten, hier verschlingt er seine Macaroni, hier sitzt unbefangen die Mutter und befreit ihre bereits erwachsene Tochter von den entomologischen Arten, welche in der Reisebeschreibung eines deutschen Geschäftsmanns eine so bedeutende und ihm jedes Vergnügen zerstörende Rolle spielen *), während die lang hingestreckte Tochter einen ähnlichen Liebesdienst an einem jüngern Schwe-

*) Wer hätte denken sollen, daß die germanischen und italischen Kerfe, um mit Ocken, oder Ziefer, um mit Campe zu reden, über diese Erwähnungen ihrer Angriffe in Correspondenz gerathen würden? S. »Schreiben eines deutschen Flohs u. s. w.,« von Adamssohn, Meißen, 1836.

ſterchen übt, die ganz gemüthlich während des Vertilgungskriegs an einer Apfelſine naſcht. Jetzt begegnet uns ſchreiend ein Sorbetten-Verkäufer, jetzt ein Trödler; nun drängen ſich königliche Gardiſten auf muthigen Roſſen durch die Maſſen, dann folgt eine kirchliche Proceſſion, eine Grabesfolge wunderlich vermummt, und jetzt gar ein ſechs- oder achtſpänniger Hofwagen, umgeben mit Garden. Vierzigtauſend Lazzaroni, die meiſten halb — mehrere, beſonders Kinder, faſt ganz nackt, zeigen das Extrem von jenem Prunk, und geben dem Gemählde den Charakter. Nicht zehn Schritte kann man gehen, ohne von Bettlern angeſprochen zu werden. Und welche Geſtalten des Elends unter dieſen! — Ich halte dafür, daß es keine Straße auf der Erde giebt, welche die Lebendigkeit und die Mannichfaltigkeit der Geſtalten der Straße Toledo zeige. — Manufactur- und Kunſtläden aller Art, Tiſche der Geldwechsler, Stände der Bücher- und Kupferſtich-Antiquarien, Butiken der Zuckerbäcker bilden eine nur von Kirchen und Paläſten hin und wieder unterbrochene Reihe. Aber auch vor dieſen allerhand Stände und Gruppen von Lazzaroni und Bettlern. Man iſt in einem ſteten Gedränge, und iſt ſicher jeden der erſten Tage des Aufenthalts (bis man in dieſer Beziehung vorſichtig geworden) das Schnupftuch einzubüßen. — Langeweile hier zu haben iſt unmög-

lich; bald erlernt man das Straßenleben gleich dem Neapolitaner.

Nachdem ich mich zwei Tage in Neapel umhergetrieben, um ein allgemeines Bild von der Stadt zu gewinnen; oft allein, nur bisweilen begleitet von meinem Lohnbedienten, der unendlich meinem römischen Cicerone nachstand, und gewissermaaßen den vornehmen Herrn spielen wollte, — meinen Freund, den Grafen Veterani, erwartend und alle größeren Ausflüge bis zu dessen Eintreffen aufschiebend, — wandte ich den Morgen des 24sten Junius dazu an, das unglaublich schöne westliche Ufer des Golfs zu besuchen, indem ich durch die berühmte Grotte von Posilippo fuhr, dann zurückkehrte, und auf dem prächtigen neuen Wege, am Strande des Meeres, welchen die Neapolitaner, so wie sehr viel Gutes dem Könige Joachim Murat verdanken, bis zur Punta di Posilippo den Weg fortsetzte. Eine nahe Verbindung jenseits der Grotte findet nämlich zwischen dem alten und neuen Wege nicht Statt. Diese Grotte, deren erster Ursprung in Dunkel gehüllet ist, hat eine Höhe von 60 Fuß, ist so breit, daß zwei Wagen bequem neben einander fahren können, und hat eine Länge von 900 Schritten. Sie hat oben zwei

Lichtöffnungen, die aber wenig ihren Zweck erfüllen, und ist deßhalb Tag und Nacht, doch nur unzureichend, mit Laternen erhellt. Durch diese Grotte führet der nächste Weg nach dem fünf ital. Meilen von Neapel am Meere gelegenen Pozzuoli. Unendlich angenehmer ist die schon gedachte neue Straße, welche die herrlichsten Aussichten auf dem Hinwege nach Pozzuoli auf die Inseln Procida und Ischia darbietet, dagegen sich auf dem Rückwege ein noch bei weitem schöneres Gemählde dem entzückten Auge entwickelt. Hier liegt nahe, links, in ihrer ganzen Pracht die unermeßliche Stadt, am Ende des mit Häusern eingefaßten Strandes der rauchende Vesuv, rechts das durch Schiffe belebte Meer, und in der Ferne die wunderſam geformte Insel Capri.

Am Nachmittage machte ich einen Ausflug zu Wasser, bis ganz in die Nähe der Insel Ischia, ohne jedoch auszusteigen, wozu es an Zeit fehlte, da meine Schiffer, bei etwas hochgehendem Meere, Bedenken trugen, mit dem kleinen Segelboote, dessen Lauf sie von Zeit zu Zeit mit Rudern unterstützten, in der Dunkelheit die Rückkehr zu unternehmen. Wir umschifften die americanischen Fregatten, welche hergekommen waren, bedeutende Geldsummen abzuholen, die Neapel noch aus napoleonischen Zeiten an die vereinigten Staaten schul-

dig war, und die ſich, da der Zweck ihrer Gegenwart erfüllt, jetzt zur Abreiſe anſchickten. Man ſagte mir, die Americaner hätten gedroht, und Neapel, in dieſer Beziehung weniger empfindlich als Frankreich, zahlte.— Dann beſuchten wir die neapolitaniſchen Fahrzeuge, die, unſtreitig um die ungebetenen Gäſte zu beobachten, ungefähr eine ital. Meile näher nach Neapel hin ſich aufgeſtellt hatten. Es verſteht ſich, daß wir in einiger ehrerbietiger Entfernung von den Kriegsſchiffen blieben, die Annäherung nicht geſtatten. Jeder Fremde zu Neapel ſollte billig keinen Tag, an welchem es Wind und Wetter erlauben, verſäumen, Fahrten dieſer Art im Golf anzuſtellen, um für den Reſt des Lebens das Bild, welches Göthe ſo herrlich characteriſirte, ſich unauslöſchlich zu eigen zu machen. — Heute Abend war die Beleuchtung des Veſuv und der Gebirgskette, die ſich von Torre dell' Annunziata nach Capri hinerſtreckt, wundervoll. Jeder verhüllende Dunſtſchleier war verſchwunden, man erkannte die kleinſten Partien am Gebirge. So konnte man z. B. die Baumgruppe am Hauſe des Eremiten am Veſuv, nach dem Monte Somma zu, ganz genau erkennen. — Nun ging die Sonne unter, und allmählig hüllten ſich die Gebirge in Dunkelheit, aber von tauſend Lichtern erglänzte jetzt Chiaja und Hafen, da das heutige Johannis-Feſt dem Volke zu Vergnü-

gungen Gelegenheit gab. Tausende von Menschen trieben sich am Strande herum, hoch lohertten die Feuer der Garköche, alle Buden waren erleuchtet, und die Wellen glänzten, als wären tausend Funken auf sie ausgestreut. Und wie flimmerten auf dunkelm Himmelsgrunde die Sterne! — Nein, eine Scene dieser Art, wie bei Tage so bei Nacht, kann nur der Golf von Neapel dem Auge darbieten. — Endlich landete ich im Hafen, sehr zufrieden mit meinen freundlichen, dienstwilligen Schiffern, die auch mit mir so zufrieden waren, daß wir ausmachten, so lange ich in Neapel seyn würde, mit ihnen in Geschäftsverbindung zu bleiben, welches auch geschehen ist.

Den Abend, oder vielmehr einen Theil der Nacht, brachte ich in dem weltberühmten Theater St. Carlo zu, dem größten, wie man sagt, auf der Erde. Mein Lohnbediente hatte mir eine Karte auf einen bezeichneten Sitz im Parterre gelöset, wofür fünf Carlini (ungefähr 17 Sgr.) bezahlt wurden. Hier fand ich Männer und Damen, aber bei weitem waren nicht alle Plätze besetzt, und das Haus, welches sechs Logenreihen hat, keinesweges gefüllt. Man gab den ersten Act von Rossi's und Rossini's Semiramide, worauf Ballette folgten, die Alles übertrafen, was ich in der Art früher gesehen hatte. Wenig Kenner jedoch in Sachen der Art,

verweise ich auf das Werk des Herrn Nicolai, dessen Kompetenz in Allem was Musik betrifft ich willig anerkenne. Wie ich denn, obgleich beklagend, daß er aus Mangel an Sinn für höhere Genüsse, der wohl vorzüglich daher rühret, daß ihm classische Bildung zu fehlen scheint, und aus körperlicher Verdeichlichung Italien so wenig zu genießen im Stande war, doch sein Buch empfehle; denn hat man seine Art und Weise aufzufassen erst begriffen, so trägt es allerdings dazu bei, sich eine richtigere Vorstellung von Italien zu machen, als wohl geschieht. Im Theater betrug man sich genau so, wie es bei uns üblich ist; man schenkte dem Stücke durchaus völlige Aufmerksamkeit. Als der erste Act des großen Ballets beendet war, mochte es ungefähr ein Uhr nach Mitternacht seyn. Ich glaubte für heute genug zu haben, und entfernte mich. — Auch um diese Zeit war es auf der Straße Toledo, welche nicht gar weit von dem Theater beginnt, wenigstens noch so lebhaft, als es in Leipzig an den besuchtesten Meßtagen zu seyn pflegt. Alle Läden waren prächtig erleuchtet, und brachten mir den unvergleichlichen Marcusplatz zu Venedig wieder in's Gedächtniß. — An dunkleren Stellen, z. B. unter den Portalen der Kirchen und Paläste, lagen jedoch Gruppen von schlafenden Lazzaronen. Die Mütter hatten die Kinder auf dem Busen liegen, ihnen so

Wärme mittheilend, und sich selbst erwärmend; denn die Nacht war kühl, und die armen Kleinen waren nackt. Eben, angelockt durch das leckere Ansehn, hatte ich mir bei einem Zuckerbäcker ein Paar schöne Blätterkuchen gekauft, um sie wandernd zu verzehren, als mir zwei nackte Kinder ihre Händchen herreichten. Ich gab ihnen sofort meinen Vorrath, und hatte nun das Vergnügen, zu sehen, mit welchem Appetit sie sich an die Verspeisung machten, während die halbnackte Mutter, wehmüthig lächelnd, nun auch die Hände darreichte, um zu empfangen. Dieses sind die Schattenseiten von dem prächtigen Neapel. — Vielmahls habe ich mit gebildeten Neapolitanern über diese Verhältnisse gesprochen. Da hörte ich denn ungefähr Folgendes. — »Es fehlt hier nicht an großen Versorgungsanstalten für Kranke, Arme, besonders für verlassene und verwahrloſete Kinder. Ihr werdet bei längerm Aufenthalte sie kennen lernen. Es mag seyn, daß sie nicht völlig zweckmäßig verwaltet und ihre Wohlthaten nicht immer vollkommen gerecht vertheilet werden, wie denn gewöhnlich bei Instituten dieser Art Willkührlichkeiten unterlaufen und auch in Deutschland, nach der menschlichen Natur, nicht fehlen werden. Aber wär' es möglich, so für die Armen Neapels zu sorgen, wie Ihr zu wünschen scheint: was wollte aus der Stadt, ja aus dem Staate werden? —

Wir haben hier 40,000 Lazzaroni, d. h. Menschen, die nichts als ihre Körperkraft besitzen, und regelmäßige Arbeit scheuen. Ihr größtes Gut ist ihnen die Freiheit. Heute wird ein Blinder in das Hospital der Blinden an der Chiaja aufgenommen, wo er gut ernähret, aber zu geringer Arbeit angehalten wird. Nach acht Tagen fordert er Entlassung; ihm ist es erfreulicher, auf der Straße nach Portici, an einem Stocke geleitet, schreiend den Wagen nachzulaufen, als bei einem regelmäßigen Leben gleichsam eingesperret zu seyn. — Wär' es aber auch möglich, den Lazzaronen Kleidung und Obdach zu geben, wie würden sie sich fortpflanzen! — Aus den 40,000 würden bald 80,000, und aus dieser Zahl eine halbe Million werden, der wir nicht würden widerstehen können. Die Armuth hier zu Lande muß durch den Mangel und das Elend, welches sie wesentlich mit sich führet, sich zum großen Theil in sich selbst aufreiben. Nicht ihre große Sterblichkeit, nicht der Untergang so vieler Kinder macht uns bange, sondern daß so viele am Leben bleiben. — „Der Einzelne helfe, er machte sich den Hochgenuß der Wohlthätigkeit und der bewirkten Rettung: der Staat darf es nicht. Hier sind die Proletarier gefährlich.“ — So mancher Verständige. Setzt man nun dem entgegen, was man in Deutschland solchen Auseinandersetzungen entgegensetzen würde: so ver-

nimmt man sofort, daß Landessitte und selbst die Religion, wie man sie hier auffaßt, solches nicht erlauben. — Mehrere Schweizerregimenter sind im neapolitanischen Dienste. Könnte man diese Fremden nicht durch die zu Soldaten auferzogenen Kinder der Lazzaronen ersetzen? — Man zweifelt, daß so organisirte Regimenter, zu sehr mit dem Volke verwachsen, den beabsichtigten Zweck erfüllen würden.

Am 25sten Junius, Nachmittags gegen vier Uhr, begann zu Neapel die feierliche Procession, welche in katholischen Ländern acht Tage nach dem Frohnleichnams-Feste Statt zu haben pflegt. Ich hatte mich in das Kaffeehaus »Italia,« das schönste in Neapel und dem königlichen Schlosse schräg gegenüber, welches ich, schon einiger dort gemachten Bekanntschaften wegen, täglich besuchte, begeben, um hier von einem Perron des untern Geschosses der Feierlichkeit zuzuschauen. Auf Straßen und Plätzen waren seit einigen Tagen schon mehrere hohe Altäre errichtet, welche mit ihren bunten Säulen, Gebälken und Nischen von der Beschaffenheit sind, daß sie auf- und abgeschlagen werden können, und die auf der Straße Toledo (wo es ebenfalls an Altären nicht fehlte) herrschende Lebhaftigkeit hatte sich noch verdop-

pelt. Alles war in Bewegung. — Endlich erſchien die Proceſſion: prächtig genug, doch für Einen, der erſt vor acht Tagen der Frohnleichnams-Feier zu Rom beigewohnt hatte, nicht beſonders anregend. Denn wie Rom die Hauptſtadt der Welt in Beziehung auf alte und neue Kunſt iſt, ſo iſt es dieſes auch in Beziehung auf den Pomp kirchlicher Feierlichkeiten. — Das Sacrament trug der Cardinal-Legat; der Hof, die höchſten Staats- und Stadtbehörden, die geſammte Geiſtlichkeit Neapels, einſchließlich der Mönchsorden, das Officier-Corps und große Abtheilungen von Cavallerie und Infanterie ſchritten, entweder dem Sacrament vorher, oder folgten. Der König ſelbſt wohnte dieſer Proceſſion nicht bei, ſondern ſah ihr von dem Haupt-Altan ſeines Schloſſes zu. — Gerade vor dem Hauſe, wo ich mich befand, wandte ſich die Proceſſion, um durch die Straße S. Carlo nach dem Largo del Caſtello einzubiegen, daher ich kaum einen beſſern Platz hätte erwählen können. — Nach Beendigung der Feierlichkeit machte ich mit einem neapolitaniſchen Grafen * * *, einem liebenswürdigen, etwas ſchwermüthigen jungen Manne, deſſen Bekanntſchaft ich ſchon am erſten Tage meines Hierſeyns gemacht hatte, einen Spaziergang durch die Villa reale, nicht wenig betroffen, daß er, vertrauter und mittheilender werdend, ſeine Landsleute im Allgemeinen

für halbe Barbaren erklärte, die in der Civilisation gegen andere Nationen, und selbst gegen andere Italiäner, um ein Jahrhundert zurückständen. »Ich weiß,« sagte er, »es giebt große Ausnahmen, wir haben Philosophen, Rechtsgelehrte, Naturforscher, Aerzte, Astronomen, die in jedem Lande Europa's große Männer genannt werden würden, gehabt und haben deren auch noch einige, die europäischen Ruf besitzen: aber sie sind selten, und die allgemeine Unwissenheit wirkt in so fern auch auf sie zurück, daß sie die Ergebnisse ihrer Forschungen und ihres Denkens nicht ohne die größten, sehr schwer zu überwindenden Schwierigkeiten bekannt machen können; denn wir haben keinen Buchhandel, wie Ihr in Deutschland habt, oder wie ihn der Franzose, der Engländer und selbst der Däne und Schwede hat. — Findet die Handschrift bei der Censur-Behörde kein Hinderniß, so mag der Verfasser sein eigenes Geld aufwenden, um sein Werk drucken zu lassen, und soll es dann gelesen werden, so mag er es verschenken. Geld geben wir nicht leicht für Bücher aus. Viel denken macht alt, sagen wir: und wir genießen gern das liebe Leben. — Ein Wunder, wenn einige Exemplare nach Rom, Florenz, Meiland, Venedig und Turin gelangen, denn unsere Buchhändler, die zugleich mit Siegellack, Papier und Federn handeln, correspondiren nicht. Selbst um

ein Buch unſerer eigenen großen Schriftſteller zu kaufen, muß man oft lange umherlaufen, und am Ende den Verfaſſer ſelbſt aufſuchen, um es ſich zu verſchaffen. Es iſt hier nicht, wie zu Meiland, Venedig und Padua. — Auch vom Auslande bekommen wir wenig Bücher. Die im öſtreichiſchen Italien gedruckten müſſen einen doppelten Impoſt bezahlen; ich weiß nicht recht, aus welcher Wiedervergeltung.« — So ungefähr mein mit dem eigenen Vaterlande unzufriedener Begleiter.

Zurückgekehrt nach Hauſe, hatte ich die große Freude, zu erfahren, daß der Graf Veterani mit ſeiner Gemahlinn glücklich von Rom angekommen, und nicht lange hatte ich zu warten, als Beide, die auf einige Augenblicke nach dem Hafen geeilt waren, ungeduldig, dieſen zu ſehen, ſelbſt erſchienen. — Welch ein Jubel! Mir war, als wär' ich in dem Cirkel der Meinen.

. . . . . animae, quales neque candidiores
Terra tulit, neque queis me sit devictior alter.

Die Antiquitäten- und Kunſtſammlungen der Krone, und zugleich die Bibliothek, ſind jetzt in einem iſolirt ſtehenden Palaſte von außerordentlicher Größe vereint, welcher, ein längliches Viereck bildend, zwei Höfe einſchließt, und von Außen durch ſeine ein-

fache und edele Architectur einen grandioſen Anblick gewährt. Er liegt an dem Largo delle Pigne, wohl eine ital. Meile von der Piazza reale. Dieſes Ganze führt die Benennung Muſeo reale Borbonico, und hat ſeines Gleichen nicht in der Welt. Wenn dieſes Inſtitut in Beziehung auf antike Sculpturwerke und Gemählde des 15ten, 16ten und 17ten Jahrhunderts den Sammlungen zu Rom, Florenz und vielleicht zu Paris nachſtehen muß, ſo ſind doch ſelbſt in dieſen Hinſichten hier Kunſtwerke der erſten Claſſe zu bewundern; — man braucht nur an den farneſiſchen Hercules, den farneſiſchen Stier, an die Reiterſtatuen der beiden Balbus, an Tizian's Danaë und mehrere andere Werke dieſes Meiſters zu denken: — aber Tauſende von Kunſtgegenſtänden und von Geräthſchaften aus dem bürgerlichen Leben der Alten, welche die Aufgrabungen aus den verſchütteten Städten Herculanum, Stabiä und Pompeji an den Tag förderten, und welche ein ſo helles Licht über die Lebensweiſe der Römer verbreiteten, kann man einzig hier ſchauen. Hier iſt nämlich jetzt Alles vereint, was noch bis vor kurzem an Monumenten dieſer Art die königlichen Muſeen zu Portici und zu Capo di Monte enthielten.

Das bourboniſche Muſeum iſt mit lobenswerther Liberalität täglich (außer den Feſttagen und den

Ferien) dem Publicum geöffnet, keine Einlaßcarten sind erforderlich, und man bezahlt nichts. Doch schließt diese letzte Bemerkung nicht aus, daß von Unterbedienten, welche sich dem Beschauer zu besonderen Nachweisungen beizugesellen pflegen, nicht ein kleines Honorar dankbar angenommen würde. Gefordert wird aber nichts, und man ist zu nichts verpflichtet. Die gedruckten Catalogen der Sammlung, welche aber noch nicht vollständig erschienen, sind hier käuflich zu erhalten *), eine kurze Uebersicht der verschiedenen Sammlungen, abgedruckt auf einem Quartblatte, in italiänischer und französischer Sprache, wird aber dem Eintretenden schon in der Vorhalle umsonst überreicht.

Ich lasse von diesem Blatte hier eine Uebersetzung folgen, da es seinen Zweck sehr gut erfüllt. Der Fremde würde sich ohne eine solche Nachweisung in dem außerordentlich großen Gebäude sehr schwer orientiren können, und nicht wissen, wohin er sich zu wenden habe.

*) Guide pour le Musée royal Bourbon, par François Verde, Jean Pogano et Charles Bonucci. Traduit par C. I. I. Tom I. & II. Naples, 1831, 1832. Das Ganze ist auf fünf Bände berechnet, von denen der 4te eine Beschreibung der Stadt Neapel, der 5te aber eine solche der Alterthümer des Königreichs beider Sicilien enthalten soll. Die erschienenen beiden Theile geben bereits für die Hauptsammlungen des Museums die beste Anleitung.

Verzeichniß der Gallerien des königlichen bourboniſchen Muſeums.

Erdgeſchoß.

Die alten Gemählde von Herculanum, Pompeji und Stabiä.

Die alten Moſaiken.

Die ägyptiſchen Denkmähler.

Die Inſchriften-Sammlung.

Der farneſiſche Stier.

Der farneſiſche Hercules.

Die Statuen von Bronze.

Die alten Bildhauer-Arbeiten in Marmor: Statuen, Basreliefs, Sarcophagen, architectoniſche Verzierungen.

An der Treppe, rechts.

Die antiken Gefäße von gebrannter Erde (terra cotta).

Die Denkmähler des Mittelalters.

Oberes Geſchoß.

Die Gemählde der neapolitaniſchen Schule.

Die Gemählde der fremden Schulen.

Die ausgezeichneten Meiſterſtücke. (In Cabinetten.)

Die antiken Glas-Gegenſtände.

Vorbehaltene Gegenstände (Oggetti riservati *).
Antike Bronzen.
Italisch-Griechische Urnen.
Die Medaillon-Sammlung und kostbare Gegenstände.
Die Bibliothek.
Die Papyrus-Rollen aus Herculanum.

Die antiken Gemählde nehmen mehrere Säle ein, und sind bis zu einer Höhe von ungefähr zwanzig Fuß an den Wänden eingemauert oder sonst befestigt. Ihr Character ist jedem Gebildeten bekannt. Hinsichtlich der Zeichnung sind sie oft vortrefflich, das Colorit würde, auch ehe es von Zeit und Feuchtigkeit gelitten, wohl nie mit den Leistungen der neuern Kunst in dieser Beziehung haben verglichen werden können.

In dem eben angeführten Wegweiser durch das Museum sind die vorzüglichsten dieser Gemählde aufgeführt und erklärt, zum Theil mit Rückweisungen auf das berühmte prächtige Werk: Le pitture antiche d'Ercolano e contorni incise con qualche Spiega-

---

*) Zu diesem gehört Alles, was den Cultus des Phallus betrifft. In dem »Guide« sind diese Gegenstände Thl. II. S. 177 ff. einzeln nach ihren Nummern aufgeführt, und sehr discret erläutert.

zione; Napoli, nella regia stamperia. — Neun Bände; 1757 — 1763 *).

Die Sammlung ägyptischer Alterthümer, aufgestellt in einem großen Saale und zwei Cabinetten, enthält über 250 größere Gegenstände an Sculpturen, Bronzen, Mumien u. s. w., und in mehreren Schränken eine unzählige Menge kleinerer in Metall und harten Steinen. Die Mehrzahl dieser letzteren ist wohl in den Isistempeln zu Herculanum und Pompeji gefunden und beweiset, wie ausgebreitet der ägyptische Götterdienst im ersten Jahrhundert n. Ch. in Italien war. Die griechische Götterlehre war heiter, die ägyptische düster und mystisch. Sie mochte für Aegyptier passen: bei den Römern bezeichnete sie, wie zu unseren Zeiten die Mystik, eine entartete Denkweise. Unter der bedeutenden Anzahl von Mumien zog die eines zu frühzeitig geborenen Kindes, von ungefähr einem Fuß Länge, meine Aufmerksamkeit vorzüglich auf sich. Auch die körperliche

*) Es findet sich dieses Werk wohl in allen größeren deutschen Bibliotheken, und ist auch nicht ganz selten in Auctionen und bei Antiquaren für ungefähr 70 — 80 Rthlr. zu erhalten. Der zu Augsburg besorgte Nachstich in Umrissen (Li Contorni delle pitture antiche d'Erculano) mag als Nothbehelf dienen. Der italiänische Text ist überdies sehr fehlerhaft nachgedruckt.

Hülle dieſer Seele ſollte erhalten werden. Von dieſen ägyptiſchen Gegenſtänden ſind die merkwürdigſten in dem Wegweiſer angezeigt und erläutert. Unter den antiken Marmor-Statuen ſind mehrere vom erſten Range. Merkwürdig ſind die vielen Darſtellungen von Mitgliedern der Familie des Marcus Nonius Balbus, Proconſuls und Protectors von Herculanum, ſowohl durch die Vorzüglichkeit der Arbeit und Erhaltung, als durch die Familien-Aehnlichkeit der einzelnen Perſonen unter einander. Ich kann nicht ſagen, daß die Damen Balbus beſonders reizend geweſen ſeyen: ſie haben ganz gewöhnliche italiäniſche Geſichtsbildungen. Dieſe Statuen ſind ſämmtlich zu Herculanum gefunden. — Die Reiterſtatuen Balbus des Vaters und Balbus des Sohnes ſind von einer ſolchen Schönheit, hinſichtlich der ganzen Ausführung, daß man ſie noch über die des Marcus Aurelius auf dem Capitol ſetzt, welches mir doch zu viel zu ſeyn ſcheint. Die Statue des Sohnes Balbus, auch dieſer war Proconſul, die ſchönſte, wurde bereits 1693 zu Herculanum gefunden, und kaum zu Portici aufgeſtellt, riß ihr, die ſo viele Jahrhunderte in Sicherheit geweſen, eine Kanonenkugel den Kopf hinweg, der jedoch aus den Bruchſtücken ziemlich hergeſtellt iſt. Wie reich die Sammlung an alten Statuen ſey, die in vielen großen und prächtigen Sälen und Galle-

rien aufgestellt sind, und in ihrer Aufstellung einen äußerst großartigen Anblick gewähren, mag man aus der Bemerkung abnehmen, daß der größeren allein über fünfhundert vorhanden sind.

Nicht minder merkwürdig, ja noch mehr, da sie so selten sind, ist die große Sammlung der Bronzen, welche fast alle aus den verschütteten Städten herrühren. Es sind davon über hundert größere Darstellungen vorhanden; die meisten vorzüglich erhalten. Die colossale Statue eines Augustus zeichnet sich besonders aus. Der antiken Mosaiken ist gleichfalls eine große Anzahl, und zum Theil sind sie vortrefflich. Doch muß der unparteiische Beobachter hier gestehen, daß in der Kunst mosaischer Arbeiten die Alten von den Neuern überwunden sind.

Aber wo wollte ich enden, wenn ich nur andeuten wollte, was in diesem prächtigen und großen Palaste der Musen aufgehäuft: auch ist im Allgemeinen bekannt genug, was aus den verschütteten Städten an Papyrus-Rollen, an Küchen- und Hausgeräthen, Glassachen u. s. w. zu Tage gefördert worden. — Die berühmte Danaë Tizians der Gemählde gallerie wird in einem verschlossenen Cabinette verwahrt, das nur nach besonderer (leicht zu erhaltender) Erlaubniß eröffnet wird. — Man befürchtet, daß der Eindruck auf jugendliche Ge-

müther zu heftig seyn könne. Und in der That, man muß gestehen, Danaë war eines Jupiter und eines goldenen Regens werth. — Ich habe, wie überhaupt das Museum, so auch dieses Cabinett (in welchem es an Pendants zur Danaë nicht fehlt) öfter besucht, und jedesmahl copirende Mahler beschäftigt gefunden. Eine dem Original an Größe gleiche (lebensgroße) Nachbildung, recht treu und gut, sollte vierzig, und kleinere zwölf Piaster kosten. Wenig genug für ein solches Bild: aber ohne Vorhang würde es in keinem Privathause aufzustellen seyn. — Ein halbes Dutzend der letzten stand auf dem Boden, und wartete auf Käufer. Uebrigens glaube ich, daß diese Danaë das non plus ultra weiblicher reizender Schönheit in der Darstellung eines Mahlers sey.

Die Bibliothek hat 200,000 Bände, aber nur ungefähr 4000 Handschriften.

Die Darstellungen antiker Baumonumente in Kork sind im höchsten Grade interessant. Vorzüglich zog mich Pästum mit seinem Neptunstempel, Ringmauern und übrigen Resten an.

Einen der größten Mißgriffe, welchen ein Reisender, dem es darum zu thun ist, von den Einwohnern des

Landes, welches er besucht, mehr als Lohnbediente, Postillone, Aufwärter und Zollbeamte kennen zu lernen, begehen kann, ist, wenn er, entweder vornehm und hochmüthig, oder menschenscheu, allein oder mit den Reisegefährten auf seinem Zimmer ißt. — Wie manche höchst interessante Bekanntschaft habe ich auf meinen Reisen an den Wirthstafeln gemacht! Ja, um aufrichtig zu seyn, diese Bekanntschaften sind mir öfter nützlicher und angenehmer geworden, als die, welche mir Empfehlungsschreiben verschafften. — Dieses war auch zu Neapel der Fall. In unserer Speranzella wurde um fünf Uhr gespeiset, und für einen halben Piaster hatten wir alle Ursache, völlig zufrieden zu seyn. — An dieser Tafel hatte ich schon seit einigen Tagen die Bekanntschaft eines höchst interessanten und sehr unterrichteten jungen Mannes, des Herrn Bastogi, Banquier aus Livorno, gemacht, der nicht nur Italien, Frankreich und England durch Geschäftsverbindungen und eigene Reisen kannte, sondern dessen großartige Speculationen sich sogar nach dem Orient erstreckten. Ehe ich seine Geburtsstadt kannte, hielt ich ihn für einen Franzosen, und unterhielt mich deßhalb mit ihm in französischer Sprache. Noch muß ich lachen, wenn ich daran denke, daß, als ich ihn fragte: ob er Italiänisch spräche, er mir antwortete: »un poco.« — Ein eigenes Gefühl der Weh-

muth überläuft mich, wenn ich erwäge, wie wenig Hoffnung ich habe, dieſen vortrefflichen und äußerſt gebildeten Mann, den ich für den Repräſentanten der Liebenswürdigkeit der italiäniſchen Nation ausgeben möchte, wiederzuſehen. Er ſchien mir ganz dazu geeignet, einem älteren Freunde das Leben zu erheitern.

Dieſer Herr Baſtogi lud mich am Mittage des 25ſten Junius ein, — der heutigen Feierlichkeit wegen ſpeiſ'ten wir früher als gewöhnlich — mit ihm am andern Tage einen Ausflug bis nach der Punta di Miſeno und dem Lago d'Averno zu machen, eine Fahrt, die, weil er ſich bereits zur Abreiſe von Neapel anſchickte, er nicht ferner aufſchieben mochte. — Ich nahm die Einladung unter der Bedingung an, daß der Graf und die Gräfinn Veterani, die ich am Abend deſſelben Tages erwartete, uns zu begleiten geneigt ſeyn würden; denn unmöglich konnte ich mich von dieſen lieben Freunden ſchon am Tage nach ihrer Ankunft entfernen. — Sie kamen, nahmen, alles Andere zurückſetzend, die Einladung an, und früh Morgens um fünf Uhr des andern Tages (26. Jun.) wurde bei dem ſchönſten Wetter die frohe Reiſe angetreten. Faſt zu heiter und zu froh, um von dem, was wir erblickten, recht dauernde Eindrücke empfangen zu können. Ich fühlte mich noch mehr durch die liebenswürdige Perſönlichkeit meiner Reiſegefährten,

als durch die mir ſo ganz fremden Gegenſtände, die ſich unſeren Blicken darboten, angezogen. — Kaum kann ich in meinem Alter hoffen, in dem kurzen Raume des Lebens, der mir noch übrig bleibt, einen ſolchen Tag des Frohſinns noch einmahl zu erleben. Die Gräfinn war geiſtreich und liebenswürdig, wie immer, ihr Gemahl, ein tüchtiger Cavalleriſt, zwar keineswegs mit der Eſelreiterei von Pozzuoli nach der Solfatara zufrieden, dennoch von der beſten Laune, wenn ihm gleich die Bettelei bisweilen zu arg wurde, und er die Tempelruinen nicht immer ganz ſo merkwürdig finden konnte, als ſie die Antiquare darſtellen. Herr Baſtogi, der den Reiſemarſchall machte, ordnete Alles auf eine ſo zweckmäßige Weiſe an, daß wir Anderen nichts zu thun hatten, als unſern Wagen, unſer Schiff, unſere Thiere (denn wir transportirten uns, nach Ortsgelegenheit, auf mannichfache Weiſe) zu beſteigen oder zu verlaſſen, zu ſchauen, zu hören, zu eſſen und zu trinken. Denn auch für eine zweckmäßige »Provisione di campagna« (wie der Patron unſerer Speranzella dergleichen auf der Note zu bezeichnen pflegte) hatte unſer ſorgſamer Führer geſorgt. — Dieß iſt denn doch eine ganz andere Weiſe, die Welt zu ſehen und die Menſchen fremder Länder kennen zu lernen, als wenn man miſanthropiſch, mit nichts zufrieden, mit der lieben Familie, die man doch auch ganz

gemüthlich zu Hauſe haben kann, ſich ärgert, daß Neapel weder vergoldete Kuppeln als Moscau, noch Palmenwälder, wie die Oaſen von Biledulgerid, wohl aber faſt nackte Lazzaroni, eine Menge von Bettlern, und nebenbei auch allerhand hungrige Inſecten hat, welche allerdings läſtig werden mögen. Einen Aerger, den man eicht hätte vermeiden können, wenn man ſich die Mühe gegeben, ſich aus irgend einem geographiſchen Tröſter ein wenig auf den Ausflug in die heſperiſchen Gefilde vorzubereiten. — So ging es denn unter Lachen und Scherzen die heitere Chiaja hinunter, dem Eremiten an der Grotte des Poſilippo vorbei — der, beiläufig geſagt, keinen zur Einſamkeit weniger geeigneten Ort hätte wählen können — dann, dieſe Grotte hindurch, zu dem Strande des Meers. — Sahen wir auch auf dieſer Fahrt weder Citronen- noch Palmenwälder, — wie ich denn überhaupt zweifele, daß auf der ganzen Welt ein Citronenwald vorhanden ſey, — ſo freuten wir uns doch der Citronengärten und der einzigen Palme, die in der Nähe des Poſilippo's, eines Gatten entbehrend, im einſamen Cölibate trauert. — Pozzuoli, fünf ital. Meilen von Neapel entfernt, zeigt nichts von ſeiner ehemahligen Herrlichkeit, die Cicero veranlaßten, es »das kleine Rom« zu nennen. Barbaren und Erdbeben ſtürzten Alles um und um, ſein prächtiger Hafen

iſt verſchüttet und ſeine Tempel ſind Ruinen. Verfallene ſchwarze Steinklumpen und Bettler treten jetzt den Fremden zuerſt vor die Augen. — Unſer erſter Weg war zur Cathedrale, welche ein Tempel des Imperators Octavianus Auguſtus war, wie uns die noch jetzt am Frontiſpiz befindliche Inſchrift lehrt.

CALPVRNIVS. S. L. F. TEMPLVM. AVGVSTO. CVM. ORNAMENTIS. D. D.

Das Gebäude beſteht aus mächtigen Quadern von Marmor und zeigt noch an der Vorderſeite eine Reihe wohl erhaltener corinthiſcher Säulen mit dem gutgearbeiteten Gebälk. Selbſt den Baumeiſter dieſes Tempels kennt man noch aus einer Inſchrift: er hieß L. Cocceius. — In dieſem, wie bemerkt, zur Cathedrale umgewandelten und dem heiligen Proculus geweihten Gebäude, welches, ſo viel ich mich erinnere, in ſeinem Innern nichts beſonders Merkwürdiges darweiſ't, ruhen die Gebeine dieſes heiligen Märtyrers. — Die Reſte des Tempels des Jupiter Serapis, welche wir nun beſuchten, wurden erſt 1750 von Erde und Schutt entblößt. Damahls ſollen ſie ſo gut erhalten geweſen ſeyn, daß das Ganze wieder herzuſtellen geweſen wäre; ſie wurden aber dermaaßen geplündert, daß jetzt wenig davon übrig iſt. So ſind z. B. von den ſechzehn damahls noch erhaltenen Säulen von rothem

Marmor, welche die Kuppel trugen, jetzt nur noch drei, und dieſe im ſchlechten Zuſtande, vorhanden. — Man ſieht nur gar zu oft, daß die Italiäner keine Ruinen bauen, wie ein neuerer deutſcher Reiſender, ein zu groſſer Skeptiker, fürchtet. — Die Schwefelbäder, welche ehemahls bei dieſem Tempel waren, ſind jetzt hergeſtellt und werden benutzt. Nachdem wir noch einige kleinere Alterthümer geſehen, — z. B. auf dem größern Platze eine antike statua togata und auf der piazza di Cesare Augusto ein äußerſt merkwürdiges antikes Piedeſtal mit den Bildniſſen der vierzehn Städte Klein-Aſiens, — begaben wir uns zu den Reſten des Amphitheaters, welches auch hier Coloſſeo genannt wird. Sie ſind bedeutend genug, zeigen, daß die Arena eine Länge von 231 und eine Breite von 161 Palmen hatte, und daß die Sitze 45,000 Zuſchauer faſſen konnten. Im Innern des Gebäude-Körpers iſt eine kleine Capelle zu Ehren des heiligen Januarius (Gennaro), Biſchofs von Benevent, der hier von Bären zerriſſen werden ſollte; welche Beſtien, milder als die Menſchen, ſich an dem Heiligen nicht vergriffen. — Nachdem wir uns in einem Kaffeehauſe am Markte mit Chocolate erquickt, ſchifften wir uns an derſelben Stelle ein, von welcher der wahnſinnige Caius Caligula, dem Perſerkönig Xerxes an großen Unternehmungen nicht nachzuſte-

hen, eine Brücke nach Bajä hatte ſchlagen laſſen, um in dem Aufzuge eines Triumphators mit Wagen und Roſſen das Meer zu überſchreiten. — Wir kamen ſo angenehmer nach Caſtello di Baja, während unſer Vetturin den weitern Weg am Strande des Meerbuſens zurücklegte. Unendlich ſchön war auf dieſer Fahrt die Ausſicht über das hochwogende Meer nach Capo di Sorento und Capri hin.

Die ſchöne Fahrt dauerte nicht lange, unſere vier Ruderer, luſtige, echt italiäniſche Burſche, brachten uns bald an den Fuß des Felſens, auf welchem jetzt das Caſtell von Bajä thront. — Aber von den Herrlichkeiten des alten Bajä, deſſen Horaz und andere römiſche Schriftſteller ſo oft erwähnen, wo man, nicht zufrieden mit dem Boden, welchen die Natur dargeboten, Paläſte auf Dämmen, die man in das Meer hineinbaute, des nahen Todes uneingedenk, errichtete *), von dieſem Bajä ſind nur noch Ruinen übrig. — Selbſt die ehemahls

*) Tu secanda marmora
Locas sub ipsum funus, et, sepuleri
Immemor, struis domos;
Marisque Baiis obstrepentis urges
Summovere littora,
Parum locuples continente ripa.
Horat. Od. II. 18.

hier so heilsame Luft hat sich in eine pestilenzialische Sumpfluft verwandelt, denn Moräste sind an die Stelle der Silberbäche und der den blauen Himmel zurückstrahlenden Teiche getreten; so wie Tempel und Paläste zu Ruinen zusammensanken. — Doch diese Ruinen, uns der Vergänglichkeit menschlicher Dinge erinnernd, haben wir geschaut, so viel davon eine üppige Vegetation und bedeckende Sümpfe zu sehen gestatten. — Von einem Tempel der Venus genitrix ist noch ein Theil der Rotonda vorhanden, von dem Tempel des Mercur, der hier den Namen Truglio empfängt, die ganze Rotonda sammt der Kuppel. Jene hat einen Durchmesser von 180 Palmen und empfängt, gleich dem Pantheon, ihr Licht von oben. Auch von einem Dianen-Tempel steht die Rotonda noch aufrecht, aber die Kuppel ist zum Theil eingestürzt. Dieses mahlerische Gebäude, um und um mit üppiger Vegetation bekleidet, ist von Außen sechseckig. — Jetzt schifften wir uns wieder ein und gelangten bald zu den Ruinen, denen man den Namen Sepolcro d'Agrippina gegeben hat, wie denn auch in der That Agrippina in dieser Gegend von den Satelliten ihres unnatürlichen Sohnes Nero umgebracht wurde: doch nach dem Berichte des Tacitus wurden ihre Reste nicht in dieser Gegend, und nicht in einem prächtigen Grabmahle, beigesetzt. Man steigt in das

Gewölbe des Gebäude-Körpers mit Fackeln hinab und erblicket an der von solchen geschwärzten Decken von den in Stuck ausgeführten Basreliefs wenig oder nichts: — doch man muß dagewesen seyn. — Wir schifften wieder ein und bald waren wir zu Capo di Miseno, welches die südliche Spitze der kleinen Halbinsel bildet. Hier lag Misenum und ganz in der Nähe war der berühmte Kriegeshafen, der, von Julius Cäsar durch eine Verbindung des Lucriner- und Averner-See's mit dem Meere gebildet und von August völlig beendet, die römische Flotte in sich faßte, die das Mittelmeer bewachte, gleich wie die zu Ravenna die Adria. Hier befehligte Plinius der Aeltere die Schiffe, als er, bei dem Ausbruche des Vesuv, um Hülfe zu bringen und Belehrung zu suchen, sich zu dem Fuße des Feuerberges begab und den Tod fand. Hier hatten Lucullus und Nero prächtige Villen. In der ersten, von welcher noch Ruinen vorhanden sind, starb Tiberius. — Wie würden die Imperatoren staunen, wenn sie sehen könnten, wie römische Riesenarbeiten so ganz und gar in Trümmer zusammensanken! — So werden einst nach Jahrtausenden Trümmer und Sümpfe die Ebene bedecken, wo jetzt die Themsestadt stolz ihr Haupt emporhebt. — Unter den Felsen ist eine Grotte, welche jetzt la Dragoneria genannt wird, die sich in einer Breite von 28 Fuß über

200 Fuß hineinzieht und an jeder Seite vier geräumige Kammern hat. Wer weiß, zu welchem Zwecke dieſes Werk gedient haben mag? Nach einigen Aeußerungen des Suetonius hält man es für die Piſcina des Nero. — Faſt an der Spitze des Capo di Miſeno, dicht an der Felſengruppe, die, mit einem ſchmalen Halſe mit dem Lande zuſammenhängend, eben dieſes Cap darſtellt, liegt ein kleines Wirthshaus, in welchem wir aus unſerer »provisione di campagna« unſer beſcheidenes Mittagsmahl bildeten, zu dem unſere freundlichen Wirthe uns noch Eier und Wein lieferten. Wir überſahen durch die ſtets offen gehaltene Thür das ganze Panorama vom Veſuv über Sorento und Capri bis nach Iſchia und dem nahe vor uns liegenden Procida. Es iſt nicht möglich, daß es einen ſchönern Anblick auf der Erde geben könne. — Und wie froh waren wir bei unſerm einfachen Mahle.

Als dieſes geendet, ſetzten wir unſere Excurſionen fort, und zwar zurückſchreitend, zuerſt nach dem ganz in der Nähe der Dragoneria belegenen »Mare morto,« welches vor dem erwähnten Erdbeben mit dem Meere in Verbindung ſtand und ebenfalls zum Hafen diente. — Hier war das Elyſium der Alten; und gewiß, die Gegend iſt auch jetzt noch geeignet, an die Gefilde zu erinnern, wo die Abgeſchiedenen in ewiger Ruhe und Hei-

terkeit, wenn das beendete Erdenleben ihnen ſolche geſtattete, die Tage hinbrachten. — Nun ging es zu der Piſcina mirabile, einem ungeheueren Bauwerke des Lucullus, welches aber nicht ſowohl ein Fiſchbehälter, wie der Name andeutet, als eine Ciſterne war, aus welcher die römiſche Flotte und die Umgegend mit ſüßem Waſſer verſehen wurde. Man ſteigt auf zwei Treppen, jede von vierzig Stufen, in das ganz von Backſteinen aufgeführte Bauwerk hinunter und findet ſodann fünf Gänge, deren Gewölbe von 48 Pilaſtern getragen werden. Dieſen Raum theilt eine ganz durchgeführte Mauer in zwei Abtheilungen. Das Ganze hat eine Länge von 278, eine Breite von 93, und eine Höhe von 25 Palmen, und iſt alſo in der That ein bewunderswerthes Bauwerk. Nicht fern von hier ſind die vulcaniſchen Grotten, welche unter dem Namen Bagni di Nerone bekannt ſind. Sie beſtehen aus mehreren ziemlich engen Gängen, von denen einer in die Tiefe, wo das kochende Schwefelwaſſer quillet, hinabführt. Einer der gegenwärtigen Führer ſtieg hier hinunter und kehrte bald darauf, in Schweiß gebadet, mit einer Schaale kochenden Waſſers und einigen geſiedeten Eiern zurück. Die Gänge ſelbſt haben verſchiedene Grade von Hitze und werden noch jetzt als Dampfbäder von dem Hoſpitale della Nunziata in Neapel be-

nutzt. Es leidet keinen Zweifel, daß hier eine regelmäßige Badeanstalt, in welcher der ganze Heiz-Aparat zu ersparen stände, leicht angelegt werden könnte.

Nahe bei diesen Grotten, in dem Dorfe Bauli, findet sich wiederum ein altes Bauwerk, von welchem die ursprüngliche Bestimmung jedoch im Dunkeln liegt, es sind dieses die sogenannten Cento Camerelle oder das Labyrinth. Das Vorhandene besteht aus einer großen Menge gewölbter und mit hartem Stuck überzogener Kammern, die wahrscheinlich zu dem Unterbaue irgend eines großen Palastes gehörten. — Hier bestiegen wir wieder unsern Wagen und fuhren den Lago Lucrino und Averno entlang, die sonst mit dem Meere zusammenhingen und eben den Hafen Julius Cäsars bildeten. Diese Gegenden, wohin die Alten den Acheron legten, wurden in neuern Zeiten (29. Sept. 1538) auf das furchtbarste durch vulcanische Ausbrüche und Erdbeben verwüstet. — Wir fuhren nun bis in die Gegend, wo Cumae lag, und sahen den Eingang der noch jetzt durch ein Frontispiz ausgezeichneten Grotte der Sybilla Cumana. — Diese ganze Gegend zeigt mannichfache Ruinen und wäre allerdings eines längern Aufenthaltes und gründlicherer Betrachtungen werth gewesen als wir ihr schenken konnten. Ja, ich mag, aus dem oben angeführten Grunde nicht einmahl mit völliger Gewißheit

behaupten, daß in der Aufzeichnung des Geſehenen überall die Reihefolge, in welcher wir die Gegenſtände ſchauten, ganz richtig beachtet ſey. — Wir hatten den Acheron geſehen und waren in den Elyſeiſchen Feldern geweſen.

Von Cumae wandten wir uns nun auf einem völlig gebahnten Wege nach der Gegend von Pozzuoli zurück, und gelangten zuvörderſt an die Ueberreſte gewaltiger Mauern von Backſteinen, durch welche ein 75 Palmen hoher Bogen führt. Man hält ihn für ein Thor des alten Cumae. — Den Monte nuovo, das furchtbare Ergebniß des gedachten vulcaniſchen Ausbruchs, ließen wir zur Linken, und nach einer Fahrt von ungefähr anderthalb Stunden waren wir wieder in unſerm Caffeehauſe von Pozzuoli.

Umlagert von einer Unzahl von Bettlern und Neugierigen miethete hier unſer gütiger Reiſemarſchall vier Eſel, welche uns Ermüdete zu der ein Paar italiäniſche Meilen entfernten Solfatara tragen ſollten. Die geduldigen Thiere kamen an und wir beſtiegen ſie; ich zum erſten Mahle in meinem Leben dieſe Art der Reiterei verſuchend. Ich geſtehe, daß ich ſie äußerſt ſchlecht fand, und daher mich bald entſchloß, mein Eſelchen mit der Würde meines Körpers zu verſchonen und ihn nur mein Kleid tragen zu laſſen. Am beſten nahm ſich unſere

Dame auf ihrem Thiere aus, die mit ihrem vorherschreitenden Führer recht füglich einem Mahler zum Modell einer Flucht nach Aegypten hätte dienen können. — Die Solfatara mag eine halbe Stunde Weges von Pozzuoli entfernt seyn. — Die von Hügeln eingefaßte Thalebene von ungefähr 500 Schritt im Durchmesser, welche jenen Namen führt, hat einen verschlossenen Eingang, neben dem sich die Hütte befindet, in welcher der Schwefel gereinigt und zu verkäuflicher Waare verarbeitet wird. Ein Aufseher öffnet gegen eine buona mano die Thür. In dem ganzen kleinen Thale der Solfatara dringen aus unzähligen Spalten und Klüften, mehr oder weniger stark, Schwefeldämpfe aus dem unebenen, graugelben und recht unheimlich aussehenden, hohlklingenden Boden, und bilden Massen von nadelförmigen, an einander hängenden und sich mannichfach durchkreuzenden Krystallen, die mit den Thon- und Steinklumpen, an denen sie sich festsetzen, losgebrochen und in diesem rohen Zustande in die Hütte zur Verstedung und Reinigung geliefert werden. Offenbar ist dieses amphitheatralische Thal der Ueberrest eines eingesunkenen Craters und mag es nicht unwahrscheinlich erscheinen, daß, nach langer Ruhe, auch hier einmahl ein Feuerberg wieder zu wüthen beginne. Nach dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft wird Niemand

bei Vulcanen an Schwefelkieß-Massen, die, vom Wasser zersetzt, die Phänomene hervorbrächten, denken. Wie die Natur ehedem Massen von Metall bildete, und auch jetzt noch, selbst durch den animalischen Prozeß, in Kleinen Metalle schaffet, so kann sie auch fortdauernd Schwefel bilden, und das zu einem Vulcan Erforderliche selbstständig schaffen. Ich sammelte hier für mein mineralogisches Cabinet eine schöne Folge von Schwefel-Krystallen, wovon jedoch wenig in unverletztem Zustande den Ort seiner Bestimmung erreicht hat.

Auf dem Rückwege von Pozzuoli nach Neapel versäumten wir nicht, den äußerst merkwürdigen, links von der Straße liegenden Lago d'Agnano zu besuchen. Umgeben von Lava-Hügeln und durch die Entwickelung kohlensauern Gases zu kochen scheinend, zeigt auch dieser See deutlich seinen vulcanischen Ursprung. Die in der Nähe desselben angelegten natürlichen Schwitzbäder führen den Namen Stufe di S. Germaro. Das Reaumursche Thermometer steigt in ihnen bis zu 40 Graden. — Hier ganz in der Nähe ist denn auch die famose und hinlänglich bekannte Grotta del cane. Wir sind nur vor deren Thür gewesen und haben keinen Hund quälen lassen.

Nachdem wir unsern Wagen wieder bestiegen, setzten wir die Reise fort, gelangten zur unheimlichen Grotte

des Posilippo und bald nachher zu unserer Speranzella, wo wir den frohen Tag mit einer eben so frohen Abendmahlzeit endeten.

Am Vormittage des 27. Junius besuchte ich mit der Gräfinn Veterani die vorzüglichsten Kirchen Neapels, welche jedoch weder nach der äußern, noch innern Architectur, noch hinsichtlich der Kunstwerke, die sie in sich fassen, mit den Kirchen zu Rom im Allgemeinen zu vergleichen sind. Nur die annoch nicht völlig beendete Kirche des heiligen Francesco, welche dem königlichen Schlosse gegenüber liegt, wird in dieser Beziehung eine große Ausnahme machen. In einiger Entfernung hält man sie für eine genaue Nachahmung des Pantheons, auch liegt die Idee dieses herrlichsten altrömischer Baumonumente zum Grunde; eine genauere Betrachtung zeigt jedoch bedeutende, wenn auch nicht wesentliche, Abweichungen. So bestehen z. B. die Säulen, welche die Vorhalle bilden und das prächtige Frontispiz tragen, nicht aus corinthischen, sondern aus ionischen Säulen. Die Größen-Verhältnisse dieser Nachahmung sind — wenn man unbedeutende und bei dem Anblick nicht zu bemerkende Abweichungen nicht in Betracht zieht — die des großen Originals, und Neapel

darf ſich daher jetzt rühmen, auch ein Pantheon zu beſitzen. — Die Spannung der Kuppel iſt übrigens von einer ſolchen Weite, daß ſie noch um 12 Fuß die der Kuppel der Paulskirche zu London übertrifft und daher in jener Beziehung unmittelbar nach den Kuppeln von St. Peter zu Rom und Sta Maria del Fiore zu Florenz folgt. Von der majeſtätiſchen Vorhalle ziehen ſich in Viertel-Cirkeln zwei Colonaden von doriſchen Säulen dem Schloſſe zu und bilden mit der Kirche dieſem gegenüber einen Halbkreis. Den ſo umſchloſſenen Platz zieren zwei Reiterſtatuen von Bronze, die eine Carl III., die andere Ferdinand I. darſtellend. Es ſind die erſte und das Pferd der zweiten Werke Canova's. Der einige Stufen erhöhte, aus vier und vierzig Säulen und eben ſo viel Pilaſter gebildete Porticus trägt eine mit Statuen geſchmückte Balluſtrade. Die Corde des Halbcirkels beträgt fünfhundert Fuß. Der Platz kann alſo ein anſehnlicher genannt werden, und iſt, wenn auch nicht der größte, doch der ſchönſte Neapels. Das Innere der Kirche — eines ex voto des verſtorbenen Königs Ferdinand — iſt noch dermaaßen mit Baugerüſten erfüllet, daß man von deſſen Wirkung nicht zu urtheilen vermag. Zwei große, ebenfalls mit Kuppeln verſehene Neben-Capellen machen, daß das Ganze aus drei abgeſonderten Kirchen beſteht, welches man nach dem

Aeußern nicht erwartet. Sie werden auch verschiedene Namen empfangen.

Die dem heiligen Gennaro (Januarius) geweihte Cathedrale Neapels, (zu welcher wir fuhren, nachdem wir einige minder wichtige Kirchen betrachtet) ist ein großartiges, im Innern prächtig, im gewöhnlichen modern-antiken italiänischen Kirchenstyle, ausgeschmücktes gothisches Gebäude. Das Merkwürdigste in ihm, in antiquarischer Hinsicht, sind hundert und zehn Säulen von ägyptischem Granit, Ueberbleibsel eines Apollo-Tempels. Auch die unterirdische ganz mit weißem Marmor bekleidete Kirche, in welcher unter dem Hauptaltare der Leichnam des Schutzheiligen Neapels aufbewahrt wird, ist sehenswerth. — Kommt man aber von Rom, so macht dieses Alles keinen dauernden Eindruck. Ein in Nebel gehülltes Bild bleibt uns nur übrig.

Von hier fuhren wir, stets bergan, bis zu dem fast eben so hoch als die Citadelle von St. Ermo gelegenen königlichen Schlosse Capo di Monte. Wir wurden in dem Schlosse allenthalben umhergeführt und fanden es zweckmäßig und schön, keineswegs aber prächtig eingerichtet. In den Wohnzimmern der Königinn sah es, ich möchte sagen, recht gemüthlich aus. Da standen Vogelbauer mit blühenden Gesträuchen umgeben, und Alles hatte das Ansehen liebenswürdiger Häuslichkeit.

Ein im Arbeitszimmer des Königs befindlicher Thermometer zeigte 17 Grad Reaum., welches ich bemerke, um darzuthun, wie sehr man sich irre, wenn man glaubt, man lebe in Neapel in beständiger Hitze. Die Aussicht aus den Zimmern und vorzüglich von den Altanen des Schlosses über Stadt, Hafen und Inseln kann man sich denken: sie ist die schönste, der man auf der Erde sich erfreuen kann. Der Garten hat nichts Ausgezeichnetes. — An den Auffahrten zum Schlosse wird noch stark gebaut, besonders hat man die Absicht, grosse, von dem Könige Joachim begonnene Erdarbeiten würdig zu beenden.

Uebrigens ist es in dieser Gegend öde, man ist gleichsam ausser der Stadt.

Die wahre aufrichtige Zuneigung der Völker zu ihren Fürsten hat etwas in hohem Grade Ehrwürdiges, und nach meinen, in dieser Beziehung alterthümlichen Empfindungen, ist sie rührend. Auf der Reise von dem Norden Deutschlands bis zu dem Süden Italiens habe ich diese Liebe des Volks zur herrschenden Familie nirgend bestimmter ausgesprochen gefunden, als in den deutschen Staaten des Kaisers von Oestreich und in Toscana, welches auf östreichische Weise von einem öst-

reichiſchen Fürſten beherrſcht wird. In dieſen Ländern erkennet man recht, wie wahr die Aeußerung des Grafen von St. Leu — des vormahligen Königs Ludwig von Holland *) — ſey: »En Autriche, où le gouvernement a le plus de moeurs et de religion, où »les souverains ont trouvé l'art de maintenir sur le »trône la morale et dans la nation la liberté et »l'aisence d'une sage republique.....« denn es giebt keinen ſicherern Würdiger der Handlungen der Fürſten als eben das Volk. — Hier zu Neapel hat die junge und äußerſt ſchöne Königinn (eine geborne Prinzeſſinn von Sardinien) dieſe Liebe in einem ſehr hohen Grade. Mag es immer ſeyn, daß eine äußere Erſcheinung, wie die ihre iſt, beſticht und zur Flamme aufregt, was unter andern Verhältniſſen ein Aſchenfünkchen bliebe: nach dem, was man von dieſer liebenswürdigſten der Königinnen vernimmt, verdient ſie aber auch durch innern Werth und durch ihre Handlungen den Enthuſiasmus, welchen ſie erweckt, wo ſie ſich nur blicken läßt. — Ein ſolches Geſchrei des Beifalls, als ich vernahm, wie ſie zur Zeit der Wachtparade aus dem Schloſſe fuhr, in dem Augenblick als ihr königlicher Gemahl vor ihr

*) Marie, ou les Hollandoises. III. ed. (à Paris et à Londres. 1815.) Tom. III. p. 79.

grüßend den Degen senkte, ist mir noch nicht vorgekommen. Es ist unmöglich, daß dieses Heuchelei seyn könne. — Hinlänglich, sagt man, sey es, daß die Königinn wisse, eine Familie sey unglücklich, so fehle auch gewiß die Hülfe nicht. — Wenn sich in Neapel jetzt nichts von revolutionären Umtrieben äußere, so sey vorzüglich die Königinn davon die Ursache, eben dadurch, daß sie sich so warm für so manchen Staatsverbrecher verwendet, und Ruhe und Glück so in achtungswerthen Familien hergestellet habe. — Die harte Bestrafung politischer Verbrechen ruft neue hervor, die Milde aber versöhnt. — Erfüllet ein gütiges Schicksal den Wunsch des neapolitanischen Volks, schenkt die Königinn dem Lande einen Prinzen — dann, so glaube ich, ist Neapel auf lange Zeit beruhigt *).

Herr Bastogi hatte von dem Oberkammerherrn des Königs für sich und seine Freunde die Erlaubniß erhalten, das Innere des königlichen Schlosses zu Caserta in Augenschein nehmen zu dürfen, und den Grafen Vete-

*) Am 31. Januar 1836 starb die Königinn Marie Christine (geb. am 14. November 1812), wenige Tage nach ihrer Entbindung von einem Prinzen.

cani, deſſen Gemahlinn und mich eingeladen, mit von der Partie zu ſeyn. Demnach war beſtimmt, am andern Tage (28. Juni), Morgens um vier Uhr, die Reiſe anzutreten. Es war dieſes ein Weg, hin und zurück, von faſt zehn deutſchen Meilen, das Aeußere Caſerta's hatte ich geſehen, Paläſte von Innen zu betrachten, wenn ſie keine Kunſtwerke in ſich ſchließen, hat für mich etwas Langweiliges: ſo trat ich denn nicht ganz ungern meinen Platz einem jungen Engländer ab, deſſen Bekanntſchaft wir an der Wirthstafel gemacht hatten, dem ich es anſah, wie gern er Caſerta in einer ſo ſchönen Geſellſchaft ſehen möchte, und entſchloß mich, den Sonntag — denn es war ein ſolcher — einſam, in behaglicher Ruhe zu Haus zu bleiben und über das Geſehene nachzuleſen und nachzudenken. — Als ich um ſechs Uhr aufſtand, hatte ich um ſo weniger Urſach, meinen Entſchluß zu bereuen, da Nachts ein ſolches Regenwetter eingetreten war, daß die Straße la Speranzella, auf welche ich hinabſchaute, in einen venezianiſchen Canal verwandelt zu ſeyn ſchien. Erſt gegen zehn Uhr klärte ſich das Wetter auf; der Veſuv, den ich von meinem Altane am Ende der engen Straße ſchauen konnte, war nur noch in ſeiner Mitte mit einem Wolkenkranze umgeben, dagegen ſeine Dampfwolke im Sonnenſcheine glänzte, und Alles lud ein, das einſame Zimmer gegen

den Versatz zu verlassen. — Ich begab mich demnach zum Kaffeehause dell' Italia, meine Chocolate zu verzehren und Zeitungen zu lesen, den Göttern überlassend, was nachher weiter aus mir werden würde. Vor diesem, am Largo del Palazzo reale liegenden Gebäude hatten stets einige Fiaker, deren Führer oft dringend genug ihre Dienste anzubieten pflegen. Meiner Freunde entbehrend und schon langs Weile empfindend, kam mir auf einmahl der Gedanke, den Vesuv zu besteigen. Ich nahm sofort ein Cabriolet, und in einer Stunde war ich am Fuß des Berges zu Resina. — Es mochte jetzt fast Mittag seyn. Eine Tasse Chocolate und ein Paar Brötchen waren meine Mahlzeit. — Kaum hatte sich die Nachricht verbreitet, im Kaffeezimmer sey ein Reisender, der den Vulcan besteigen wolle, als sich vielleicht hundert Menschen vor diesem versammelten, Einige als Führer und Ciceroni, Andere als Lastträger, noch Andere als Vermiether von Pferden und Eseln ihre Dienste mit gewöhnlichem Geschrei anbietend. Die Hauptmasse machten aber die Bettler aus, die, ihr Elend in hundertfachen Gestalten zur Schau tragend, bei allen Heiligen um ein Almosen flehten; wobei besonders die Blinden auf das Beweglichste ihr Geschrei ertönen liessen. In solchen Lagen ist es hier zu Lande schwer, eine angenommene Partie zu ergreifen. Gar nichts zu geben,

wäre das Zweckmäßigste: aber ein Herz von Marmor müßte man haben, um einen solchen Vorsatz ausführen zu können; eine dargereichte Gabe erregt aber Hoffnung bei Allen, und man geräth in Gefahr von dem Zudrange erdrückt zu werden. — Ich hatte nur einen Führer nöthig, denn ich mache meine Bergreisen zu Fuß. — Zu diesem wählte ich einen großen starken Kerl, dessen Neapolitanisch ich vollkommen verstand, so wie er mein Toscanisch; daher ich denn auf gute Unterhaltung unterwegs rechnen zu können glaubte. Die Reise wurde sofort angetreten, doch nicht etwa mit meinem Führer allein, sondern mit einem Gefolge von vielleicht funfzig Menschen, in der Art als wenn bei uns ein Kameel durch die Gassen zieht. In diesem Gefolge befanden sich auch Esel und Pferde; denn man schien sehr zu zweifeln, daß es des Reisenden Ernst sey, den langen beschwerlichen Weg zu Fuß zurück zu legen. »Pensate a vostra salute« — schrie man mir von allen Seiten zu. — Die Masse verminderte sich jedoch immer mehr, und nach einer halben Stunde hatte ich nur noch einen Eseltreiber und ein Paar Lazzaronen bei mir. Die Ausdauer des Ersten gefiel mir; ich legte mein Kleid über den Rücken des Thiers, und gewährte dem Führer den halben Piaster, auf welchen er seine Forderung bescheiden beschränkte, nicht ohne die Absicht,

im Fortgange der Reiſe auch einmahl das Thierchen zu verſuchen. Schon waren wir auf holperigem Wege zwiſchen wüſtausſehenden, mit ſchlecht unterhaltenen Aloehecken eingefaßten Weinbergen und unheimlich genug erſcheinenden höhlenhaften Steinhäuſern eine gute Strecke fortgeſchritten, als mir die Luſt anwandelte, mich mit meinem Cicerone zu unterhalten. — »Ove è mio guida?« fragte ich einen der Sansculotten. — »Eccelenza,« war die Antwort, »come egli moriva di fame, e andato a casa per mangiar un poco.« — Zu deutſch: »Da er vor Hunger ſtarb, ſo iſt er erſt nach Hauſe gegangen, um ein wenig zu eſſen.« — Doch, wie ſich bald aufklärte, mein ſtämmiger Führer, dem ich einen halben Piaſter verſprochen hatte, wollte dieſen, wenigſtens zum größten Theile, verdienen, ohne das Geringſte dafür zu thun. Er hatte mich für einen oder zwei Carlini an den Bettler, der mich begleitete, verkauft, der ſich dagegen hatte verpflichten müſſen, ihm den bedungenen halben Piaſter, ſobald er ihn von mir empfangen haben würde, treu abzuliefern. — So war ich denn dieſes Mahl überliſtet: denn mir blieb nichts übrig, als mit meinen zwei oder drei Lazzaronen und dem Eſel den Weg fortzuſetzen, oder umzukehren. Ich zog das Erſte vor, und befand mich recht gut dabei, dachte aber darüber nach, wie es wohl anfangen, jenen

Listigen um den gehofften schnöden Gewinnst zu bringen. — Die mich begleitenden armen Menschen gewannen mich ganz und gar durch unaussprechliche Dienstwilligkeit; so, daß ich selbst ihren Bitten nachgab und von Zeit zu Zeit, wo der Weg nicht gar zu holperig und zu gefährlich war, mich des Esels bediente. — Mein »sarete contenti« — war völlig hinlänglich gewesen, um sie ihrer buona mano wegen zu beruhigen, und so zogen wir dahin zwischen verfallenen Mauern, Aloe- und Cactus-Hecken auf holperigem Lavaboden, uns recht freundschaftlich unterhaltend; wie ich denn überhaupt stets das Glück gehabt habe, mich, im unvermeidlichen Zusammentreffen, mit dem sogenannten Pöbel sehr bald zu verständigen, dabei gewöhnlich die Bemerkung machend, daß er sich allein durch Unglück und ihm unbesiegbare Armuth, nicht aber durch Gesinnung vor Menschen auszeichnet, die sich hoch über dem Pöbel erhaben dünken. — Sobald Jemand mir die Worte sagt: »Ich bin arm« — bin ich entwaffnet: denn diese Worte schließen alles Schreckliche ein. — So gelangten wir denn, gleich alten Bekannten schwatzend, nach ungefähr drei Stunden, dicht an schwarzen rauhen Lavaströmen, die meistens den Anblick von eben gepflügtem Erdreich darbieten, durch ein Paar Schluchten, zu der kleinen, an der Seite von Neapel geöffneten Bergebene,

nahe dem Thale, welches den Vesuv vom Somma trennt, zu dem Hause des Eremiten. Dieses ist ein gewöhnliches, weiß übertünchtes Bauernhaus von zwei Stockwerken, dessen Vorplatz von Ulmen, und, irre ich nicht, von Kastanienbäumen beschattet ist. — Der sogenannte Eremit ist ein Franciscaner-Laienbruder, der hier, zum Besten seines Klosters und zur großen Bequemlichkeit der Reisenden, so ziemlich den Gastwirth macht. — Die Treppe, welche zu dem obern Geschoß führt, ist nicht besser und nicht schlechter, als in den gewöhnlichen italiänischen Bauernhäusern. Man gelangt durch sie auf ein ziemlich reinliches Zimmer, in dem ein Crucifix, ein langer Tisch, eine Bank, ein Paar Stühle, ein alter abgenutzter Kanapee und ein schlechter Schreibpult sich befinden. — Es wurde mir sofort eine Flasche Lacrima Christi, ein Brot und ein Teller mit Kirschen vorgesetzt. Ich überließ Alles meinen Führern und begnügte mich, einige Tropfen Lacrima zu kosten, denn ich habe nie in meinem Leben den Wein anders, als mit häufigem Wasser vermischt, getrunken: nicht aus Grundsatz oder besonderer Mäßigkeit, sondern weil ich einen unwiderstehlichen Abscheu vor allen geistigen Getränken, und so auch vor dem Weine, habe.

Nachdem wir uns ausgeruht, setzten wir unsere Reise fort, begleitet von einem neapolitanischen Gens-

darmen: denn mit lobenswerther Aufmerksamkeit sorgt die Regierung für die Sicherheit der Reisenden. Dieser Militär war ein recht verständiger Mann, mit welchem sich vernünftig sprechen ließ. Unsere kleine Caravane bestand jetzt, außer ihm und mir, aus zwei Lazzaronen, meinen Führern, und dem Eseltreiber, dessen Thier ich ein Paar Augenblicke benutzte, doch nicht duldend, daß er es, wie er Miene machte, selbst bestiege: das Thier sollte auch einmahl ohne Bürde den Vesun hinanklimmen. — Jetzt ging es von Zeit zu Zeit sehr mäßig bergan, aber desto wilder und grausenerregender wurde die Gegend, noch rauher der schwarze Lava-Weg. Jede Vegetation verschwand nun. — Nach ungefähr einer Stunde waren wir am Aschenkegel. Dieser erhebt sich in einem Winkel von ungefähr 45 Grad gegen den Horizont und sieht bedenklich genug den Wanderer an. Hier blieben der Gensdarme, der eine Lazzarone und das Eselchen mit seinem Führer. Mein Cicerone legte sich nun eine Art Halfter über Brust und Schultern und lud mich ein, hinten in diese Vorrichtung zu fassen, damit er, mich vorwärts ziehend, bei dem Ersteigen des Kegels mir behülflich sey. Ich schlug dieses jedoch beharrlich aus, und bestand darauf, ohne Hülfe bergan zu schreiten: denn ich gestehe, daß nach meiner Empfindung in dem Bekenntnisse körperlicher Kraftlosigkeit für

einen Mann etwas sehr Drückendes liegt. — Nun, ein Spaziergang ist es gerade nicht, den Aschenkegel des Vesuv emporzuklimmen: doch, man nehme sich nur Zeit, und es geht am Ende recht gut und ist keineswegs so ganz und gar Körper und Seele trennend, als es die Reisebeschreiber darstellen. Haben doch mehrere zarte Damen meiner Bekanntschaft, z. B. die beiden Baroninnen von Reden, Töchter des verewigten königlich hannoverischen Ministers von Reden am heiligen Stuhle, und die Baronin von Lepel, geb. von Usedom, diese Letzte wenige Monate vor mir und während eines Ausbruchs, den Vesuv bestiegen. — Wenn man vom Aschenkegel hört und lies't, muß man an keine Substanz als unsere vegetabilische Asche denken. Die Asche eines Vulcans besteht aus lauter kleinen scharfkantigen Schlackenstücken von dunkelgrauer, fast schwarzer Farbe, in denen es sich ungefähr so, als in einem Kieshaufen, watet. Bei jedem Schritt rutschet man um einen halben zurück, ja man bleibt auch wohl einmahl, bis an die Knie hineinsinkend, stecken. Durch die Reibung waren meine Stiefel gänzlich ihres schwarzen Ueberzuges beraubt und erschienen braunroth. Damen haben bei diesem Marsche über Schuh und Strümpfe sich mit groben wollenen, über den Knieen festgebundenen Strümpfen zu versehen, oder sich mit

Mannsstiefeln zu bekleiden. — Nach einem ungefähr zehnmahligen Ausruhen, wobei man der herrlichsten Aussicht über den ganzen Golf genießt (sich aber ja hüte, nicht völlig sich abzukühlen), nach Verlauf von etwas mehr als einer Stunde, waren wir am Rande. Ich, dort der Erste, reichte zu guter Letzt meinem Führer den langen Wanderstab hin und zog ihn auf den Rand. Dieser, ausgezackt wie eine verfallene Thurmruine, doch mit haushohen Zacken, oder gleich dem halb niedergestürzten Mauerwerk einer durch Brandunglück verwüsteten Stadt, mochte eine Breite von zwanzig Schritten haben und bestand aus lauter harter Lava. Die Asche war offenbar vom Sturmwinde hinuntergeworfen. Von hier aus überschaute man nun die Fläche des Craters, zu welcher eine 45 Grad schräg liegende Felsenwand von ungefähr zweihundert Fuß hinunterführte. Dieser Craterboden war sehr uneben und hatte Tausende von größern und kleinern Spalten, aus denen mehr oder weniger Schwefeldämpfe emporstiegen. Es wiederholte sich die Solfatara in einem grandiosern Style. Die rauhe, schwarze, hin- und wieder vom Schwefel roth und gelb gefärbte cirkelförmige Fläche mochte ungefähr 800 Schritte im Durchmesser haben. In ihrer Mitte war die Oeffnung, aus welcher, gleichsam wie ein umgekehrter Wasserfall, schneeweiße Dampfwolken mit ei-

nem unbeschreiblichen Ungestüm, doch ohne irgend einen Ton, vordrängen. Diese Dampfsäule mochte einen Durchmesser von ungefähr hundert Fuß haben. Sofort schickten wir uns an, uns mit den Händen an der zackigen Lava haltend, meist rückwärts klettend, in den Crater hinabzuklimmen, und, ohne zu fallen, erreichten wir glücklich den Boden. Hier sah es nun grausig und verdächtig genug aus. Erst ganz vor Kurzem hatte dieser schwebende, hohlklingende Boden sich gebildet und war noch an vielen Stellen fast glühend heiß, in den Spalten sogar noch rothglühend. Dennoch waren aber auch wieder Stellen, die sich abgekühlt hatten, und es war daher, wenn man sorgfältig die Spalten vermied, und besonders solche, wo der Schwefeldampf gar zu heftig herausdrang, recht gut möglich, bis zum Schlott zu gehen. Ich führte dieses aus, meinen Führer zurücklassend, da dieser die Sache deßhalb für etwas bedenklich hielt, weil der Crater jetzt noch gar zu oft seine innere Gestalt, besonders am Rande der Oeffnung, verändere und noch vor wenigen Tagen ganz anders, als jetzt, gestaltet gewesen sey. — Und hierin hatte mein Führer völlig Recht. — Im Monat Mai d. J. bot der Vesuv auf einmahl ein furchtbares, wenn gleich keineswegs ungewöhnliches Schauspiel dar. Eine große Quantität der vulcanischen Masse, welche sich in Folge

ich denn ein Dutzend schöner Schlacken-Exemplare für mein geologisches Cabinet, welches jedoch keineswegs

den weiten Crater endlich betreten hatten, und sich nun eines der seltsamsten Schauspiele vor uns entfaltete.«

»Der tief eingesunkene schwarze Kessel, in dem wir uns befanden, mochte ungefähr eine Viertelstunde im Umfange messen. In ihm hatten sich fünf von einander getrennte Feuerschlünde an dem uns entgegengesetzt liegenden Ende des Craters gebildet, die jetzt fast so regelmäßig, wie bei einem Feuerwerke, einer nach dem andern zu spielen begannen. Die Explosion fing jedes Mahl mit einem dumpfen unterirdischen Donner an, der nach und nach an Stärke zunahm. Noch war es Nacht. Plötzlich mit einem heftigen unterirdischen Schlage erhob sich eine Feuergarbe, aus Millionen Funken und Tausenden glühender Steine bestehend, thurmhoch in die Luft, schwebte eine Weile am Himmel und sank dann majestätisch wieder herab, fast bis zu unsern Füßen herandringend und wie ein feuriger Regen sich auf dem schwarzen Boden weit umher verbreitend. Sechs bis sieben Mahl wiederholte sich dieß wundervolle Schauspiel rasch nach einander, die letztern Auswürfe immer niedriger werdend, worauf einige Minuten ein Stillstand mit der alten früheren Nacht zurückkehrte. Nach einiger Zeit begann der Donner von Neuem, und eine andere Oeffnung wiederholte dann das erste Schauspiel, ihre Flammenpyramide oft in noch höheren Dimensionen den Sternen zusendend. In dieser Art wechselten die verschiedenen Schlünde fast die ganze Nacht hindurch mit einer Ordnung ab, als leite ein unterirdischer dienstbarer Gott uns ein Fest zu unserm Vergnügen.«

»Wir begaben uns jetzt nach einem andern Theile des Berges, wo sich neben uns in drei breiten Strömen die Lava

solcher bisjetzt entbehrte: denn ich besaß davon schon eine schöne Folge durch die Gnade Sr. Durchl. des regieren-

---

zischend den Berg hinab ergoß. Sie bildete an manchen Stellen hohe Feuerfälle, die sich flammend über die Felsen in die Tiefe stürzten, wo ein kleines Thal, von ihnen angefüllt, wie ein brennender See erschien. Die Erde bebte fortwährend und war so heiß, daß man nicht lange auf einem und demselben Platze stehen bleiben konnte, ohne sich ernstlich die Sohlen zu verbrennen; oft sahen wir nahe bei uns unvermuthet kleine Spalten in der dünnen Erdrinde entstehen, und erblickten dann, kaum einen Fuß tief, das allgemeine Feuer unter unsern Füßen. Deutlich hörten wir sein dumpfes unterirdisches Brausen, bald stärker, bald schwächer aufkochend, und der Schwefelgeruch, welcher überall mit den Rauchwolken aus der Erde drang, wurde manchmahl so heftig, daß er uns fast den Athem benahm; besonders erhitzte ein glühender Wind, der von den Lavaflüssen herkam, rund umher die ganze Atmosphäre und fiel feindvoll auf die Lungen. Ich hätte geglaubt, der Hölle nahe zu sein, wenn wir nicht ein Paar so hübsche und so liebenswürdige Weiber bei uns gehabt hätten, daß man bei ihrem Anblicke wohl ans Sündigen, aber als Strafe höchstens ans Fegefeuer denken konnte. Wir blieben im Crater bis gegen Morgen, wo die Eruption immer am heftigsten zu werden pflegt, und tranken unterdessen fleißig, durch Wasser gemildert, die mitgenommenen Lacrima Christi auf die Gesundheit Pluto's und aller Götter des Tartarus. So oft wir eine Flasche geleert hatten, warfen wir sie in die glühende Lava, deren Hitzegrad so heftig war, daß das Glas, sobald es die Lava nur berührte, schon fast in demselben Augenblicke geschmolzen mit dahinfloß. Einer der Führer erzählte uns, daß ein Engländer vor zehn Jahren dieß Ex-

den Fürſten zur Lippe, welcher, ein in Hausmanns Schule gebildeter tüchtiger Geolog, den Veſuv in der Begleitung dieſes ausgezeichneten Gelehrten vor mehreren Jahren beſucht hatte. — Ich vertheilte meine Ausbeute zwiſchen mir und meinem Führer und ſchnell ward der Rückweg angetreten, von meiner Seite mit dem Vorſatz, in einigen Tagen (wo möglich mit meinen Freunden) die Reiſe zu widerholen. — Ich fand, gegen die Bemerkung anderer Reiſender, den Rückweg leicht. Man braucht nur mit den Ferſen tüchtig in die Aſche zu treten, ſo kann man im Trabe hinunterlaufen. Selbſt ein Fall würde keine bedenkliche Folgen haben können,

---

periment ſtatt der Flaſche mit einem unglücklichen Eſel vornehmen ließ, den er vorher gebunden durch Lazzaroni's hatte hinaustragen laſſen. Das arme Thier hatte nicht die Schmelzfertigkeit der Bouteillen gezeigt und fürchterlich geſchrien, ehe es völlig zu Aſche verbrannt wurde.«

»Wir würden vielleicht auch jetzt nicht an den Rückzug gedacht haben, wenn uns nicht eine hohe Flamme, die plötzlich in der Entfernung einiger Schritte von uns aus der Erde ſchlug, allzu lebhaft daran gemahnt hätte. Die Führer trieben uns fort, und wir waren in der That kaum dem Crater entſtiegen, als ſchon ein dumpfes Getöſe an unſer Ohr drang, das von demſelben Orte herzukommen ſchien, den wir ſo eben verlaſſen hatten. Wir erfuhren bald, daß ſich ein neuer Feuerſchlund ganz in der Nähe geöffnet, und wir vielleicht nur um wenige Minuten der romantiſcheſten unter allen Todesarten entgangen waren.«

denn weit hinunter würde man gewiß nicht rollen. Bald erreichten wir das Lager unserer Begleiter, und eine Stunde darauf, als es schon ziemlich dunkel war, das Haus des Eremiten. — Dieser forderte nichts, und empfing mit Dank einen halben Scudo, der Gensdarme aber, eben so dankbar, vier Carlini *). Der Eremit versäumte nicht, mir das Album des Vesuv zu überreichen, um durch Einschreibung meines Namens mich in solchem zu verewigen. — Fast hätte man glauben sollen, das Brockenbuch vor sich zu haben, so viel deutsche Namen und sentimentale Schilderungen erblickte man hier. Herzlich leid that es mir, daß es nur Deutsche waren, welche beleidigende, und selbst pöbelhafte Bemerkungen den Namen ihrer Vorgänger beigeschrieben hatten. So lautete z. B. eine Einzeichnung ungefähr so: »Der Herr Baron N. N., nebst seiner Frau »Gemahlinn und beiden Fräulein Töchtern besuchten »den Vesuv am — und stiegen in den Crater hinab.« — Eine Einzeichnung, die ganz offenbar nicht von dem gedachten Baron N. N., sondern von einem begleitenden Hofmeister, der sich auch eingezeichnet hatte, herrührte. — Dieses nicht erkennend, hatte ein nachfolgen-

*) Man vergleiche diese Zahlungen mit den von Herrn Nicolai bezahlten Summen.

der Landsmann beigeschrieben: »Also, Aristocrat, auch »hier auf Gottes Feuerberge kramst du deine Titel aus »und nennest dein Weib Gemahlinn und deine »Mädchen Fräulein!« — Die Rückreise in der Dunkelheit war nicht ohne Beschwerde. Ich machte sie ganz zu Fuß, mich an den tausend Lichtern von Neapel und an dem Schein der Leuchtthürme ergötzend. — Als wir in Resina eingetroffen, erschien sofort ganz unbefangen mein treuloser Cicerone, entschuldigte sein Ausbleiben mit seinem Hunger und einem Uebelbefinden, fragte, ob ich nicht mit seinem Substituten völlig zufrieden gewesen sey, und erwartete nun seine Bezahlung, gleichsam als hätte er völlig seine Pflicht erfüllt, nach dem juristischen Grundsatze: was Jemand durch einen Andern thun läßt, dieses wird betrachtet, als hätte er es selbst gethan. — Schon umringte mich wieder ein bedeutend zahlreiches Publicum, welches eben von einer kirchlichen Feier, wobei es nicht an Racketen und Schwärmern gefehlt hatte, zurückkehrte. — »Amici,« sagte ich, (denn hier zu Lande ist es, wie in der griechischen Tragödie, üblich, den Chor zum Vertrauten zu machen) »dieser euer Compatriot will Bezahlung für einen Weg nach dem Vesuv haben, den er nicht gemacht hat. Ich bezahle ihm nichts; gebe aber diesem meinem Begleiter, einem guten und elenden Jungen, einen Piaster, und

bitte Euch, ihn zu schützen, daß er ihn auch behalte.« — Ein recht determinirt aussehender Kerl nahm das Wort für Alle und sagte: »Eccellenza, seyd beruhigt; Jener hat Euch betrogen, dieser hat Euch gedient; es ist billig, daß er Alles allein behalte: aber reicht auch mir ein Paar Grani, denn ich möchte gern auf Eure Gesundheit trinken, weil Ihr mir ein braver Herr zu seyn scheint.« Seine Bitte wurde erfüllt, und ich fuhr beruhigt von dannen, nachdem ich auch meine beiden Begleiter völlig zufrieden gestellet hatte.

In Neapel angekommen (es war nicht gar weit von Mitternacht), begab ich mich zu der Restauration, über den Kaffeezimmern der »Italia« und nahm mein Mittagsmahl mit dem Apetit, — wie Sancho Pansa irgend wo sagt — eines Menschen, der um Mitternacht noch nicht gefrühstückt hat, während der gefällige Cameriere meine vulcanischen Schlacken recht sorgsam in großmächtige Opern-Anschlagzettel wickelte, in welchen sie wohlbehalten in Wolfenbüttel angekommen sind.

Den Grafen Veterani und seine Gemahlinn, die äußerst zufrieden von Caserta auch erst vor kurzem zurückgekehrt waren, fand ich noch auf, und erzählte von den Wundern meiner Crater-Fahrt, das Ganze so anziehend als mir möglich darstellend, und sofort wurde der Entschluß gefaßt, die wißbegierige und muthvolle

Dame, welche nun auch den Crater ſehen wollte, wozu ihr Gemahl den Kopf ſchüttelte, in einigen Tagen auf einer Veſuv-Reiſe zu begleiten.

Am heutigen Morgen (29. Juni) wohnte ich Scenen bei, die ich erzählen werde, da ſie mir zur Charakteriſtik Neapels beitragen zu können ſcheinen. — Bei heiterm Himmel, aber ziemlich ſcharfem Oſtwinde, wandelte ich allein auf dem Molo dem Leuchtethurme zu, mich an der Thätigkeit am Ufer und im Hafen und an dem Anblicke der Linienſchiffe, welche hier abgetakelt liegen, ergötzend. Dieſe ſind mit Tauen von ungeheurer Dicke an mächtigen eiſernen Ringen, die im Boden des Molo eingemauert ſind, befeſtigt, und eben dieſe Taue verſperren an einigen Stellen den Fußweg, ſo daß man, um bis zum Leuchtethurme zu gelangen, mit einiger Beſchwerde über ſie wegzuſchreiten genöthigt iſt. Als ich nun über einen dieſer gewaltigen Stricke wegſchritt, erblickte ich einen auf das äußerſte abgehagerten, völlig nackten, gelb-braunen Lazzaroni-Knaben von ungefähr zehn Jahren, der, vollkommen bewegungslos, ſich an das Tau gelehnt hatte. Seine Augen waren geſchloſſen und die erſchlafften Arme hingen hinab, wie bei einem in Ohnmacht liegenden Menſchen. Ich

glaubte der Junge ſey am Fieber krank und ſchliefe. — Da er jedoch bei einer Berührung nicht erwachte — denn ich beabſichtigte, ihn zu erwecken, um ihm vielleicht nützlich ſeyn zu können — und er mir todtenkalt zu ſeyn ſchien, ſo ſtieg in mir der Gedanke auf, daß ich eine Leiche berührt habe. — „Was fehlt dieſem Jungen?“ war meine Frage an einige Lazzaroni-Knaben, die in der Nähe auf einem andern Taue ſaßen. — „Non ha camicia e muore di fame,“ — „Er hat kein Hemde und verhungert,“ war die Antwort. Leider iſt der erſte Gedanke bei ähnlichen Vorfallenheiten in dieſem Lande an Betrug; beſonders da das „morir di fame“ bei den Bettlern eine ſtehende Redensart iſt, die man nicht völlig wörtlich nehmen muß. — Doch dieſes Mahl war es damit Ernſt. — Der Vater des Knaben war vor Kurzem geſtorben — eine Mutter hatte er ſchon lange nicht mehr — und ſo waren ſchon mehrere Tage hingegangen, daß er nur von Abfall von Früchten und Kraut, wie ſie in den Dreckwinkeln (immondezzaj) Neapels zu finden, ſein kümmerliches Daſeyn gefriſtet hatte. — Dieß das Ergebniß nachheriger Erkundigungen. — Nicht ohne Mühe ermunterte ich den Knaben ſo weit, daß ich ihn an meiner Hand zu einer Garküche auf dem nahen Largo di Caſtello führen konnte. Er ſchwankte und zitterte vor Mattigkeit, Froſt und Furcht, und nicht

ein einziges Wort war von ihm herauszubringen. In der Garküche angelangt — begleitet, wie bei uns ein Kameeltreiber begleitet zu seyn pflegt — ließ ich ihm zuvörderst etwas mit Wein vermischte Fleischbrühe reichen, wo es mir denn eine wehmüthige Freude war, zu schauen, wie der Junge allmählig auflebte, gleich einer Pflanze, die zu begießen vergessen ist und die nun endlich das entbehrte Naß empfängt. — Schon umstanden Hunderte von Bettlern und Neugierigen die Garküche, von denen Viele mit Gewalt hineindrangen, um von dem Fremden Almosen oder Speise zu empfangen. Der Gastwirth forderte mich daher auf, mich mit meinem Schützling in seinen Keller zurückzuziehen; denn ich konnte mir den Genuß nicht versagen, seiner ferneren Speisung beizuwohnen. Zu dieser nahm ich noch ein halbes Dutzend alter elender Weiber und nackter Kinder mit, und mich in dem schwarzen Loche an dem schmutzigen Tische in ihre Reihe setzend, ließ ich auftragen, und erfreute mich an dem lebhaften Apetite meiner Gäste. — Wie verschlangen sie die Macaroni, wie benagten sie die Knochen, und wie schmeckte ihnen der Wein! — »Herr,« sagte mir ein altes verhungertes Weib, »wer seyd Ihr, daß Ihr Euch so erfreut, in einem Loche, wie dieses ist, Hungrige zu speisen? — Ein Neapolitaner wirft uns wohl ein Paar Grani hin, aber dieses thut

er nicht. Dazu ſind unſere vornehmen Herren zu vornehm. — Der Fütterung der Pferde und Jagdhunde ſehen ſie wohl zu, aber nicht der Erquickung verhungerter Armen.« — Endlich war die Mahlzeit zu Ende. Aber wie wäre es möglich geweſen, ohne militäriſchen Beiſtand aus der Küche zu kommen? — Dieſer hatte ſich zum Glück eingeſtellt, und begleitete mich zu dem Trödler, wo ich dem Jungen ein Hemd und eine Hoſe kaufte, mir die Freude machend, zu ſehen, wie er ſich damit bekleidete, und nun zum erſten Mahle lächelte. Jetzt verlangte ich von dem mich begleitenden und beſchützenden Gensdarmen, daß er mich mit dem Jungen zur Polizei führe, um einen der Herren zu befragen: ob es hier zu Lande Sitte ſey, verwaiſ'te Kinder auf der Straße verhungern zu laſſen. — »Es würde Euch nichts helfen,« antwortete mir der verſtändige Mann. »Es iſt nicht unſer Departement würden ſie Euch antworten. Gebt mir den Jungen, ich verſpreche Euch, dafür zu ſorgen, daß er in das Albergo de' poveri aufgenommen wird.« — Dieſes that ich und der Junge küßte mir dankbar die Hand. — Meine eigene Noth begann aber nun erſt recht. Von allen Seiten drangen Bettler auf mich ein, Jeder wollte etwas haben, Jedem fehlte die Camicia; ſo daß ich gezwungen war, mich in das Haus eines Uhrmachers, dem teatro S. Carlo gegenüber, dem

ich eine Uhr zur Herstellung übergeben hatte, zu flüchten. — Dieses half mir aber keineswegs, und ich war gezwungen, mich durch militärische Begleitung nach meiner Speranzella zurückführen zu lassen, wo der Portier und die Camerieri nicht wenig verwundert waren, mich mit so zahlreichem Gefolge und unter militärischer Bedeckung ankommen zu sehen. — »Nehmen Sie Sich in Acht,« sagte mir halb scherzend der Graf Veterani, der das Spectakel mit angesehen, »die Polizei wird aufmerksam auf Sie werden, man wird am Ende vermuthen, Sie wollen die Rolle eines Massaniello spielen und den Pöbel gewinnen.«

Möge diese Darstellung dem geneigten Leser eine Idee von dem grenzenlosen Elende der untern Volksclassen geben, ein Elend, welches um so mehr in die Augen fällt, da es gegen den Glanz des Hofes, die kostbaren Uniformen des zahlreichen Militärs, die Tausende stets rollender Equipagen, den Pomp der Kirchen, den Reichthum der Klöster, die Eleganz der Kaufläden der Straße Toledo u. s. w. den schreiendsten Gegensatz bildet. — Die Aufgreifung von zwanzig tausend Lazzaronen und ihre Verwendung zu irgend einer Colonisation würde für Neapel eine große Wohlthat seyn; aber wäre es möglich, eine solche durchgreifende Maaßregel auszuführen? —

Das Albergo de' Poveri (das Armenhaus), welches man gewöhnlich il Recluſorio zu nennen pflegt, iſt bei weitem das größte Gebäude zu Neapel; ſelbſt das königliche Schloß und das Muſeo Borbonico übertrifft es an Umfang. — Dieſer Palaſt, denn ein ſolcher iſt, nach ſeiner äußern Architectur, das Armenhaus, liegt an der nordöſtlichen Grenze der Stadt, am Wege nach Capua, und bietet einen wahrhaft großartigen Anblick dar. Der Bau dieſes Gebäudes begann im Jahre 1751, auf Anordnung des Königs Karl III., nach den Riſſen des Ritters Fuga. Man nimmt hier auch arme Waiſen auf und giebt ihnen Unterricht in Handwerken. Das Gebäude, welches von Außen eine Länge von 1560 Palmen hat, ſchließt vier Höfe in ſich und enthält zugleich eine prächtige Kirche. Der Bau des Ganzen, welcher bis jetzt über eine Million Ducati gekoſtet hat, iſt noch nicht beendet; doch ſind bereits 5550 Kinder und Arme beiderlei Geſchlechts hier aufgenommen. Von den Knaben unterrichtet man eine bedeutende Anzahl in der Muſik, im Zeichnen und Kupferſtechen; alle Mädchen aber in weiblichen Arbeiten. Die erwachſenen Armen werden angemeſſen beſchäftigt. Die Einnahme des Inſtituts beſteht aus 240,000 Ducati. — Eine Anſtalt dieſer Art iſt alſo in Neapel: aber die Hülfe, welche ſie Einzelnen bringet, iſt für das Ganze ein

Tropfen in das Weltmeer, und der Abscheu, den die Armen vor dem Reclusorio haben, so groß, ihre Hinneigung zur Ungebundenheit so überwiegend, daß sie lieber faulenzend sich auf den Gassen umhertreiben und hungern, als hier bei reichlicher Nahrung und Arbeit der Freiheit entbehren.

Den Nachmittag des 29sten Junius bestimmten wir — Graf und Gräfinn Veterani und ich — zum Besuche des Castells St. Ermo (oder Elmo), welches auf der Höhe des Neapel von Norden her beherrschenden Berges il Vomero liegt. Wir machten den beschwerlichen Weg zu Fuß. Das Castell besteht aus einem, aus ungeheuern Mauern gebildeten, 750 Palmen im Durchmesser enthaltenden Hexagon, dessen Contreescarpe und Außenwerke in den Felsen gehauen sind. In der Mitte der Citadelle ist ein mit Artillerie besetzter Waffenplatz. Die Besatzung besteht aus Schweizern. Die Aussicht von den Höhen des Castells auf die Villen und Kirchen des Berges, die Stadt, den Hafen und die Umgegend ist fast noch schöner, als die von dem Schlosse Capo di monte. — Am Abhange des Berges, nicht fern von der Feste liegt die Kirche S. Martino, welche ehedem den Carthäusern gehörte. Sie ist reich

an schätzbaren Gemählden, besonders Fresken, und vorzüglich zu Neapel, wo ausgezeichnete Kirchen selten sind, der Aufmerksamkeit des Fremden werth. — Ob die gewiß höchst mühsamen Holzmosaiken des deutschen Laienbruders Bonaventura Prest in der Sacristei, welche Geschichten des alten Testaments darstellen, der Bewunderung werth seyen, die man ihnen hier aufrichtig zollt, lasse ich dahin gestellt. — Der Fleiß unserer deutschen Handwerker nahm sonst oft eine ähnliche Richtung, die gewiß in hohem Grade achtenswerth ist; und mich dünkt, daß es eben kein gutes Zeichen der Zeit ist, daß man jetzt dergleichen Arbeiten, zu denen nur Fleiß und Geschicklichkeit, nicht aber das, was man Geist nennt, gehört, weniger schauet. Wie vieles wir dieser echt deutschen Richtung der Thätigkeit zu danken haben, zeigt Nürnbergs Gewerbsgeschichte auf jeder Seite. — Nicht Jedem schenkte die Natur das, was man jetzt Genius zu nennen pflegt: man erlaube also dem, welcher dessen entbehrt, das freilich unzureichende Surrogat des Fleißes, und spotte nie über dessen mühsame Leistungen. — Als wir von S. Ermo zurückkehrten, war es schon dunkel. Wir nahmen unsern Rückweg über die Piazza dello Spirito Santo nach der Strada Toledo. Da wir auf diesem Wege drei Kirchen, in denen die Litaney der h. Jungfrau gesungen wurde, schön erleuchtet fanden,

so begaben wir uns in jede derselben. Die fromme Gräfinn, welche ich zu begleiten die Ehre hatte, kniete in allen dreien andächtig nieder und verrichtete ihre Gebete.

Der folgende Tag war nur Wiederholungen gewidmet. Sie ist die Hauptstütze des Gedächnisses und eben hierdurch die Mutter der Studien. Den ganzen Morgen brachten wir in dem Museo Borbonico zu, wo auch eine sehr reiche Kunstausstellung von Gemählden, Bildhauerarbeiten und Rissen hier lebender Künstler in der Gallerie des Ercole Farneſe und Toro Farneſe unsere Aufmerksamkeit fesselte. Diese Ausstellung war von allen Classen der bürgerlichen Gesellschaft sehr besucht, und enthielt neben einer Masse kleinerer Genre-Gemählde, auch einige Werke von größerm Umfange, welche deutlich erkennen ließen, daß man jetzt dem edeln Styl Raphaels sich wieder zu nähern sucht. — Möchte man nur weniger künsteln, weniger gelehrte Verwirrungen und Verkürzungen anbringen, die spätere Schule vergessend, ganz Raphael und die schöne Natur zum Muster nehmen! Selten findet man jetzt gemahlte Mädchengesichter, die so schön wären, als sie die Natur doch darbietet. — Höchst interessant war es, hier die Kunsturtheile der Anwesenden zu vernehmen, mit denen man leicht in Gespräch kommen konnte. Die richtigsten fällten ganz offenbar gemeine Italiäner, die absurdesten

vornehme Engländer. Bewundernswerth ist es in der That, daß sich diese noch so in Italien gefallen können, in dem Lande wo ihre Verhöhnung stereotypisch geworden ist. Das Schlimmste, was Einem in Italien begegnen könnte, wäre für einen Engländer gehalten zu werden: »gran ignoranza, ma denari assai.« — Fast befürchte ich, ein deutscher Landsmann, der Zeitlebens, und wahrlich nicht mit den sehnsüchtigen Empfindungen eines Göthe, an Italien denken wird, hat die Prellungen und Mystificationen, deren er ausgesetzt war, und die er mit wahrhaft liebenswürdiger erheiternder Naivetät zum Besten giebt, einem ähnlichen Mißverständniß zu danken. Geld auszuwerfen und mit den Postillonen um das Trinkgeld zu zanken, ist ganz englisch. So war es z. B. auch englisch, bei dem Torso zu Rom, von dem der Reisende, wie er bei jeder Gelegenheit leicht erkennen läßt, unstreitig nichts verstand, in Entzücken zu gerathen, die Hasenheide bei Berlin aber einem Olivenwalde, wenn nicht vorzuziehen, doch gleich zu setzen. Urtheile der Art vernahmen wir denn auch in der Kunstausstellung von einigen vornehmen Britannen.

Den Nachmittag des heutigen Tages brachten wir auf der Punta di Posilippo und auf dem Meere zu. Der Abend war wundervoll. Unnachahmlich jedem Mahler war heute Beleuchtung und violetter Duft des Vesuv.

— Neapel iſt einzig! — Seine Schönheiten herabzuſetzen, erſcheint mir faſt als Gotteslästerung. Denn wer gab dem ſchönen Golfe das Geſchenk der Schönheit?

Am erſten Julius, früh Morgens, traten wir — der Graf Veterani, deſſen Gemahlinn und ich — unſere Reiſe nach Pompeji an, welches elf ital. Meilen von Neapel und fünf von dem Gipfel des Veſuv entfernt iſt. Der Weg über Portici, Reſina, Torre del Greco, Torre dell' Annunziata, zwiſchen einer ununterbrochenen Reihe von Gebäuden, die, wie ſchon bemerkt, eine Fortſetzung von Neapel am Strande des Golfes bilden, iſt in einem ſo vortrefflichen Zuſtande, daß in dieſer Beziehung nichts zu wünſchen übrig bleibt, wird aber dem gefühlvollen Reiſenden durch Schaaren von Bettlern, unter denen ſich die Blinden durch hartnäckiges Feſthalten an dem vorgeſetzten Zwecke der Almoſen-Erpreſſung auszeichneten, bedeutend verkümmert: denn hier Allen zu geben, grenzt an Unmöglichkeit. — Von Torre dell' Annunziata, wo wir unſern Wagen zurückließen, bis Pompeji iſt nur noch eine kurze Strecke, und ſo gelangten wir bald zu Fuß zu dem Wachthauſe, wo wir mit einem officiellen Cicerone verſehen wurden.

Nichts würde nun leichter seyn, als dem geneigten Leser hier einen recht ins Einzelne gehenden Bericht von demjenigen vorzulegen, was wir während der sechs Stunden, die wir anwandten, die Ruinen von Pompeji zu durchwandeln und möglichst kennen zu lernen, sahen und nicht sahen, denn eine nicht unbedeutende Anzahl von Beschreibungen des jetzigen Zustandes der erstandenen und erstehenden Stadt liegt in dem Augenblicke, da ich dieses schreibe, vor mir, auch fehlt es mir nicht an Grundrissen und bildlichen Darstellungen der Stadt im Ganzen, wie der einzelnen Straßen und merkwürdigsten Gebäude in derselben: aber ich denke, es sey zweckmäßiger, mich auf einige fragmentarische, doch richtige Ideen von dem Ganzen erweckende Darstellungen zu beschränken; vorzüglich von dem Eindrucke, den Pompeji im Allgemeinen auf den zum ersten Mahle hineintretenden Beschauer macht, (namentlich auf mich gemacht hat) zu erzählen, den Leser, der sich genauer unterrichten will, auf ein Werk verweisend, welches in jeder Buchhandlung zu haben ist, das nichts, oder Weniges zu wünschen übrig läßt, indem es eine sehr genaue und ganz ins Einzelne gehende Beschreibung von Pompeji, durch mehrere Hundert Risse und Abbildungen erläutert, enthält. — Der Titel dieses Werkes ist:

»Pompeji. Erster Band. Erste und zweite Ab-

theilung, enthaltend die öffentlichen Gebäude und Anstalten u. s. w. Mit 174 Abbildungen. Zweiter Band. Mit 193 Abbildungen.« (Leipz. 1834 35. kl. 8°).

Billig hätte auf dem Titel bemerkt werden sollen, daß es aus dem Englischen, und zwar hin und wieder gar zu wörtlich, *) übersetzt worden.

Das zweite Werk, welches ich meinen Lesern, die eine genauere Kenntniß von Pompeji erlangen wollen — das jedoch schon schwerer in Deutschland zu erhalten stehen möchte — empfehle, führt den Titel:

»Pompéi, decrite par Charles Bonucci, Architecte, Directeur des fouilles royales de Pompéi et d'Herculanum etc. Seconde traduction de la troisième édition italienne par C. J., revue et augmentée par l'Auteur.« (Naples, de l'imprimerie française, 1830. 8°.

Also nur Weniges, und dieses aus eigener Anschauung über die merkwürdige verschüttete Stadt.

Das Erste, was man, von Torre dell' Annunziata

*) So hätten z. B. die Dollars sehr füglich in Scudi zurück übersetzt werden können. — Auch nehmen sich die englischen Meilen sonderbar in einem deutschen Werke über Italien aus.

kommend, von Pompeji erblickt, ist die von 1812 bis 1814 größtentheils aufgedeckte Vorstadt Augustus Felix. Bis zum Stadtthor sieht man die lange gerade Straße hinunter. Der Weg, ziemlich gut gepflastert, ist schmal und an beiden Seiten mit zum Theil großen und eleganten, weniger als die dazwischen stehenden Wohngebäude zerstörten Grabmählern wie eingefaßt. Die Namen der Einzelnen oder ganzer Familien, deren Asche hier ruhet, stehen an der Stirnseite des Grabes, gewöhnlich mit wenigen, aber zärtlichen Worten begleitet. Auch Cenotaphien (leere Ehrengräber) giebt es hier. — Höchst rührend ist dieser Anblick; auch ist die Zerstörung, wie gesagt, hier am wenigsten sichtbar: man kann hier seine Phantasie spielen lassen und sich gleichsam Täuschungen hingeben.

Gleich vorn, dem Eintretenden rechter Hand, an dieser Gräberstraße erblicket man die Reste der Villa des Arrius Diomedes, wahrscheinlich eines Freigelassenen. Dieses Gebäude mit seinen Zubehörungen hat kaum seines Gleichen in Pompeji und zeigt in seinen Ruinen von dem Reichthum und dem Geschmack des Besitzers. — Aber, wie gesagt, auch hier sind es nur Ruinen, die wir schauen, und nichts ist falscher und erwecket irrigere Vorstellungen, als wenn Schriftsteller behaupten: in Pompeji eintretend möchte

man glauben, die Einwohner seyen nur momentan, vielleicht zu irgend einem Feste, ausgewandert *). Freilich stehen Wände und Säulen größten Theils noch aufrecht, man findet noch Vorhallen, Zimmer, Keller, man kann hier (in der Villa des Diomedes) sogar noch zu einem zweiten Stockwerke hinaufschreiten: aber da alles Holzwerk, jede Spur vom Dache fehlt: so hat das Ganze genau das Ansehn, als habe hier eine Feuersbrunst gewüthet, die nur das Massive, und auch dieses in sehr beschädigtem Zustande, zurückgelassen. — Auch diese Villa, obwohl die größte aller, hat nichts Großartiges und ist nicht mit den größern Landhäusern der Kaufleute Hamburgs oder gar Amsterdams zu vergleichen. — Die Gebäude Pompeji's bestanden in der Regel aus Backsteinen, welche zum Theil noch jetzt mit einem vortrefflichen Stuck bekleidet sind. —

*) So sagt z. B. Bonucci in seinem angeführten, sonst vortrefflichen Werke in der Vorrede:

»Pompéi ressemble à une ville déserte pour quelques instans. Il semble que ses citoyens soient tous accourus à une de ces fêtes religieuses qui intéressaint des nations intières, et qui caractérisaient tant le paganisme.« — Es ist in der That unerklärlich, wie ein Gelehrter, der Pompeji so genau als Bonucci kennt, solcher Uebertreibungen sich schuldig machen kann, welche der erste Eintritt in die Ruinen widerlegt.

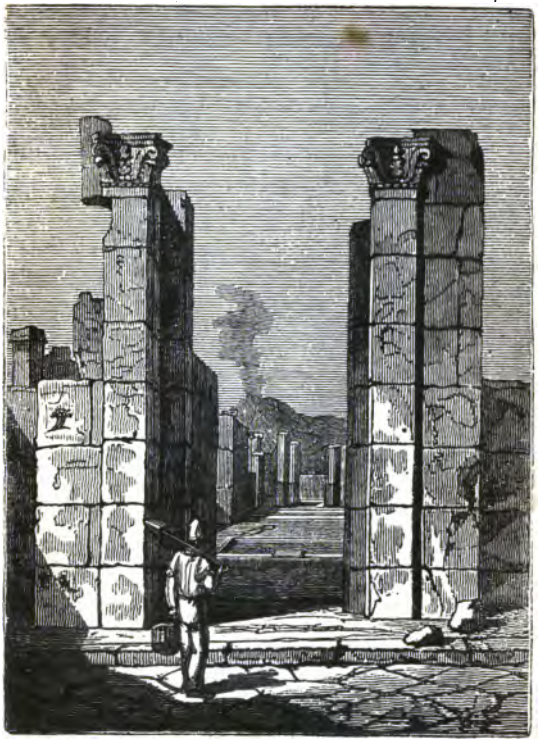
Auch hier, wie fast überall, sind die Wandgemählde für das Museum abgenommen, und daher nur leere, geplünderte Wände zu schauen. Von Hausgeräthen, wenn ich einige Amphoren im Keller ausnehme, ist nichts vorhanden. Zwischen den Wänden, die, obwohl ein zerstörtes, doch ganz modernes Ansehn haben, im hellen Sonnenscheine umhergehend, entwich mir bald jeder Rest von feierlicher Stimmung. In diese muß man sich, gleichsam künstlich, versetzen. Die Sinne wollen ihr Recht: Hier war nichts, was zu einer sanften Trauer stimmen konnte. Es erschien mir Alles so ganz und gar gewöhnlich, wenn auch gleich etwas exotisch. Je weniger die Phantasie hier Nahrung findet, desto mehr empfängt sie der Verstand. Diesem ging gleichsam auf, wie die Alten lebten und webten. Nicht wie wir im eingeschlossenen Zimmer, sondern meistens im Freien. — Durch ein Thor von ärmlichem Ansehn geht es nun in die eigentliche Stadt, von der noch nicht viel über ein Fünftel aufgedecket ist. Eine in ihren einzelnen Abtheilungen (welche unter einander stumpfe Winkel bilden) gerade Straße führt zum Forum. — Sie ist, wie alle Straßen, so eng, daß sich zwei unserer Wägen nicht würden ausweichen können. Dennoch hat sie zur Seite erhöhte Fußwege und ein ziemlich gut erhaltenes Lava-Pflaster, in welchem die Einschnitte durch die Wagen-

7*

472343

räder nur zu sehr zu erkennen sind. Die Häuser sind außerordentlich klein und fast alle nach einem oft beschriebenen Plan gebaut. Auch hier in der Stadt fehlen überall die Dächer, man erblickt rohe geplünderte Wände, an denen nur hin und wieder ein Gemählde, welches man abzunehmen nicht der Mühe werth achtete, sitzen geblieben. Nicht ein einziges Haus ist im ursprünglichen Zustande gelassen; doch findet man hin und wieder ein neues schützendes Dach. Die Fußböden sind größten Theils zierlich mit Mosaik eingelegt. So klein die Häuser sind, so viel Zimmerchen enthalten die einzelnen dennoch in der Regel. Merkwürdig ist es, daß man bis jetzt weder Pferdeställe, noch Schornsteine gefunden hat. An der oft zierlich bemahlten Außenseite der Häuser ist der Name des Besitzers in der Regel verzeichnet.

Um nun meinen Lesern eine möglichst richtige Vorstellung von dem Anblicke einer Straße und eines einzelnen Hauses in Pompeji zu geben, theile ich hier zwei Bilder mit, wodurch dieser Zweck gewiß ziemlich erreichet werden wird. Sie befinden sich in des Engländers William Gell's »Pompe[illegible]a,« und sind auch in dem angeführten deutschen Werke mitgetheilt. — Das erste stellt die Ansicht der zum Forum führenden Mercurius-Straße dar, welche von den



jetzt ausgegrabenen die breiteste ist, das zweite den Eingang in das Haus des Pansa. Dieses zeigt im Vordergrunde einen Theil des Straßenpflasters, den Fußweg, sodann nach einander den Eingang, das Prothyron, das Atrium, nebst seinem Impluvium, den ionischen Peristyl, die Gartenmauer und in der Ferne den Vesuv. Die vordern Pilaster sind zwar von Lava, aber dennoch mit Stuck überzogen. Dieses Haus ist das größte der jetzt aufgedeckten Privathäuser in der Stadt.

Unter der Regierung Nero's, am 5ten Februar, des Jahres 63 nach Chr. traf Pompeji und Herculanum das Unglück, nebst einem bedeutenden Theil Campaniens, durch ein heftiges Erdbeben fast gänzlich zerstört zu werden. Die Pompejaner verließen ihre Stadt, kehrten jedoch nach einigen Jahren der Ruhe in solche zurück und bauten sie von Neuem auf. Diese Herstellung, wenn gleich hinsichtlich der Privatgebäude fast beendet, hatte sich noch nicht auf die öffentlichen Gebäude erstrecken können, als am 23sten November des Jahres 79 nach Ch. sich die furchtbare Katastrophe ereignete, wodurch die unglückliche Stadt durch die ausgeworfene Asche des nahen Feuerberges verschüttet wurde. — So erklärt es sich, daß wir die öffentlichen Gebäude jetzt in einem Zustande erblicken, als wären sie erst eben durch Erdbeben umgestürzet worden. Das hier Gesagte findet im gan-

zen Umfange auf die Basilica (das Gerichtsgebäude), die Tempel des Jupiter (den öffentlichen Schatz), der Isis, des Jupiter und der Juno, des Hercules, des Bacchus, auf die beiden Theater u. s. w. Anwendung. Ueberall erblickt man zum Theil umgestürzte Säulenreihen, die jedoch, mit den Unterbauen eine vollkommene Vorstellung von dem zum Theil prächtigen Zustande der Gebäude vor der Zerstörung geben. Bei weitem am besten erhalten erscheint das im östlichen Theile der Stadt, dicht an der Mauer, befindliche Amphitheater, von welchem sehr bedeutende Reste übrig sind *). Es wurde aber auch dieses, wie zahlreiche Inschriften lehren, auf Kosten reicher römischer Colonen nach dem Erdbeben hergestellt.

Die fast allgemein verbreitete Meinung, daß nur sehr wenig Skelette von Menschen in Pompeji gefunden seyen, ist irrig. Es sind deren an zwei hundert gefunden, und es ist selbst selten, daß bei jeder Aufgrabung nicht wenigstens einige entdeckt würden.

Ich wiederhole: der Leser, welcher eine möglichst richtige Vorstellung von dem jetzigen Ansehen Pompeji's

*) Dieses Amphitheater ist ganz offenbar älter, als das Colosseum, welches daher nicht das erste steinerne Amphitheater, wie Maffei behauptete, war.

erwerben will, denke an eine massiv erbaute, durch Feuer zerstörte Stadt, aus welcher der Brandschutt bereits weggeräumet worden; nur daß die Wandgemählde wohl in einer solchen mehr zerstört und geschwärzt seyn würden, als hier der Fall ist.

Pompeji war ungefähr dreizehn Fuß hoch mit vulcanischer Asche und kleinen Bimmsteinen (lapilli) bedeckt, und ist es noch jetzt an den nicht aufgeräumten Stellen. In dieser Decke vermag man, da, wo sie noch gänzlich unberührt ist, sieben Schichten von verschiedener Dichte zu erkennen. Ueber diesen schichtenweis aufgehäuften vulcanischen Stoffen, ruhet noch als oberstes Flötz eine Lage Pflanzenerde von einer Mächtigkeit von einem bis fünf Fuß. Diese oberste Schicht ist es, welche den Gipfel der Gebäude bedeckt; daher es früher, als der Grund und Boden noch Privatpersonen gehörte, diesen so leicht war, hier „Schatzgrabereien,“ wie sie es nannten, zum großen Nachtheil der Kunst und Wissenschaft, auszuführen. — Pompeji wurde von glühender Asche bedeckt; dieses zeigen die verbrannten Dächer und die zum Theil zerstörten oder veränderten Farben der Fresco-Gemählde. Späterhin haben jedoch allerdings Wasserfluthen die Asche in das Innere der Gebäude und in die Keller geführt und wie mit einer teichartigen Masse ausgefüllt. — Von Zeit zu Zeit mag

Ruhe eingetreten seyn. — Man findet Skelette auf den obern Schichten, zum deutlichen Zeichen, daß man Rettung der verschütteten Gegenstände versuchte. Diesen Aschenlagen verdankt man, daß, als späterhin Wände und Decken einstürzten, zerbrechliche Gegenstände, wie Glassachen, thönerne Gefäße u. s. w. nicht zertrümmert wurden. Von Pompeji ist jetzt ungefähr der fünfte Theil, fünf und zwanzig Straßen enthaltend, aufgedeckt. Der ganze Umfang der Stadtmauern beträgt gegen zwei italiän. Meilen. Den noch übrigen Theil aufzugraben würde, nach den Berechnungen Bonucci's, aus dessen Werke diese Nachrichten entnommen sind, eine Ausgabe von 694,589 neapolit. Ducaten, oder 2,894,080 Franken, erfordern. Zu den Ausgrabungs-Arbeiten ist jetzt eine Summe von 6000 Ducaten, oder 25,000 Franken jährlich, bestimmt. Man erkennet hieraus, wie ungerecht es ist, wenn nicht selten in Druckschriften der neapolitanischen Regierung der Vorwurf gemacht wird, daß sie den hier in Frage stehenden wichtigen Gegenstand vernachlässige. Eine noch größere Thätigkeit bei den Ausgrabungen wäre im höchsten Grade unzweckmäßig. Nichts möchte leichter seyn, als auf einmahl fünf hundert Arbeiter anzustellen und in wenigen Jahren die verschüttete Stadt an das Tageslicht zu fördern. — Wohin aber nun mit den gefundenen Gegenständen, besonders

mit den Fresco-Gemählden, deren Transport und Aufbewahrung, wenn sie nicht Schaden leiden sollen, mit unaussprechlicher Vorsicht zu veranstalten ist? — Da die aufgegrabenen Gebäude ohne Dächer sind, so darf man die Mahlereien, ohne sie der gewissen Zerstörung auszusetzen, nicht in den Häusern lassen; und wo ist gleich ein zweites Museo Borbonico, um Wände zur Aufnahme der Gemählde und Raum zur Aufbewahrung der übrigen gefundenen Gegenstände darzubieten? Sehr häufig sind die Gemählde auch so angebracht, daß sie nicht abgenommen werden können, wie dieses z. B. am Amphitheater der Fall war. Diese können der Nachwelt nur durch Zeichnungen einiger Maaßen erhalten werden. Auch in dieser Beziehung ist es also wünschenswerth, daß mit den Aufgrabungen langsam vorgeschritten werde. — Nirgend ist also wohl das »Eile mit Weile« angemessener, als hier. Zögert sich auch die gänzliche Aufdeckung von Pompeji noch durch ein Jahrhundert hin, Kunst und Wissenschaft können nur dadurch gewinnen. Man gräbt übrigens jetzt zu Pompeji an drei verschiedenen Orten, und zwar mit der größten Vorsicht *).

*) Nämlich 1) hinter dem Hause des Castor und Pollux; 2) hinter dem Hause des Pansa, neben dem Hause des Mo-

Unſer Mittagsmahl nahmen wir bei den Ruinen eines aufgegrabenen Privathauſes, nicht fern vom Amphitheater, aus unſerer »provisione di campagna,« und fuhren ſodann nach Reſina zurück, um unſere Aufmerkſamkeit den Ruinen von Herculanum zu widmen. — Dieſe Stadt, welche Pompeji an Größe und Pracht weit übertraf, iſt zwar, gleich dieſem, zuerſt ebenfalls von vulcaniſcher Aſche (dieſe offenbar im glühenden Zuſtande) bedeckt worden, welche ſpäterhin Waſſerfluthen in die Gebäude ſchwemmten, nachher aber öfter von Lavaſtrömen überfloſſen. Die Bedeckung iſt hier alſo nicht nur bei weitem höher, als zu Pompeji, ſondern noch härter und weit ſchwieriger wegzuräumen. Da nun überdem die Ortſchaften Reſina und Portici über Herculanum gebaut ſind, ſo ſtellen ſich einer Aufdeckung, wie ſie bei Pompeji Statt findet, unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Man müßte zwei neue, zum

---

deſtus, welches ſich durch ein jetzt verſchwundenes Gemählde von Ulyſſes und Circe auszeichnete; — Dieſe reichte Jenem einen Trank und er wies die Zauberinn mit dem Schwerte zurück; — 3) an dem Vico secondo delle mura pubbliche, dicht an der Stadtmauer, der Casa di Narciſſo und der Casa dell' Iſide gegenüber. Man fährt nun fort, die Häuſer-Inſel (insula im Sinn der Pandecten) zwiſchen der Strada di Mercurio und der Porta di Ercolano auszugraben. — Gewiß genug für jetzt.

Theil prächtige Ortschaften zerstören, um eine verschüttete Stadt an das Tageslicht zu fördern. Ein sehr geringer Theil von Herculanum ist also aufgedeckt; der bei weitem größte ist gleichsam bergmännisch ausgebeutet worden. Man zieht die beweglichen Gegenstände heraus, und verschüttet die ausgeleerten Häuser. — So kömmt es denn, daß, außer den gedachten wenigen, völlig aufgedeckten Gebäuden, jetzt lediglich das Theater zugänglich ist; aber nur mittelst bergmännisch angelegter Gruben und Gallerien. — Mit Wachsfackeln versehen, fuhren wir also — um mich eines technischen Ausdruckes zu bedienen — bei einem kleinen Gebäude ein, welches mit der Ueberschrift »Scavi reali di Ercolano,« versehen ist, unter der Leitung eines Aufsehers, und befanden uns bald mitten in dem Theater. — »Auch hier sahen wir uns abermahls getäuscht« — ruft an dieser Stelle ein moderner Reisender, so ganz naiv seine Unkunde bekennend, aus. — Jene Täuschung hatte bei uns zwar keineswegs Statt, denn uns war nicht unbekannt geblieben, was wir in dem unterirdischen Theater von Herculanum zu erwarten hatten: aber gestehen muß ich doch, daß wir sämmtlich zum Lachen aufgeregt wurden, als unser Cicerone uns in einem völlig düstern Kellerloche die Versicherung ertheilte, hier sey das »Anziehezimmer der Schau-

spielerinnen gewesen: obwohl Einem bei dem Anblicke einer solchen Verwandlung irdischer Dinge billig Thränen in die Augen treten sollten.

Der Bauplan des Theaters war uns aus den bekannten Rissen völlig gegenwärtig, wie man denn auch seine Einrichtung sich sehr gut versinnlichen konnte, wenn man sich die bekannten Angaben Vitruvs und das nach diesen ausgeführte Olympische Theater Palladio's ins Gedächtniß zurück rief: dessen ungeachtet war es aber hier in der Dunkelheit sehr schwer, sich zurecht zu finden. Da mir bei meinen geognostischen Studien bergmännische Arbeiten nicht fremd sind, so vermochte ich es, mich ganz in die Stimmung zu setzen, als wenn ich in einem Grubenbau auf unserm Harze den Zug eines Erz-Ganges verfolgte, und so orientirte ich mich am Ende denn recht gut, obwohl mir ein Compaß fehlte. Das Theater ist sehr wohl erhalten, und wäre es gänzlich aufgedeckt, so würde uns nichts an der vollkommensten Vorstellung von einem römischen Schauspielhause fehlen. — Nachdem wir fast ein Paar Stunden in diesem Grubenbaue umhergekrochen, waren wir ganz froh, wieder das Tageslicht zu schauen und eilten nach Neapel zurück, wo wir unter völlig ernsten Gesprächen über das Gesehene in der Restauration über dem Caffé dell' Italia, obwohl etwas spät, unser Pranzo zu uns nahmen. —

Der Wunsch der geistreichen Dame, die wir begleitet hatten, ging dahin, daß man zu Pompeji von den neu aufzugrabenden Häusern ein vorzügliches, so viel als irgend möglich, wieder in den ursprünglichen Stand, durch Aufräumung u. s. w. setzen, und also auch mit gehöriger Bedachung versehen möge; der Graf, ein tüchtiger Militär, wünschte, daß man vor Allem Ringmauern und Thore der Stadt zu Tage fördern möge, um eine völlig genaue Idee von der Befestigungsweise römischer Colonial-Städte dem sachkundigen Beschauer zu verschaffen; mein Wunsch ging aber dahin, daß man die Ausgrabungen zu Herculanum, unter der Direction eines deutschen Bergbeamten, von deutschen Bergleuten völlig grubenmäßig betreiben lassen möge. — Bleiben auch alle drei Wünsche nur fromme Wünsche, so wären sie doch gewiß der Berücksichtigung nicht unwerth.

Den zweiten Julius habe ich größten Theils auf dem Meere zugebracht. Der Golf von Neapel ist so wunderschön, so einzig auf der Welt, daß man suchen muß, sein Bild sich also zu eigen zu machen, daß es uns nie wieder entweiche. Zu diesem Zwecke entschloß ich mich, einmahl einen ganzen Tag ausschließlich dem Golf zu

widmen. Meine Freunde, der Graf Veterani und seine Gemahlinn, hatten Geschäfte in der Stadt: ich nahm daher allein ein mit vier Schiffern bemanntes Segelboot und bedung die Reise nach den Inseln Procida und Ischia; — denn immer hoffte ich noch, mit dem Grafen und der Gräfinn Veterani Capri und Pästum besuchen zu können: eine Hoffnung, die leider, zu meinem großen Bedauern, nicht in Erfüllung ging, da der Graf öfter an den Folgen seiner im Kriege empfangenen Verwundungen leidend, zu diesen Neben-Excursionen die Lust verloren hatte. Eine wesentliche Versäumung, die mich untröstlich lassen würde, wenn ich mich von der Hoffnung trennen könnte, die reizende Parthenope noch einmahl wieder zu sehen, und sodann alles Versäumte nachzuholen. Wir stachen bei völlig entgegenblasendem Winde in die See und mußten uns also der Ruder bedienen. Um so langsamer die Fahrt ging, um so mehr hatte ich Muße, das wundervolle Panorama des schönsten Meerbusens der Welt für die Lebensdauer der Phantasie zu eigen zu machen. Das Meer ging sehr hohl und die kleine Barke schwebte bald oben auf einer Woge, bald sank sie in ein grünes Wasserthal, um gleich darauf wieder gehoben zu werden. Es war wunderschön auf dem Meere, und da ich zur Seekrankheit keine Hinneigung habe, so erregte mir dieses Schau-

keln ein eigenes Gefühl von Wonne. Wir fuhren dicht an den Felsengrotten der Punta di Posilippo, welche den Namen Gajola tragen, vorbei, und so hatte ich denn Gelegenheit, die zweifelhaften Reste, die unter der Benennung Scuola di Virgilio bekannt sind, ganz in der Nähe zu sehen. Von dieser Stelle ruderten wir in völlig gerader Linie bis zu der Punta di Miseno, den schönen Golf von Pozzuoli, der das Elysium der Vorwelt bespülte, zur Rechten lassend. Stets war der Wind entgegen und ward überdieß stärker. Um ihm minder ausgesetzt zu seyn und vor denselben zu gelangen, setzten wir unsere in der That beschwerliche, und selbst nicht ganz gefahrlose Fahrt ziemlich nahe dem Ufer bis zu einer Felsenmasse fort, die den Namen Scoglio di S. Martino führt und mitten im Meere, dem Monte di Procida (auf der Halbinsel von Bajä) gegenüber liegt. — Auf dieser Stelle hatten die fleißigen Ruderer gesiegt; um von hier nach Procida zu fahren, konnten wir uns der Segel bedienen: denn wir waren nun vor dem Winde. — Jetzt luden mich meine Schiffer ein, mich aus dem Schiffe auf kurze Zeit auf den Felsen zu begeben, damit sie, ohne Gefahr mich zu verletzen, Segelstangen und Segel zur Fortsetzung unserer Fahrt in Ordnung bringen könnten. — Da saß ich nun einsam auf der von weißschäumenden Wogen umspülten schwar-

zen Lavaklippe, mich an dem unbeschreiblich schönen Panorama erfreuend; wobei jedoch der Gedanke ein Paar Mahl wach wurde: wie bedenklich meine Lage seyn würde, wenn meine Schiffsmannschaft mich, ausgeplündert, hier auf einem nackten Felsen von der Größe eines mäßigen Zimmers mitten im Meere sitzen ließe. — Doch nach ungefähr zwanzig Minuten waren sie mit ihren Vorbereitungen fertig und landeten wieder an dem Felsen, von welchem sie, um nicht während ihrer Beschäftigung anzustoßen, sich etwas entfernt hatten. — Nun ging es mit vollen Segeln auf Procida los. Die Ruder waren überflüssig; drei der Schiffer legten sich auf den Boden und schliefen sofort ein, nur der vierte führte das Steuerruder und sang. — In einer halben Stunde waren wir dicht vor Procida, denn unser Schiff, welches ganz auf einer Seite lag, durchschnitt die Wogen trotz dem besten Dampfboote, und landeten unter ungeheuerm Geschrei einer zahllosen Menge Hafengesindels an dem flachen Strande der kleinen Stadt la Marina di S. Maria Cattolica. — Ich nahm mein Absteigequartier in einem am Hafen gelegenen Kaffeehause, wo ich auf das Beste mit vortrefflicher Chocolate restaurirt wurde, wozu ich eine gute Quantität von allerhand gar nicht verächtlichem Gebacknem zu mir nahm. — Das Kaffeezimmer war völlig offen und so hielt ich

im eigentlichſten Sinne offene Tafel: denn ich glaube nicht zu viel zu ſagen, wenn ich behaupte, daß ich wenigſtens hundert Procidioten das Vergnügen gewährte, meinem Frühſtück — oder was es ſonſt ſeyn mochte — theils im Kaffeezimmer ſelbſt, theils von der Straße aus, zuzuſehen. — Hierbei war denn das ewige Geſchrei der Dienſte Anbietenden und der Bettler: ob ſie mich nicht zu der »Donna Greca« führen ſollten. — Von dieſer Donna Greca und der Nothwendigkeit ſie zu ſchauen, hatten meine Schiffer ſchon viel geſprochen; ja ſie vermutheten, daß dieſe Donna die Urſache meiner Reiſe ſey. — Ich hatte nun in meinem ganzen Leben von ſolcher Dame kein Wort gehört, vermuthete aber, da ich das »la Donna Greca« als »Madonna Greca« verſtand, daß es irgend ein berühmtes Gnadenbild ſey, welches ich hier zu ſchauen habe. — Mein Mahl war beendet, und ich forderte nun einen der Aſſiſtenten auf, mich zu der Madonna zu führen. — Wir ſtiegen durch mehrere enge ſchmutzige Straßen, welche jedoch gut mit Lavaplatten gepflaſtert waren, in dem Städtchen bergan bis zu dem mit ihm verbundenen Borgo la Madonna delle Grazie. — Endlich gelangten wir zu einem unheimlich genug ausſehenden ſchwarzen Steinhauſe, wo ich von einer alten Frau freundlich empfangen und eingeladen wurde, eine ſteile Treppe hinauf-

zusteigen: »la donna Greca sarà subito quì,« — hieß es dann. — Nun, dachte ich, wie wird dieß Abenteuer enden, und schon stiegen bei mir bedenkliche Muthmaaßungen auf. — Ich wartete eine gute Viertelstunde auf einem Altane, der nach hinten hinausging und ländlich sittlich mit zum Trocknen aufgehängter Wäsche und einigen Blumentöpfen decorirt war. — Niemand erschien. — Endlich wurde ich ungeduldig, ging ins Haus und sagte der Alten, ich wolle fortgehen, wenn nicht bald la Donna Greca zum Vorschein käme: denn so viel hatte ich jetzt von der Sache begriffen, daß nicht von einem Bilde, sondern von einer lebendigen Donna die Rede sey. — »Einen Augenblick Geduld,« war die Antwort, »la Donna greca si mette indosso il suo vestito.« — Ich hatte auch nicht lange mehr zu warten: eine zweite Dulcinea von Toboso erschien, ein Mädchen von der Art, die Sancho — nach Bertuch's Verdeutschung — mit dem Titel »Kernmensch« zu beehren pflegt. Uebrigens gar nicht häßlich, und recht entschlossen aus feurigen schwarzen Augen mit fast zolllangen Wimpern blickend. Diese Amazone — die jedoch offenbar keineswegs die heroische Amazonen-Verstümmelung an sich vorgenommen hatte — war auf das Wunderſamste auf der Welt ausgeziert. Ihr Kopfputz bestand aus einer hohen mit Gold reich besetzten himmel-

blauen Mütze. Das Kleid war eine Art Husarenjacke, roth und ebenfalls reich mit Gold gestickt und besetzt. Schön war das Ganze keinesweges: aber der Virago stand es recht gut, und unter gewissen Umständen hätte sie wohl so Eindruck machen mögen. Auch sagte mir die Alte, die Signori Inglesi wären entzückt, ihre Tochter als Donna Greca zu sehen. Sie sey die schönste der Insel und ihr Anzug der reichste. — Die Schöne blieb stets ernst und sagte nicht eine Sylbe. Dieses sey die alte griechische Feiertracht der Procidiotinnen, berichtete ferner mir die Mutter. Sie käme jetzt nimmer mehr außer Gebrauch, denn die jetzige Welt liebe Neuerungen, welches keinesweges gut und gegen den Willen Sr. Majestät des Königs sey; auch wäre die Tracht kostbar und käme an hundert Ducati, wenn sie ganz vollständig seyn solle. — Ich hatte bald meine Wißbegierde befriedigt, und reichte dem Mädchen einen halben Scudo, den sie, ohne weiter zu danken, einsteckte. Doch merkte ich nachher, daß sich mein Cicerone von der Mutter eine buona mano ausbat. — So endete denn dieses Abenteuer auf eine ganz zufriedenstellende Weise. — Es war sehr heiß, und mir war die Lust vergangen, mehr von Stadt, Castell- und Insel zu sehn. Diese, offenbar vulcanischen Ursprungs, ist im höchsten Grade fruchtbar und vortrefflich angebaut: wo man hinsieht erblickt man Wein,

Oliven und Citronen; auch nährt ſie, ſo klein ſie iſt, 14000 Einwohner. Man behauptet, nach Verhältniß ihrer Größe, ſey ſie noch bevölkerter als ſelbſt Malta. — Wir ſchifften wieder ein, hatten jetzt guten Wind, und meine Bootsleute waren die Dienſtwilligkeit ſelbſt. — Wenigſtens aus dem Schiffe ſollte ich Iſchia ſehn. Es würde ja ſtets von mir abhängen, ob ich ausſteigen wolle oder nicht. — Wir ſegelten alſo am weſtlichen Ufer Procida's hin bis zu der kleinen Inſel Vivaro, wo es zwar wenig Menſchen, aber Tauſende von Kaninchen giebt, die, gleich den Faſanen zu Procida, zu dem königlichen Jagdregale gehören. Jetzt ſteuerten wir auf den prächtigen Epomeo, das Centralgebirge von Iſchia, zu, und, von einem friſchen Winde getrieben, gelangten wir gar bald an den Strand von Celſo, der Hauptſtadt von Iſchia. Oeſtlich, der Stadt gegenüber, liegt im Meere ein ſteiler vulcaniſcher Felſen, welcher mit dem nahen Ufer durch eine Brücke verbunden iſt. Dieſer Felſen trägt das mit Beſatzung verſehene Caſtell von Iſchia, woſelbſt, wie man mir ſagte, Gefängniſſe für Staatsgefangene eingerichtet ſind. — Der Anblick des Ganzen iſt äußerſt mahleriſch. — Meine Schiffer riethen mir, zu Celſo die Nacht über zu bleiben, um am andern Tage den Epomeo oder Monte S. Nicolo zu beſteigen, und gewiß wäre es ſehr zweckmäßig geweſen,

ein Paar Tage zu einer Reise durch die höchst interessante Insel zu verwenden. Doch ich hoffte, diese mit meinen Freunden noch einmahl zu sehen, und mochte ihnen durch mein Ausbleiben während der nächsten Nacht keine Sorge veranlassen. Obwohl ziemlich durch die Seeluft ermüdet, stieg ich doch in Celso an das Land, und nachdem ich in einem Kaffeehause einige Erquickung zu mir genommen, ging ich mit einem Cicerone westlich aus der Stadt, die nur aus zwei Reihen Häuser, welche eine Straße bilden, besteht, und gelangte bald auf die weithin sich dehnenden Lava-Felder, dem traurigen Zeugniß der Verwüstung, die ein in der Nähe befindlicher, jetzt ruhender vulcanischer Schlund im Jahre 1301 über diese Gegend verbreitete. Die Lava-Massen befinden sich noch fast ganz in ihrem ursprünglichen Zustande und haben noch keine Vegetation aufkommen lassen. — Wunderſam ist der Anblick dieser schwarzen Felder des Todes, welche links von grünen Hügeln, rechts von dem blauen Meere begrenzet, bei der Beleuchtung der Abendsonne eine wunderbar anzuschauende Landschaft bildeten. — Links hin wandten wir uns nun bis zum Crater, aus welchem sich der Lavastrom ergoß, den man noch mit der völligsten Bestimmtheit erkennen kann. Hier wohnt es sich also so recht eigentlich über einem Vulcane. — Länger durfte ich nun nicht weilen: schon

nahete ſich die Sonne dem Horizont, und wir hatten vierz hn ital. Meilen bis Neapel zurückzulegen. Doch der Wind blies herrlich vom Abend her, und bald flogen wir mit unſerem kleinen Segelboote über die dunkeln Fluthen. Nicht volle zwei Stunden waren wir unterweges. Bei dem ſchönſten Mondſcheine glänzten dennoch die Sterne auf das prachvollſte, und gleich dem Monde ſtrahlte der Leuchtthurm auf dem Molo von Neapel. Die Luft war ſo klar, daß man das Licht, oder Feuer in dem Hauſe des Eremiten am Veſuv erkennen konnte. Es mochte faſt elf Uhr ſeyn, als wir in den Hafen einliefen, und ich verſprach, wohl zufrieden mit meinen Schiffern, mich, ſo lange ich hier noch verweilen würde, nie Anderer zu bedienen, wobei ſie mir verſprechen mußten, einen kleinen muntern Jungen, der vater- und mutterlos ihr Schiff gleichſam zur Heimath gewählt hatte, und deſſen Anweſenheit ſie von Zeit zu Zeit entſchuldigten, ſtets mitzunehmen.

Schon am andern Tage (3. Juli) erfüllte ich mein Verſprechen gegen die guten Schiffer. — Den ganzen Vormittag hatte ich mit dem Grafen Veterani und ſeiner Gemahlinn im Muſeo Borbonico zugebracht; den Nachmittag und Abend verlebten wir auf dem Meere.

Tags vorher war das französische Dampfboot »Il Mediterraneo« angekommen. Da wir mit diesem unsere Rückreisen anzutreten gedachten, so hielten wir es nicht für unzweckmäßig, das Schiff vorher in Augenschein zu nehmen und uns passende Plätze auszusuchen. Bald waren am Hafen meine Schiffer gefunden, und in wenigen Minuten waren wir an Bort des Dampfschiffs, wo uns der Capitain mit der größten Freundlichkeit empfing. Der Graf und ich nahmen im ersten Raume, der einen kleinen von oben erleuchteten eleganten Salon bildete, die beiden (in den Wänden angebrachten) Schlafstellen in Beschlag, welche uns am meisten zusagten. Solcher Schlafstellen waren in jeder der beiden Seitenwände sechs und in der Rückwand vier. Die Vorderseite wurde durch die Thür und einen Sopha eingenommen. Die Bettlager mochten eine Breite von drei Fuß haben, und waren nicht höher, als daß man aufrecht darin sitzen konnte. In der Gegend der Füße war ein Fensterchen mit einem Schieber nach dem Meere. — Dieser kleine Raum war eines Jeden ausschließliches Eigenthum, auch enthielt er ein Paar ganz kleine Wandschränke. Zum gemeinschaftlichen Gebrauch blieb die den Salon bildende Cajütte, welche mit Mahagony getäfelt und mit einer eleganten Fußdecke versehen war.

Die Gräfinn hatte die frohe Aussicht, die Damen-Cajütte, welche bei weitem kleiner war, für sich und ihre Virginia bei Bianco, allein zu behalten, denn bis jetzt hatte sich keine Dame gemeldet. — Nachdem wir uns in dem Schiffe gehörig umgesehen, bestiegen wir wieder unser Boot, bei welchem heute die Segel angewendet werden konnten, und fuhren nach Portici. Unser Absteige-Quartier war wieder ein Kaffeehaus. — Während der Graf mit seiner Gemahlinn das königliche Schloß in Augenschein nahmen, verfügte ich mich nach Resina, um dem berühmten Cicerone des Vesuv, Salvatore, einen Besuch abzustatten und seine verkäufflichen Sammlungen von Lava-Arten und überhaupt von vesuvischen Fossilien in Augenschein zu nehmen. — Die Gräfinn dachte zwar noch stets an eine Reise zum Crater des Vulcans: doch es war offenbar schon zu spät, und ihr Gemahl, der — wie schon bemerkt — öfter an den Folgen seiner im Kriege empfangenen Verwundungen litt, fand sich zu einem solchen angreifenden Gange heute nicht aufgelegt: denn nie würde er — ein tüchtiger Soldat — eingewilligt haben, sich, gleich einer Frau, hinauftragen zu lassen. — Alle diese Hinderniße würde ich durch Zureden wohl haben besiegen können: aber ich fürchtete sowohl für die Gesundheit des Grafen als der Gräfinn. Der Erste war schon seit einiger Zeit

nicht ganz wohl, die Dame aber von so zarter Körperbeschaffenheit, daß man es nur der Energie ihres Geistes zuschreiben konnte, wenn sie nie über Beschwerden der Reise klagte. — Meine theuern Freunde gingen also mit Virginia zum Schlosse, und ich mit Vicenzio zum Salvatore. Diesen fand ich nun leider nicht zu Haus; doch verhinderte dieses die Seinigen nicht, mir die verkäuflichen Fossilien-Folgen zu zeigen, deren Bestimmungen mir nach dem bekannten Werke des Cav. Giuseppe Gioeni de' Duchi d'Angio: »Saggio di Litologia Vesuviana« (Napoli 1790) — welches ich jedoch nicht bei mir führte, gemacht zu seyn schienen. Ich mäßigte mich sehr in meinen Einkäufen, die Beschwerden des Transportes scheuend. Doch gestehe ich gern, daß jetzt, da ich wieder so weit von dem Vesuve entfernt bin, es mich sehr gereuet, nicht eine ganze vollständige Folge — die man, in Kisten wohl verpacket, bei Salvatore erhalten kann — gekauft zu haben. Ich habe überhaupt gefunden, daß man bei Einkäufen dieser Art auf der Reise schwieriger als zu Hause ist, und daß man an Ort und Stelle, gleichsam übersättigt von dem steten Zulernen, manchen Gegenständen nicht die Aufmerksamkeit widmet, die man ihnen billig hätte widmen sollen. — So ist es mir denn auch am Vesuv gegangen. — Wie gern würde ich jetzt die Reise noch mehr-

mahls wiederholen! Aber vielleicht bleibt dieſer Wunſch bei meinem Alter ſtets unerfüllt. — Als wir uns gegen acht Uhr wieder einſchifften, war es ſchon völlig dunkel. Windſtille war eingetreten, die Segel waren niedergelegt, und wir mußten uns der Ruder bedienen. Langſam ſchwebten wir nun über die ſpiegelglatten Wogen dahin. — Welch eine Nacht! — Nein, es iſt unmöglich, daß die Nächte in Elyſium ſchöner ſeyn können. Wir ſprachen faſt gar nicht, ſondern ſchwelgten gleichſam im Gefühl der Gegenwart. Keine Segel hemmten unſere Blicke; wir konnten in unſerm Boote rings umher ſchauen. Im Süd-Oſt glänzte das erſte Viertel des Mondes in einem ſo reinen Lichte, wie ich es daheim doch kaum geſchaut hatte. Deſſen ungeachtet blitzten die Sterne erſter und zweiter Größe, nicht überwunden von dem Glanze der ſilbernen Luna, die auf eine wunderſame Weiſe die Dampfſäule des Veſuv färbte und Regenbogen-Farben darin erſcheinen ließ. Im ſchwarzen Meere ſpiegelten ſich Mond und Sterne, und ein Kranz von Lichtern und Feuern bezeichnete den Bogen des Golfs vom Vorgebirge des Poſilippo bis zum Veſuv. Vom Hafen glühte der Leuchtethurm her, und eine Kirche, ihres Feſtes wegen prächtig erleuchtet, glänzte, gleich einem Feenſchloſſe, über die Wogen hin. Wie von einem fernen Waſſerfalle tönte das Geräuſch

der Straßen Neapels über das Meer, melancholisch, und das Feierliche des Ganzen vermehrend. — Einer solchen Nacht kann man nur auf dem Golf von Neapel genießen.

Unser Abendmahl nahmen wir auf den Zimmern der Gräfinn ein, und beschlossen den herrlichen Tag, nur getrübt durch den Gedanken, daß die Stunde des Scheidens uns bald — vielleicht auf ewig — von einander reißen würde.

Den größten Theil des Vormittags brachte ich am vierten Julius im Bourbonischen Museum zu, von den merkwürdigen Gegenständen dieser einzigen Sammlung gleichsam Abschied nehmend. Bisher hatte ich versäumt, dem Cabinette, welches die zu Herculanum und Pompeji gefundenen Glasgegenstände enthält, eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Ich holte also heute das Unterlassene nach. — Es bewahrt dieses Cabinet mehrere Tausende der verschiedenartigsten Glasgegenstände, sowohl Gefäße als Schmuckſachen: Todten-Urnen, Vasen, Caraffen, Becher, Thränen- und Riechfläschchen, Tassen, Halsbänder von einzelnen Corallen u. s. w. Alles dieses zeiget, daß die Alten in mehreren

Arten der Glasfabrication sehr weit gekommen waren. Besonders ist dieses in Beziehung auf gefärbte Glasmassen der Fall, die häufig von den verschiedenen Achatarten, dem Chalcedon und dem Onyx nicht ohne Mühe zu unterscheiden sind. Weniger vollkommen ist das weiße Glas zubereitet, welches den heutigen Erzeugnissen Böhmens und Englands, und selbst unserer Braunschweigischen Hütten im Weserdistricte, nicht gleichzustellen ist; obwohl man, was die Durchsichtigkeit anbetrifft, darauf Rücksicht nehmen muß, daß jedes Glas der Verwitterung unterliegt, und daß die hier befindlichen Gegenstände fast zweitausend Jahre in stets feuchter vulcanischer Asche lagen. — Auch Fensterglas findet man hier (Nr. 1914 ff.), aber bei weitem nicht von der Vollkommenheit des heutigen. Es ist uneben und dick, und offenbar nicht geblasen, sondern gegossen. — Merkwürdig ist eine ganz eigenthümliche Art Glas-Mosaiken. Betrachtet man diese genauer, so überzeugt man sich, daß sie ursprünglich, gleich den heutigen römischen Mosaiken, aus dünnen Glasstiften von verschiedenen Farben zusammengesetzt waren. Die so gebildeten Cylinder brachte man nun in das Ofenfeuer und setzte sie genau dem Hitzgrade aus, daß die einzelnen Stifte zusammenschmelzend sich vereinten. Dann schnitt man die Cylinder in Platten von beliebiger Dicke, und erhielt so

das urſprünglich einfach zuſammengeſetzte Bild vervielfältigt.

Nachdem ich Abſchied von dem Muſeo Borbonico und ſeinen gefälligen Beamten genommen, begab ich mich zu dem Büreau des Dampfſchiffes »il Mediterraneo,« dem Hafen gegenüber, um die Reiſe-Angelegenheit für mich und meine Freunde, die mir den Auftrag gegeben, vollkommen in Ordnung zu bringen. Dem Capitain des Dampfſchiffes werden auch die Päſſe und Sanitätsbeſcheinigungen der Reiſenden eingehändigt, die ſich in dieſer Beziehung weder in den Häfen, in denen man unterwegs vorſpricht, noch am Orte der Beſtimmung, um das Geringſte zu bekümmern haben. Ich bezahlte für meine Perſon, im erſten Range, bis Genua, für den Transport, einſchließlich einer Fracht von 50 Kilogrammen (die Niemand von uns hatte), 140 franzöſiſche Franken, und für die Beköſtigung 15 Franken. — Da der Graf und die Gräfinn Veterani nur bis Livorno reiſ'ten, ſo bezahlten dieſe verhältnißmäßig weniger. Das Dampfboot ſollte morgen, am 5ten, Nachmittags um 2 Uhr, abfahren, am 6ten Morgens zu Civitàvecchia, am 7ten zu Livorno und am 8ten früh zu Genua eintreffen. Der Capitain, ein Franzoſe, hielt auch genau Wort; obwohl wir uns, wie ich erzählen werde, den größten Theil der beiden Tage zu Cività

vecchia und Livorno aufhielten, und in den Nächten vorzüglich unsere schnellen Fortschritte machten. — Welche Erfindung, die Reisen zur See zu einer Sicherheit, und, hinsichtlich der Zeit, zu einer Bestimmtheit gebracht hat, welche keine Landreise gewährt! —

Den Nachmittag wandte ich mit meinen Freunden an, von dem schönen Neapel Abschied zu nehmen. Wir fuhren zum Schlosse Capo di Monte, um noch einmahl der unbeschreiblich schönen Aussicht über Neapel, den Golf und die Inseln zu genießen, und fuhren dann, an der Sternwarte und dem Albergo de' Poveri vorbei, nach der Porta Capuana. Von hier, zwischen unzähligen herrlichen Villen und blühenden Gärten hin, eine durch schnur gerade Straße nach dem Ponte della Maddalena. Jetzt wandten wir uns rechts zum Meeresstrande, den wir, am Hafen vorbei, durch die Chiaja und die neue Straße des Posilippo verfolgten, uns an dem Treiben des originellen Volkes und der vornehmen Welt — welche die Chiaja mit ihren Equipagen bedeckte — ergötzend. Es ist vollkommen gewiß, daß es keinen Weg in Europa giebt, den man an Schönheit mit diesem hier vergleichen könnte, und welcher zugleich durch seine lebendige Staffage eine solche Unterhaltung gewährte. Wir verließen den Wagen nicht eher, bis die Sonne untergegangen.

So war denn der Tag des Abschiedes von dem schönen Neapel gekommen! (5. Jul.) Doch der ganze Morgen stand noch zu meiner Verfügung, und diesen benutzte ich denn redlich, um die Reize der hehren Parthenope, so recht in ihnen schwelgend, noch einmahl zu guter Letzt zu genießen. In meinem gewöhnlichen Kaffeehause »l'Italia« hatte ich die Bekanntschaft eines Mannes gemacht, dessen edele Gesinnungen und aufrichtige Gemüthsart mir stets theuer bleiben werden, des Herrn Ferdinando Lombardi: auch diesen sah ich noch einmahl; er begleitete mich auf meiner Wallfahrt durch Neapel, und unser Abschied war nicht ohne Rührung. — Ueberhaupt habe ich vielmahls die Bemerkung zu machen Gelegenheit gehabt, daß man weit leichter mit einem Ausländer in dasjenige Verhältniß kömmt, welches man im gemeinen Leben »Freundschaft« zu nennen pflegt, als mit Jemand von unserer eigenen Nation, oder gar mit einem ganz nahe stehenden Mitbürger. Die Ursach ist leicht zu ergründen: jede Art von Eifersucht, jede Collision der Interessen fällt bei freundschaftlichen Verbindungen mit Fremden weg; dagegen diejenigen Vorzüge, welche uns vielleicht eine gütige Natur gegeben, oder durch Reflexion erworbene Grundsätze und ernste Bestrebungen uns erworben haben, weit entfernt, uns Freunde zu verschaffen, uns bei

Vielen gleichsam als unheimliche, ihnen stille vorwürfe machende Wesen erscheinen lassen. — Dieser Umstand ist auch die Ursache, daß die brieflichen Freundschaften dauerhafter und herzlicher als die persönlichen — um mich nicht ganz geeigneter Ausdrücke zu bedienen — zu seyn pflegen.

Unsere Reise sollte Nachmittags um zwei Uhr vor sich gehen; es war aber bedungen, daß die Sachen der Reisenden mehrere Stunden vorher eingeschifft würden, und da der Graf Veterani mit seiner Gemahlinn heute, am Sonntage, die Messe nicht versäumen wollte, so hatte ich es übernommen, auch für die Einschiffung ihrer Sachen zu sorgen. Den Transport des Ganzen hatte ich unseren früher erwähnten guten Schiffern überlassen, welche die Sachen, auf einem Karren gepackt, zum Hafen gezogen hatten, um sie von dort auf einem Kahne zum Dampfschiffe zu fördern. Bei dieser Gelegenheit hatte ich den einzigen Wortwechsel, den ich in Italien (ja ich glaube sagen zu können, in meinem ganzen Leben) mit einem Zollbeamten gehabt habe. — Da diese Unterredung charakteristisch Hinsichtlich neapolitanischer Doganen-Beamten ist, so theile ich sie hier wörtlich in einer treuen Uebersetzung mit.

Ein Beamter trat an die Koffer, welche eingeschifft werden sollten, und sagte sehr höflich: »Mein Herr,

»alle dieſe Behälter müſſen vor der Einſchiffung geöff»net werden.« —

Ich. In Begriff davon zu reiſen, ſollte ich glauben, daß nicht der Verdacht auf mir und meinen Freunden, denen dieſe Sachen gehören, laſten könne, daß wir beabſichtigten, Etwas in das Königreich einzuſchwärzen.

Er. Davon iſt jetzt freilich nicht die Rede: aber es iſt verboten, antike Statuen auszuführen; und ſo wird es erforderlich, daß ich mich überzeuge, daß Sie ſolche Gegenſtände nicht in Ihren Koffern führen.

Ich. Ich ſollte denken, daß die geringe Größe unſerer Koffer Zeugniß ablege, daß nichts Erhebliches von Antiken in denſelben ſich befinden könne. Doch verſichere ich zum Ueberfluß, daß wir keine Antiken führen.

(Bei dieſer Verſicherung drückte ich dem Herrn, um ſie zu unterſtützen, einen halben Silber-Ducaten, oder fünf Carlinen (ungefähr 10 Ggr.) in die Hand).

Er. Für ſo viele Sachen einen halben Carlin! — Woran denken Sie! — Erlauben Sie, daß ich öffne. (Er gab den halben Carlin zurück.)

Ich. Ich bitte, mein Herr, um die Beantwortung der Frage eines Fremden, dem hieſige Landesgewohnheit unbekannt iſt. — Iſt es Ihre Pflicht, unſere Koffer zu durchſuchen, oder nicht?

Er. Gewiß, es ist meine strenge Pflicht!

Ich. Nun, hier sind die Schlüssel; durchsuchen Sie! Aber erlauben Sie mir zuvörderst, daß ich hier gegenüber in das Kaffeehaus gehe, um mir Schreibmaterialien geben zu lassen, und eine kurze Anzeige an Se. Excellenz, den Herrn Minister der Finanzen, zu machen, dem ich nicht ganz unbekannt bin, um ihn davon zu benachrichtigen, daß ein Beamter der königl. Dogana zu Neapel, um dasjenige, was er selbst für seine Pflicht anerkennet, nicht zu thun, und also um seinem Könige meineidig zu werden, Bezahlung verlanget. — Amici, (so wandte ich mich an meine Schiffer), wie ist der Name dieses Herrn? —

Er. Mein Herr, ich hoffe, Sie werden keinen Ernst aus solchen bei uns gewöhnlichen Kleinigkeiten machen. — Ich bin überzeugt, daß sie keine antike Statuen führen. — Buon viaggio! — Den zurückerhaltenen halben Ducaten reichte ich meinen Schiffern. — Unter gewaltigem Gelächter dieser kam ich zum Dampfboote, von welchem ich jedoch sofort zu meinen Freunden zurückkehrte, um mit ihnen das letzte Frühstück zu Neapel zu nehmen. — Gegen zwei Uhr schifften wir uns definitiv ein, und bald setzte sich die Maschine in Bewegung. — Nach wenigen Minuten hatten wir schon die Punta di Posilippo umschifft. Wie schwand der Be-

ſuv! — Unſer Dampfboot legte in einer Stunde elf ital. Meilen zurück und würde deren zwölf zurückgelegt haben, wenn wir nicht völlig entgegengeſetzten Wind gehabt hätten. — Zwiſchen Procida und dem Monte di Procida der entgegen liegenden Halbinſel ſah ich noch einmahl den Scopolo di S. Martino, auf welchem ich vor einigen Tagen einſam geſeſſen. — Schon traten uns Gaeta rechts und die Inſeln Zanone, Ponza und Palmarola links entgegen: wir flogen nur über die Fluthen hin, in denen ſich der völlig heitere Himmel ſpiegelte. — Wie klein wurden Iſchia, Capri und der Veſuv, und wie winzig nahm ſich am Horizonte ſeine mächtige Dampfſäule aus! — So verſchwindet das phyſiſch Große ſtets in der Ferne; das moraliſch Große gewöhnlich in der Nähe! — Gegen ſieben Uhr wurde unter dem Zelte des Verdeckes zu Tiſch gegangen. Es mochten ungefähr dreißig Perſonen von faſt allen europäiſchen Nationen an der Tafel ſeyn. — Eine allgemeine Heiterkeit herrſchte, wir waren wie alte Bekannte: nur ein Paar Engländer ſtudirten in ihren Reiſebüchern, was ſie mit Augen ſchauen konnten; ſo wie ich ſie zu Rom ſelbſt zu Pferde, den Vaſi ſtudirend, und nur von Zeit zu Zeit aufblickend, geſchaut hatte. Die »Tour« muß methodiſch zurück gelegt werden. — Als die Sonne ſich in die Fluthen getaucht, eine lange Gluth-

bahn bis zu unſerm Schiffe bezeichnend, wurden mit Glasglocken bedeckte Kerzen auf unſere Tafel geſetzt und dann der Kaffee gereicht. — Nun folgte der Mond, und die ſchwarze Fluth glänzte wie mit Silberflimmern beſtreut. — Gegen Mitternacht begab ſich Jeder in ſein winziges, wandſchrank-artiges Bettchen. Ich konnte es jedoch zu keinem Schlafe bringen. — Schon um vier Uhr (6. Jul.) war ich wieder auf dem Verdeck, mich mit dem Steuermanne unterhaltend. — Jetzt erhob ſich die Sonne hinter den Gebirgen, die im Oſten den Horizont begrenzten; wir kamen an dem Ausfluſſe der Tiber bei Oſtia vorbei. — »Ecco, la cupola di S. Pietro!« — rief mir der Steuermann zu, und in der That, ganz in der Ferne ſchaute man eine ſich gegen den Glanz des öſtlichen Himmels auszeichnende kleine ſchwarze Erhöhung. — Gegen ſechs Uhr wurde es lebendig auf dem Verdecke, ungefähr in der Art wie in der Allee eines deutſchen Bades. Doch man war ſchweigſam und leicht war zu erkennen, daß der ſüße Schlaf nur Wenige erquickt hatte. — Dieſes iſt die Schattenſeite der Dampfſchifffahrten.

Es mochte ſieben Uhr ſeyn, als wir in den Hafen von Cività vecchia einliefen. Gleich nachher erſchienen bei uns ein Paar päpſtliche Geſundheits-Beamte an Bort und überzeugten ſich durch unſere Papiere und

durch persönlichen Aufruf unserer Individuen, daß wir weder Pest, noch Cholera an Bort hatten: denn schon fing die letzte eine bedeutende Rolle in den Häfen des Mittelländischen Meeres zu spielen an. — Wir erhielten dennoch die Erlaubniß, uns ausschiffen zu dürfen, und in wenigen Minuten standen wir auf dem stattlichen Hafendamme von Cività vecchia. Die nahe am Hafen liegenden Gebäude fallen prächtig genug in die Augen, und vorzüglich das Castell bietet einen recht mahlerischen Anblick dar. Ueberhaupt ist Cività vecchia ziemlich schön gebaut und hat das Ansehen von Wohlhabenheit. In der Nähe des Hafens sind ganz geräumige Plätze, die Straßen aber sind eng. Wir nahmen unser Absteigequartier in einem Kaffeezimmer, von wo aus ich die Gräfinn Veterani zu verschiedenen Kaufläden führte, in denen sie allerhand Damen-Bedürfnisse einkaufte.

Nachdem wir die Stadt — welche 8000 Einwohner enthält — einigermaaßen in ihrem Aeußern kennen gelernt, schifften wir uns wieder ein. — Gegen 4 Uhr Nachmittags setzte sich unser Mediterraneo in Bewegung, und bald nachher ging es zur Tafel. Die Reisegesellschaft hatte sich etwas verändert. Einige unserer Gefährten waren in Cività vecchia zurückgeblieben, andere Reisende waren hinzugekommen. Unter diesen war ein Herr mit einer Dame, die man mir als die Eigenthü-

mer des Gasthofes »Europa« auf dem spanischen Platze zu Rom bezeichnete. Ich gestehe jedoch, daß ich versäumt habe, sie selbst zu befragen oder genauere Erkundigungen einzuziehen. Merkwürdig waren sie mir aber vorzüglich ihres ungefähr zehnjährigen Sohnes wegen. Dieser in seinem Strohhute wirklich schöne Junge, der sein Italiänisch mit einer wahren Silberstimme sprach, war in seinem ganzen Betragen völlig Kind und doch schon eine Art von Gelehrten. — Neben ihm auf der Bank des Verdeckes sitzend, fragte ich ihn, welche Classe er besuche, und was für Schriftsteller er läse. Da erzählte er mir denn zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß er sich mit den Elegieen des Tibullus (die so wenig für Kinder passen) jetzt sich vorzüglich beschäftige. Zum Beweis recitirte er mir sofort die erste rührende Elegie vom Anfange bis zum Ende mit seinem wunderschönen römischen Accente. Dann ging es zum Horaz; den Virgil wußte er sogar auf die Fahrt, welche wir machten, anzuwenden. — Als ich den Aeltern über einen solchen Sohn meine Glückwünsche abstattete, waren diese zwar über den Beifall sehr erfreut, beklagten sich jedoch darüber, daß der Knabe gar nicht von den Büchern wegzubringen sey, und jetzt nichts eifriger wünsche, als auch Griechisch zu lernen; wovon sie ihn jedoch zurückhielten, da sie für seine Gesundheit

fürchteten. — Sie machten die Reise zu ihrem Vergnügen nach Genua, vorzüglich auch, um den Knaben, der ihr einziges Kind war, eine Zerstreuung zu gewähren. — Die Erscheinung eines gelehrten Kindes in Italien war mir aber um so auffallender, da, um mit dem geistreichen Wolffgang Menzel*) zu reden, die Anmaaßung der Humanisten, die Jugend in die Schulstuben zu bannen und in dem zartesten Alter zu martern, zwei fremde todte Sprachen zu lernen, damit der Zehntausendste, wenn es das Glück will, Schule genug bekommt, um im philologischen Seminar mit dem Professor griechisch zu disputiren — da diese Entmannungs-Methode in Italien noch gänzlich unbekannt ist. Eben so unbekannt als die deutschen Mädchen- — oder wie sie heißen — Töchterschulen, aus welchen oft hysterische Damen und Kammerjungfern (welche nächstens den Titel als Kammerfräulein bekommen werden), seltener gesunde, unverbildete Ehefrauen und Bürgerinnen hervorgehen. — Zu Cività vecchia hatte sich eine junge Dame mit einem niedlichen, recht romantisch gekleideten Töchterchen bei uns eingeschifft; eine Französinn, welche nach Nizza reisen wollte. — Da machte ich mir nun das Vergnügen, meinen jungen Gelehrten mit der allerlieb-

*) Deutsche Literatur. Bd. II. S. 67. 2te Aufl.

ſten kleinen Franzöſinn bekannt zu machen. — »Hier,« ſagte ich, »mein junger Freund, macht Euer Compliment dieſer ſchönen kleinen Dame, und erzählet ihr etwas von Rom.« — Lachen mußte ich, als er ihr feierlich eine recht graziöſe Verbeugung machte, wie ſie die Tanzmeiſter lehren, und dann ihr auf das reſpectvollſte das ſchöne Händchen küßte, worüber die Kleine ein helles Gelächter anſchlug. — Doch wurden Beide recht gut bekannt, obwohl ſie ſich nicht leicht verſtändigen konnten, da das Mädchen weder Italiäniſch noch Lateiniſch, der Knabe aber kein Franzöſiſch verſtand. — Ihr Spiel war zerſchnittene Kupferſtiche zuſammen zu legen, von denen das Mädchen ein Käſtchen voll bei ſich führte. — So ging wieder ein Abend hin, der eben ſo ſchön als der erſte war. Das Schiff bewegte ſich wie auf einer feſten Spiegelbahn; nicht das geringſte Schwanken war zu bemerken, daher von der ganzen, wohl achtzig Perſonen ſtarken Reiſegeſellſchaft, ſo viel ich erfahren, nur ein einziges Individuum ſeekrank wurde. Dieſes war eine junge Florentinerinn, welche mit ihren Strohhüten — »il mio piccolo negozio« wie ſie ſagte — nach Neapel geweſen war. Nicht gerade ſchön, hatte ſie doch die Reize der Jugend, und erregte durch dieſe einige Aufmerkſamkeit und Mitgefühl, da ſie Nachts auf dem Verdecke bleiben mußte, indem ſie ſich weder in den erſten, noch

zweiten Rang, wahrscheinlich finanzieller Verhältnisse wegen, eingekauft hatte. Da saß nun das arme Mädchen, blaß wie der Tod, mit ihrem mit Rosen geschmückten Strohhüthchen, mit der Aussicht, die Nacht auf dem Verdecke unter Gottes Himmel (denn das Zelt wurde Nachts abgeschlagen, da es das Schiff bei dem Durchschneiden der Luft hemmte), zwischen den Bootsleuten und einigen Bedienten zu campiren. Ein in neapolitanischen Diensten stehender Schweizer-Officier hatte jedoch die Menschenfreundlichkeit, in so weit für sie zu sorgen, daß er ihr einen recht tüchtigen gefütterten Tuchmantel lieh, in welchen gehüllt, sie es während der wenigen Stunden der Nacht auf dem Verdecke wohl ertragen konnte.

Gegen Abend erblickten wir zuerst die Insel Monte Christo, sie links lassend, dann Pianosa *) und Elba

*) Oeffentliche Blätter geben von dem jetzigen Zustande dieser Insel, auf welcher Jemand so recht einsiedlerisch leben könnte, folgende Nachrichten.

»Die Insel Pianosa, welche 12 Miglien Umfang hat und ein flaches Land ist, war schon zur Römerzeit bewohnt, wie Ruinen beweisen. In den neuern Jahrhunderten lag sie wüst. Doch zur Zeit der Revolutionskriege errichteten dort die Franzosen ein Fort, welches aber bald von den Engländern genommen und geschleift wurde. Jetzt gehört Pianosa zu Toscana, und der preußische Consul, Baron Stichling, zu Li-

vor uns, zugleich in ziemlich weiter Ferne die Gebirge von Corsica. Jetzt aber breitete sich die Nacht über das Meer, und das Reich des Mondes begann. — Wir schwatzten bis gegen Mitternacht, dann kroch Jeder wieder in seinen Bettkasten, in welchem ich ein Paar Stunden zu schlafen glücklich genug war. — Das Widerwärtigste war mir die ungeheuere Unordnung, welche beim Aufstehen am andern Morgen (7. Jul.) in der Cajütte herrschte. Kaum, daß man ein Plätzchen für sein Waschbecken auf dem Tische finden konnte, während zwanzig Individuen, völlig stumm, ihre Toilette machten. — Als ich auf das Verdeck kam, lag uns Elba schon im Rücken, Capraja links zur Seite, und Gorgona vor uns. — Es war noch nicht sieben Uhr, so befanden wir uns auf der Rhede von Livorno, das zwischen zwei prächtigen Leuchtethürmen recht freundlich sich am Meere dahin zieht. Zugleich mit uns traf eine portugiesische Fregatte, welche den Kronprätendenten Dom

---

vorno, hat auf seine Lebenszeit die Insel vom Großherzog in Pacht genommen, um sie zu colonisiren und anzubauen. Er siedelte 12 Luccheſische Bauerfamilien an, und die kleine junge Colonie erfreut sich eines aufblühenden Zustandes. Es sind namentlich Olivenwälder angepflanzt worden, die sehr gut gedeihen.« Schade, daß Herr v. Stichling nicht deutsche Bauern hierzu verwandte, so könnten hieraus für die Zukunft andere sotto comuni entstehen.

Miguel zu beobachten Auftrag hatte, auf der Rhede ein, und begrüßte die Forts mit einer Anzahl Kanonenschüsse, welche sofort von diesen erwiedert wurden. Wir vergnügten uns zu beobachten, wie viel früher der Blitz stets als der Donner zu uns kam, während wir auf der Rhede still lagen und die Sanitätsbeamten erwarteten. Da ging es denn, als sie endlich erschienen, wieder an das namentliche Abrufen der Reisenden, und als Alles richtig befunden, durften wir landen. Ich nahm mit meinen Freunden ein Boot, wir fuhren durch den mit Handelsschiffen aller Nationen dicht besetzten Hafen, der jedoch nicht die Lebhaftigkeit des Hamburger Hafens darbietet, und bald waren wir in Livorno, wo wir noch einmahl persönlich uns in einem Sanitäts-Bureau zeigen mußten. Dann verfügten wir uns in einen der besten Gasthöfe der Stadt »la Pension Suisse,« wo wir freundliche Zimmer und gute Gelegenheit uns umzuziehen und durch gehöriges Waschen zu erquicken bekamen.

Livorno — welches jetzt 75000 Einwohner hat — stellt sich den Blicken als eine vollkommen moderne Stadt dar, und wird durch seine freundlichen, größten Theils wie eben erst gebaut erscheinenden Häuser solchen Reisenden, die architectonische Werke nicht anders schön finden, als wenn sie abgeputzet sind, äußerst gefallen. Das Straßenpflaster ist so vollommen, daß es schlechter-

dings nicht beſſer ſeyn könnte. Aus dieſem Umſtande erkläre ich es, daß hier alle Fiacker, deren eine Menge, und ſehr elegante, auf den Straßen halten, obwohl vierſitzig, doch nur mit einem in einer Gabeldeichſel laufenden Pferde beſpannt ſind. Das Fuhrwerk bewegt ſich auf den völlig flachen Steinen der Straßen wie auf einer Eiſenbahn. Die Hauptſtraße Livorno's la Via Ferdinanda möchte ich, nach der Pracht der Verkaufs-Gewölbe, der Einrichtung der Kaffeezimmer, und vor Allem nach ihrer Lebhaftigkeit, faſt mit der Strada Toledo zu Neapel vergleichen. — Herr Baſtoggi hatte dem Grafen Veterani Empfehlungsſchreiben an ſeine hieſigen Verwandten mitgegeben. Dieſe empfingen uns mit dem gebildeten Italiänern ſo ganz eigenthümlichen Wohlwollen und gaben uns Gelegenheit, die prächtigſten und koſtbarſten Kaufgewölbe der Stadt zu ſehen. Unter dieſen zog eine Niederlage von Statuen, Basreliefs, Kaminverzierungen, Vaſen, Tiſchen u. ſ. w., ſämmtliche Gegenſtände aus carrariſchem Marmor von blendender Weiße gearbeitet, welche in langen ſchön verzierten Gallerien aufgeſtellt waren, vorzüglich unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Man glaubte, in ein wohlgeordnetes Muſeum zu treten. Dieſes herrliche Etabliſſement gehörte einem Verwandten, und irre ich nicht, einem Bruder des Herrn Baſtoggi. — Mögen die hier verkäuflichen

Kunstsachen immerhin auch keine Werke eines Canova oder Thorwaldsen seyn: zu beneiden ist doch der, welcher seine Villa oder sein Wohnhaus mit dergleichen auszuschmücken im Stande ist. Ein Thürstück von carrarischem Marmor, der Antike gut nachgebildet, ist doch immer etwas ganz anderes als Thürstücke aus einer französischen Papiertapeten-Fabrik.

Die Piazza d'arme, ungefähr in der Mitte der Stadt, von der Via Ferdinanda durchschnitten, und in der sich elf Straßen öffnen, ist unstreitig einer der schönsten Plätze in Italien. Auf diesem Platze steht die Kathedrale mit ihrem neuen hohen Glockenthurme, der Palast des Großherzogs und das Stadthaus; lauter schön in die Augen fallende, wenn gleich eben nicht in ihrer Architectur großartige Gebäude. — Nachdem wir die Stadt in ihrem allgemeinen Anblicke kennen zu lernen gesucht hatten, fuhren wir mit unserm Cicerone aus der Porta di Pisa, um den eben fertig gewordenen Cisternone, oder das große Cisternen-Gebäude, zu welchem der Aquäduct künftig das zur Versorgung der Stadt erforderliche Wasser führen wird, in Augenschein zu nehmen. — Schon dieses Gebäude würde beweisen, daß Italien noch jetzt das Land ist, wo großartige Baugedanken (um mich so auszudrücken) ausgeführet werden. Der Cisternone erscheinet von Außen als ein mit

einer prächtigen Vorhalle versehener Palast und von Innen als der Saal eines Theaters, indem sich um die Wände mehrere Gallerien, gleichsam die Logenreihen, ziehen. Alles ist wasserdicht von Travertin-Quadern gemauert, aber bis jetzt ist noch kein Wasser in das mächtige Reservoir hineingeleitet. Die Zeit, wo hier Alles noch völlig trocken ist, hat man benutzt, um dem Großherzog in diesem Locale von Seiten der Stadt ein prächtiges Fest zu geben. Wir konnten nicht genug das majestätische und zweckmäßige Gebäude bewundern.

Wer möchte in Livorno gewesen seyn, ohne die erste Synagoge des heutigen Judenthums gesehen zu haben? — Wie Livorno der Ort ist, wo die Kinder Israels sich in jeder Hinsicht in vollkommenster Freiheit bewegen können, so strahlet hier auch ihre Synagoge vor allen Synagogen der Welt. — Doch gestehe ich, daß, nach dem, was der Ruf mir davon berichtet hatte, ich mir das Ganze noch großartiger vorstellte. Besonders konnte ich keinesweges die Zugänge in dem Gebäude selbst zu dem großen Betsaale (der eigentlichen Synagoge) der Würde des Gegenstandes angemessen finden. Der Saal bildet ein Oblongum, in dessen Mitte die Tribune und die Tische sich befinden, auf denen die heiligen Bücher ruhen. — Alles dieses ist von Marmor recht schön und zweckmäßig ausgeführt. Eben so die Gallerien für die Frauen, die, bekanntlich

bei den Juden gänzlich abgesondert von den Männern, nach orientalischer Sitte, dem Gottesdienste beiwohnen. Ueber den Eingangsthüren befinden sich Inschriften, durch welche das Andenken Franz des Ersten und Maria Theresia's, die im Jahre 1739 die Privilegien der hiesigen Hebräer bestätigten, dankbar gefeiert werden.

So lange die Juden in ihren bürgerlichen Rechten andern Staatsgenossen nachstehen, werden sie dem Ganzen nicht den Nutzen gewähren, welchen sie gewähren können. Man mache sie zu Bürgern, und sie werden sich als Bürger betragen. Freilich werden ihnen nationale Eigenheiten bleiben: aber selbst diese werden in bedeutendem Grade abnehmen, wenn sie, andern Bürgern gleichgestellt, erkennen, daß sie durch solche verächtlich oder lächerlich werden. Hierdurch will ich aber keinesweges den Wunsch ausdrücken, daß sie auch solche Gewohnheiten, die weder verächtlich noch lächerlich sind, ablegen, und sich ganz, auch im Aeußern, den Christen gleichstellen sollen. Wie die Armenier in der ganzen Welt Armenier bleiben, mag auch der Jude orientalische Art und Weise beibehalten: aber zu dieser gehört keinesweges Knoblauchgestank, Schacher und Scheu vor körperlicher Arbeit. — Nachdem wir so Livorno durchstreift hatten, begaben wir uns zu unserm Gasthofe, um

an der Wirthstafel zu speisen. — Noch einmahl saß ich zwischen dem Grafen Veterani und seiner Gemahlinn, um vielleicht nie wieder mit ihnen zusammen zu seyn. — Ich sage nichts von dem Abschiede nach dem Mahle. Es war einer der traurigsten, die ich in meinem Leben gehabt habe, und auch meine Freunde weihten mir Thränen. — Gegen sechs Uhr Abends schiffte ich mich wieder ein, begleitet von einem jungen talentvollen und kenntnißreichen Kaufmann, den Herrn Albert Weiße, gebürtig aus der Altmark Brandenburg, und so ein Norddeutscher, wie ich; dem mein Vaterland Braunschweig und selbst meine Familie wohl bekannt war. Er kehrte von einer Geschäftsreise nach Neapel zurück, und hatte die Absicht, über Genua nach Turin zu reisen. Ich kann nicht genug rühmen, mit welchem Wohlwollen dieser junge Mann für mich sorgte, als mich der Kummer von meinen Freunden getrennt zu werden ganz niederdrückte. Auch Vicenzio, der mich zum Schiffe begleitete, und die gute Virginia waren tief gerührt.

Meine geneigten Leser weilen gewiß gern an dieser Stelle bei einigen Nachrichten, von der fernern Reise meiner, mir so theuer gewordenen Freunde, des Grafen und der Gräfinn Veterani, welche ich, aus Briefen,

womit sie mich nach ihrer und meiner Rückkehr erfreuten, hier einzuschalten im Stande bin. Ich sende diesen Mittheilungen einige einleitende Nachrichten vorher, welche die Familie und Person des Grafen betreffen. — Die uralte Familie der Grafen Veterani-Mallentheim stammt aus Kärnthen *), in welcher Gegend ihre Güter liegen. Aus der Kriegsgeschichte des Prinzen Eugen ist ein Feldmarschall Veterani rühmlich bekannt. Der Graf Adam, mein Reisegefährte, studirte zu Wien, und trat darauf sehr jung in kaiserliche Kriegesdienste, in welchen er zwei Feldzüge gegen die Türken und mehrere gegen die Franzosen als Cavallerie-Officier mitgemacht hat. Er wurde vielmahls, und selbst gefährlich verwundet, und zeichnete sich, wie mir einer seiner alten Kriegsgefährten zu Meiland, von dem ich diese Nachrichten habe, erzählt hat, stets auf dem Schlachtfelde durch kalten Muth und besonnene Tapferkeit aus. Mehrmahls wäre er den Drangsalen des Krieges und besonders in Ungarn heftigen Fiebern fast erlegen. Bei so geschwächter Gesundheit, nahm er als Rittmeister und Chef einer Compagnie im Jahre 1799, erst acht und zwanzig Jahre alt, seinen Abschied, und privatisirte dar-

*) S. von Hellbach's Adelslexicon (Almenau 1826), Bd. II. S. 87.

auf theils zu Udine, theils zu Wien und bei einem ältern Bruder auf den Familien-Gütern. — Späterhin, hergestellt und der Muße müde, trat der Graf von neuem in kaiserliche Kriegesdienste, wurde zum Major ernannt, und versah sechzehn Jahre — bis December 1829 — die in jener Zeit oft schwierige Stelle eines Commandanten zu Udine. — Jetzt bekleidet er den Ehrenposten eines k. k. Kammerherrn. Mit der Gräfinn Helena Caratti aus Udine verheirathete er sich im Jahre 1817; und diese Verbindung ist es, welche Beide so glücklich macht. Abwechselnd zu Udine, auf Gütern des Grafen Caratti, Bruders der Gräfinn, nicht fern vom Strande des Adriatischen Meeres, und zu Wien sich aufhaltend, leben sie ein heiteres, der Freundschaft und Literatur gewidmetes Leben, nicht versäumend, in dieses von Zeit zu Zeit durch kleine oder größere Reisen Abwechselung zu bringen. Auf einer solchen Reise war es, wo ein günstiges Schicksal mich mit diesen edeln Menschen zusammenführte und ihre Freundschaft erwerben ließ.

Die Gräfinn Helena ist in der italiänischen und französischen Literatur vollkommen bewandert, und spricht und schreibt in beiden Sprachen mit gleicher Correctheit und Eleganz. Auch die deutsche Literatur ist ihr nicht unbekannt; sie lies't unsere Classiker mit Vergnügen;

aber ich habe nie gehört, daß sie deutsch gesprochen hätte. Wir pflogen unsere Unterredungen in italiänischer Sprache, und selbst mit ihrem Gemahle in ihrer Gegenwart redend bediente ich mich in der Regel dieser.

In einem am 26sten August bereits zu Udine geschriebenen Briefe theilt mir der Graf Veterani Folgendes mit.

„Kaum hatten Sie uns verlassen, als wir, nach freierer Luft athmend, unsere traurigen Zimmer verließen und dem Hafen zueilten, um dem schnell sich entfernenden Freunde ein herzliches Lebewohl nachzusenden. Die Sonnenscheibe war bereits zur Hälfte in das Meer versunken, da erblickten wir in der Mitte des noch hervorragenden Theiles einen schwarzen Punct — es war Ihr Dampfschiff — und dieser schwand mit dem Lichte schnell unsern wehmüthigen Blicken. — Um Mittag des folgenden Tages reis'ten wir nach Pisa, besahen dort das Merkwürdigste, und trafen am 9. Juli, um fünf Uhr Nachmittags, zu Florenz ein. Wir stiegen alla Porta rossa bei Madame Hamber ab, wo wir alle Ursache hatten zufrieden zu seyn ..... Madame Catalani, welche ich seit vielen Jahren kannte, besuchten wir in ihrer schönen Villa, und sie war so freundschaftlich uns zu einem Déjeûner einzuladen,

bei welcher Gelegenheit ſie ihre noch immer ſchöne Stimme hören ließ, und mit ihrer Tochter, Madame Viviers, einer der trefflichſten Geſang-Virtuoſinnen, ſo ich je gehört, Duette ſang..... Wir blieben in Florenz zwölf Tage, und reiſ'ten am 21. Julius allein mit einer vortrefflichen Florentiner Landkutſche in zwei Tagen nach Bologna..... Von da wieder in zwei Tagen nach Padua, in welchem Orte wir ſo glücklich geweſen waren, Ihre Bekanntſchaft zu machen. In Padua wohnten wir bei unſern Onkeln, den Grafen Maldura. Es war gerade Marktzeit, große Oper, Wettrennen..... Unterweges nach Udine hielten wir uns einen Tag in Conegliano auf, weil die Schweſter meiner Frau aus Belluno, die ſie ſchon ſeit mehr als einem Jahre nicht geſehen, dahin gekommen war; und am 10ten Auguſt, einen Tag ſpäter als Sie, unſer theurer Reiſegeſellſchafter, im Schloſſe ſeiner Familie anlangten, trafen wir Abends bei unſern Anverwandten in Udine ein, die wir alle zu unſerer Freude geſund fanden. Auch hier war Fiera, Wettrennen....«

So erfahren alſo meine geneigten Leſer, wie es meinen lieben Reiſegefährten ging, während ich allein, wie verlaſſen, meine Reiſe fortſetzte.

Die Reise mit dem Dampfschiffe war auch in der Beziehung in einem hohen Grade interessant, daß sie Gelegenheit darbot, allerhand Anekdoten (unbekannte Nachrichten), im echt griechischen Sinne, aus halb Europa zu erfahren. Die lange Weile ist auch in der Hinsicht eine Art Tortur, daß sie den Mund der Sterblichen öffnet. Freilich möchte ich nicht behaupten, daß diese Anekdoten sämmtlich in der Wahrheit gegründet gewesen wären: aber sie waren fast alle charakterisirend, und zeigten auf eine ganz andere Weise als gedruckte öffentliche Nachrichten, wie man von diesen und jenen hohen und höchsten Personen in Europa urtheilt und was für bedenkliche Thathandlungen man ihnen Schuld giebt, die entweder ganz im Geheimen Statt gefunden haben sollen, oder von denen doch wenigstens Niemand in der Gegenwart öffentlich zu sprechen wagt, wenn gleich das »cur imprudenti cognita culpa mihi est« nicht leicht jetzt eine Verweisung nach Tomi zur Folge hat. Ich bin in der That neugierig, in wie fern sich Manches von dem so Vernommenen in der Zukunft bewahrheiten wird; würde es aber für höchst unmoralisch halten — nach der Weise manches jetzt beliebten Schriftstellers — dazu beizutragen, Gerüchte, die falsch seyn können, noch mehr in Umlauf zu bringen, und vielleicht unschuldige Personen durch Andeutungen zu verletzen,

die dazu dienen könnten, ihre ganze zeitliche Ruhe zu untergraben. — So viel ist aber gewiß, man hört oft in weiter Entfernung mehr Wahres von einer Begebenheit als ganz in der Nähe. — Aber auch Gutes hörte ich hier von Personen, die der allgemeine Ruf nur als böse darstellt; ja von denen auch der am mildesten Urtheilende nicht in Abrede zu stellen vermag, daß sie des Bösen genug gethan haben. — Eine der wirksamsten Schulen ist das Unglück. — Dieses ist im Stande, die Sinnes-, und somit auch die Handelnsweise eines Menschen total zu verändern, und aus einem Gegenstande der Abneigung, ja des Abscheues, einen Gegenstand der innigsten Theilnahme und eines zärtlichen Mitleides zu machen. In dieser Beziehung vernahm ich Anekdoten (stets das Wort im angedeuteten Sinne genommen), die bis zu Thränen hätten rühren mögen. — Wie gänzlich verschiedenartig wirkt aber das Glück und plötzlich erlangte Gewalt! — hier der wahre Probirstein der Charaktere. — Ein Mann, welcher derselbe bleibt, nachdem ihn das Schicksal unvermuthet emporgehoben und mit Gewalt bekleidet hat, dieser ist edel. — Ein edeler Mensch: — welch ein großes Wort! — —

Auch Philosopheme aller Art konnte man hier zwischen Feuer, Wasser und Luft vernehmen; wodurch denn die schönste Gelegenheit zu Disputirübungen eröff-

net wurde. Der Eine behauptete z. B. bei der Gelegenheit, daß vom Springen des Dampfkeſſels die Rede war, mit dem irdiſchen Daſeyn ſey Alles zu Ende; der Andere dagegen mit Marcus Tullius in dem ſchönen Traume des Scipio: *) »Es leben Jene, die aus »des Körpers Banden, gleichwie aus einem Gefängniſſe, »entflohen! — Das aber, was man Leben nennete, »ſey Tod«.... »Gerechtigkeit und jene Liebe, die »ſchon ſo edel, wenn ſie ſich auf Verwandte und Freunde »bezieht, dann als das Edelſte erſcheint, wenn ihr Gegen»ſtand das Vaterland; dieſe führen zur Unſterblich»keit, dieſe ſeyen der Weg zum Himmel und zu der »Verſammlung derer, die einſt lebten, und die jetzt, be»freit vom Körper, den Ort, welchen wir hier mit »Sternen beſäet über uns ſchauen, bewohnen.« — So ſprach begeiſtert der Andere, und zeigte mit der Hand zum Sternenhimmel, der, ein unermeßlicher Dom, das dunkele Meer überwölbte.

Mit einem jungen Franzoſen kam ich bei einer ähnlichen philoſophiſchen Unterhaltung in eine weitläufige Disputation, bei der ein Theil der Anweſenden auf ſeiner, ein Theil auf meiner Seite ſtand. — Die Schiffsmannſchaft zog von Zeit zu Zeit Fiſche und auch Mo-

*) Somnium Scipionis, cap. VI.

lusten an Bort. Dieſe letzten, an der unterſten Stufe der mit Empfindung begabten Natur ſtehenden Geſchöpfe waren nun der Gegenſtand der (keineweges wiſſenſchaftlichen) Experimente mehrer jungen Männer. — Man beſtreute ſie mit Tabak, man ließ glühende Tabaksaſche auf ſie fallen, man zerſtach und zerſchnitt ſie, und vergnügte ſich ſo an ihren Zuckungen und Zuſammenziehungen. — Um ſolche Quälereien zu verhindern, hatte ich nun mehrmahls von den Matroſen gefangene Thiere gekauft und mir das Vergnügen gemacht, ſie ihrem Elemente zurück zu geben, wie ich öfter am Hafen zu Neapel gethan, wo es mir auch ein eigenthümliches Vergnügen gewährte, die Seekrebſe, welche die Lazzaroni-Jungen an Pferdehaaren hängen hatten und quälten, zu kaufen und in das Meer zu werfen. — Selbſt tadelnd war ich gegen jene jungen Leute aufgetreten. — Hier meinte nun die eine Seite, der Menſch ſtehe ſo hoch über dem Thiere, daß er berechtigt ſey, daſſelbe auf jede Weiſe zu benutzen und ohne Rückſicht auf deſſen Schmerzen auch lediglich zu ſeinem Vergnügen anzuwenden. — Dieſem trat ich denn mit Ernſte entgegen. — »Das Thier,« ſagte ich, »ging aus der Hand des Schöpfers zuvörderſt um ſelbſt glücklich zu ſeyn und des Lebens zu genießen, hervor. Der Tod erwartet alle Individuen des Thierreichs, neuen Generationen wieder

Raum zu verſchaffen, und da iſt denn, nach der Weisheit des Schöpfers, dieſer Tod oft das Mittel, mit dem Leichnam wieder andere Thiergattungen zu ernähren. — Wie der Adler den Storch, ſo mag der Storch die Fröſche, der Froſch die Fliegen verzehren. Wären dieſe Thiere fähig zwiſchen Recht und Unrecht zu wählen, ſie würden nur Recht thun, wenn ſie, um ſelbſt zu leben, tödteten. Dieß Recht hat auch der Menſch: er darf Thiere tödten, um ſelbſt zu leben; ja er iſt berechtigt, ſie auch durch ihre Arbeit zu ſeinem Nutzen zu verwenden. — Aber hiermit iſt es zu Ende. — Thiere zum Vergnügen zu quälen, iſt mir ein ſchreiendes Unrecht. Der Gerechte erbarmet ſich auch des Thiers, ſagt die heilige Schrift, und dieſe iſt mir auch in dieſer Beziehung Norm. — Ja — es mag dieſes immerhin eine Art Aberglauben ſeyn, von dem ich mich nicht ganz frei ſprechen will — es ahnet mir, daß dem Thierquäler die Nemeſis (dieſes unheimliche, unerklärliche, aber, wie tauſend Beiſpiele zeigen, wirklich vorhandene und mit hinkendem Fuße ſicher einholende Weſen) auch den Thierquäler folge. Wenigſtens bin ich ſelbſt Gegenſtand dieſer Verfolgung geworden und bin es gewiſſermaaßen noch jetzt. Hören Sie, (fuhr ich fort) meine Herren, und lachen Sie nicht! — Als ich ein Knabe von vielleicht acht Jahren ſeyn mochte, vergnügte ich

mich in meines Vaters Garten damit, die Frösche mit einem Stöckchen zu necken. — Nun ging ich so weit, einen Frosch zu schlagen; ich mochte ihn aber unglücklicher Weise an einem zum Leben nothwendigen Organe berühren. Der Frosch faltete seine Händchen, gleich einem fromm betend sterbenden Menschen, und starb. — Alle meine Mühe, das Thierchen ins Leben zurück zu rufen, war vergeblich — der Frosch blieb todt; ich aber untröstlich. — Seit dieser Zeit, seit fast sechzig Jahren, sehe ich nun selbst in Träumen zuweilen den Frosch, wie er sterbend seine Händchen faltet, mir eine wahre Nemesis, die mich aber für das Leben in meiner auch gegen Thiere wohlwollenden Sinnesart bestärkt hat.« — So ich ungefähr, und nicht Einer lachte: eine schöne junge Französinn, die mir zugehört hatte, brach zuerst das Stillschweigen und sagte: »Mein Herr, ich bin Eurer Meinung; ja ich glaube, daß das Wimmern, wenn wir es auch nicht hören, der seufzenden Creatur zu dem Ohre des Allmächtigen dringet, und daß der Quäler, früh oder spät, der innern Qual nicht entgeht.« — Unter Gesprächen dieser Art ging die Zeit auf dem Dampfboote hin. Aber auch ein Liebhaber politischer Unterhaltungen wäre auf unserm Dampfschiffe nicht am unrechten Orte gewesen. Die öffentlichen Blätter, welche hier freilich fehlten, ersetzten mündlich mitgetheilte Nach-

richten hinlänglich. Man konnte sie von Augenzeugen aus fast allen europäischen Ländern erhalten. Während der Eine eine Mittheilung aus Lissabon machte, berichtete ein Anderer etwas Picantes aus Constantinopel. — Ein junger italiänischer Graf erzählte so allerhand von einem unglücklichen Fürsten zu * * *, und schloß, vielleicht nicht ganz ungegründet, mit den Versen des klugen Arioste:

»E sua fama saria forse men mala,
Avésse aveuto e terra e ciel nemici,
Se gli scrittor sapea tenersi amici *).

Denn wer mag es leugnen wollen, daß zu allen Zeiten mehr oder weniger die Schriftsteller über den Ruf, und also über etwas sehr Wesentliches, entschieden. »Es bleibt immer etwas hängen;« und schon ihr Schweigen ist bedenklich. — Niemand erkannte dieß mehr als Napoleon. Welch eine unendliche Mühe gab er sich, einen Chateaubriand zu gewinnen. Doch bei diesem vergebens; wahrscheinlich, weil er es doch nicht recht begann. In der Regel ist es die Eitelkeit der Autoren, durch welche

*) Auch wäre wohl nicht ganz so schlimm sein Ruf, —
Obgleich der Himmel Feind ihm und die Erde
Wenn er Autoren sich zu Freunden schuf.

ſie am erſten gefeſſelt werden mögen. In dieſer Schwäche gleichen ſie auf das Aeußerſte dem ſchönen Geſchlechte. — »Quel grand roi!« rief Madame de Sévigné (auch Schriftſtellerinn) aus: — denn Ludwig XIV. hatte mit ihr getanzt.

Es mochte ſieben Uhr Abends ſeyn, als die Maſchine wieder in Bewegung geſetzt wurde. Bald darauf ging es zur Abendtafel, an welcher viele neue Geſichter zu ſchauen waren, denn unſere Geſellſchaft hatte ſich zu Livorno wiederum zum Theil verändert. — Die Nacht ging wie gewöhnlich hin. — Glücklich genug war ich, daß ich eine beſtimmte eigene Schlafſtelle hatte; Mehrere der Neuangekommenen mußten ſolcher entbehren und hatten nur die Wahl, ob ſie auf dem Verdecke oder in der gemeinſchaftlichen Cajütte ihre Madrazze ausbreiten laſſen wollten.

Als ich nun ſechs Uhr früh (8. Jul.) auf dem Verdecke erſchien, lag das prächtige Genua amphitheatraliſch vor uns ausgebreitet.

X.

Reiſe von Genua über Pavia, Meiland, Sondrio, Bormio, dem Monte Stelvio nach Innsbruck.

Der Anblick Genua's, von der See aus, erinnert ſehr an den von Neapel, ſo, daß die Sehnſucht dahin neue Kräfte gewinnt: denn nur ein ſchwaches Nachbild von Dieſem iſt Jenes. Gleich der reizenden Parthenope erhebt es ſich an einem Buſen des Meeres amphitheatraliſch im Norden die Gebirge hinauf; wie dort iſt auch hier der Strand in einem weiten Bogen mit Häuſern und Villen und der halb eingeſchloſſene Waſſerſpiegel mit Schiffen bedeckt. Links ragt hier auf einer felſigen Anhöhe ein mächtiger Leuchtethurm empor, wo dort die Punta di Poſilippo und die Schule Virgils den Abſchnitt des Gemähldes bildet; und rechts, wo die Stadt endet, in der Gegend der Kirche S. Giaccomo di Carignano, können wir uns die neapolitaniſche Brücke della S. Maddalena denken. — Aber wie Vieles fehlet, um in dem ſtolzen Genua die hinreißenden und beſiegenden Reize Neapels wieder zu finden! Mag Genua's Hafen immerhin ſicherer, und mit mehreren Schiffen bedeckt ſeyn: der »Crater,« wie der Neapolitaner ſeinen großen Meeresbuſen benennt, iſt hier, ſelbſt im ver-

jüngten Maaße, nicht wieder zu erkennen. — Aber nicht nur an Größe, auch an Ausſchmückung ſteht Genua's Panorama zurück. — Es fehlt das thronende Caſtell S. Ermo und das heitere Capo di Monte im Hintergrunde, ſo wie man unten, in der Mitte des Gemähldes, vergeblich die mittelalterigen Formen des großen Caſtelles ſuchet. — Erſetzt auch der neue Molo das Caſtello dell' Uovo an der Linken: ſo iſt doch hier keine Villa reale und keine Reihe von Paläſten, wie dort ſie die Chiaja zeiget. Ueberdieß iſt Alles enger: rechts fehlen Portici, Reſina, und vor Allen der dampfende mahleriſche Kegel des Veſuv. Denn was uns Genua nach dieſer Himmelsgegend hin bietet, iſt mit Genua nicht zu vergleichen. Und wenn wir uns nun gar wenden, um das Panorama ganz zu umſchauen! — Wo iſt Capri, wunderſam aus dem Meere auftauchend? — Wo Iſchia mit ſeinem prächtigen Epomeo? — Wo die Punta di Miſene? — — Nein, Neapel iſt einzig. — Doch iſt Genua ſchön; und gewiß iſt es ſchon viel, daß man ihm, als Hafenſtadt, in Italien den Rang gleich nach Neapel einräumen muß.

Drei Stunden lang hatte ich Muße (8. Jul.), von der Rhede aus mich mit Vergleichungen der Art zu beſchäftigen, denn ſo lange dauerte es, bis unſere Sanitäts-Angelegenheiten ſo in Ordnung waren, um im

Hafen zugelassen zu werden. — Jetzt schiffte ich mich mit meinem schon erwähnten neuem Reise-Freunde, dem Herrn Albert Weiße, aus. — Am Zollamte wurde meinen Versicherungen, nichts Steuerbares bei mir zu führen, sofort Glauben geschenkt, nachdem man meinen Paß eingesehen hatte. Man öffnete nichts, man forderte und empfing nichts, und gleichsam als wäre ich an einer königl. preußischen Douanen-Anstalt gewesen; Alles war schnell und mit ernster Höflichkeit abgemacht. Seit ich Toscana verlassen, war mir so etwas nicht vorgekommen, wie ich hier zur Ehre der königl. sardinischen Zollbeamten zu berichten für Pflicht achte. Auch war hier kein Kriegsmann, der bittend die Hand ausgestreckt hätte, kein Lazzarone, der sich mit Geschrei der Koffer bemächtigte. Wir mußten einen Facchino herbei rufen.

Jetzt begaben wir uns von der Dogana sofort zu dem Gasthofe all' Aquila d'oro (am Hafen) *), welchen Herr Weiße bereits kannte, und wo ich zwar ein sehr einfaches und ziemlich ärmlich meubliertes, aber reinliches, durch die Aussicht über Hafen und Golf erheitertes Zimmer für täglich zwei Franken empfing und dabei die Bequemlichkeit hatte, an einer sehr wohl besetzten

*) Chez Mathieu, rue St. Luc près la place de' Banchi.

Wirthstafel in guter Gesellschaft speisen zu können. So kann ich denn die Aquila d'oro jedem Reisenden auf das Beste empfehlen.

Mein erster Weg in Genua war zu dem kaiserlich russischen General-Consul Ritter von Heydecken, an den ich von dem Ritter von Bacheracht, kaiserlich russischem General-Consul zu Hamburg, einen Empfehlungsbrief abzugeben hatte, und der mich mit eben dem Wohlwollen aufnahm, welches mir Rußlands Staatsbeamten so oft bewiesen haben. Gleichwie der mächtige Beherrscher des größten Reiches der Erde meine Bestrebungen, dem Gebiete der Humanität durch eine menschliche Strafgesetzgebung größere Ausdehnung zu verschaffen durch gerechte Anerkennung belohnt hat: so sind es russische Behörden gewesen, welche mir den Aufenthalt im fernen Auslande verschönten. So fesselt mich Dankbarkeit an ein Reich, dem ich als Staatsbürger fremd bin. — Von Herrn von Heydecken empfing ich neben der freundlichsten und nützlichsten Aufnahme, das schönste Geschenk, welches er mir gewähren konnte: Briefe von meiner Frau und meinen Kindern, von deren Ankunft (posta restante) ich selbst nichts wußte, die aber einer seiner Secretäre zufällig in Erfahrung gebracht.

Die meisten Straßen Genua's sind nicht viel breiter, als die zu Venedig, und eben so wenig als diese zu befahren. Der Transport der Waaren und häuslichen Bedürfnisse geschieht in denselben durch Maulthiere, welche hinter einander in langen Reihen einherziehen; statt der Kutschen bedient man sich aber der im übrigen Europa so ziemlich veralteten Sänften. Doch nicht alle Straßen Genua's sind so eng: es giebt solche, die an Pracht der Paläste dem schönsten, was man in Europa in dieser Art sehen kann, den Rang streitig machen. — Wenn die Strada Balbi, die Piazza dell' Annunziata, die Strada nuovissima, Nova, Carlo Felice und Giulia, welche in verschiedenen Abtheilungen gleichsam eine Straße durch die ganze Länge der Stadt von der Piazza Aqua verde (im Westen) bis zur Porta dell' Arco (im Osten) bilden, nicht in mannichfachen stumpfen Winkeln sich vereinten, sondern, gleich dem Corso zu Rom oder der Strada Toledo zu Neapel, eine gerade Linie bildeten: so überträfen sie unstreitig beide an Pracht, ihnen an Länge wenigstens gleich kommend. Auch sind die genannten, trefflich gepflasterten Straßen ungefähr eben so breit als der römische Corso, daher sie denn einer der Höhe und Pracht ihrer Gebäude angemessenen Breite ebenfalls ermangeln. Auf diesen Straßen reihet sich ein Marmor-Palast an den Andern, und kein Zwei-

fel, daß Madame Staël Recht hatte, wenn ſie ſchrieb: Ein Congreß von Königen könnte hier gar leicht ein würdiges Unterkommen finden. — Der König von Sardinien, durch die Entſcheidung des Wiener Congreſſes, jetzt Souverain der ehemahligen Republik, brauchte nur den Palaſt einer edeln Familie, der Durazzo, auf der Strada Balbi, zu kaufen, um dadurch der Beſitzer eines wahrhaft königlichen Palaſtes in dem ſtolzen Genua zu werden. Seine erſten Bürger wohnten gleich den Königen. Es hat dieſer Palaſt eine Länge von 94 Metres (oder faſt 300 Fuß), und ſchließt prachtvolle Bibliothekſäle, ein Theater und auf das großartigſte Alles in ſich, was zu einer würdigen Königs-Wohnung erforderlich iſt. Die Marmor-Treppen dieſes Palaſtes, ein Werk des Ritters Fontana, haben außer Rom ihres Gleichen kaum in Europa. — In einigen der Paläſte Genua's iſt die Pracht jedoch bis zum Uebermaaße getrieben und wird dadurch geſchmacklos. Dieſes iſt vorzüglich in dem Palazzo Serra der Fall, indem hier der ſeiner Größe nach wenig bedeutende Hauptſaal, obwohl ganz von Marmor, dennoch über und über, wo nicht Spiegel angebracht ſind, vergoldet iſt. Dieſe Vergoldung hat, der Sage nach, eine Million (Franken oder Lire?) gekoſtet: — welches mir jedoch völlig unglaublich ſcheint; wie denn ein ſolcher Aufwand ſelbſt für ei-

nen König nicht zu entschuldigen wäre, bei einem Privatmann aber für Verrücktheit gehalten werden müßte. — Der Präsident Dupaty nannte in seinen Briefen über Italien diesen Saal, den Palast des Sonnengottes, unstreitig an die poetische Beschreibung denkend, welche Ovid im Beginn des zweiten Buchs der Verwandlungen von der Königsburg des Phöbus liefert.

Auf der fast nur aus Palästen gebildeten Straße Balbi befindet sich auch das Universitäts-Gebäude, das prächtigste, möchte ich glauben, welches irgend eine Universität besitzt. Wie wünschte ich unserer Universität Göttingen einen solchen ihrer so sehr würdigen Palast! — Nichts kann großartiger in die Augen fallen, als das von gekuppelten dorischen Säulen getragene Vestibulum, und die von diesem zu den Corridoren führende, von zwei marmornen Löwen, wie bewachte, Marmor-Treppe. — Dieses wahrhaft majestätische Gebäude wurde auf Kosten der Familie Balbi im Jahre 1634 von Bartolomeo Bianco aufgeführt. — Die Universität zu Genua besteht aus drei Facultäten: der juridischen, der medicinisch-chirurgischen und der wissenschaftlichen (philosophischen). Die erste hat vier, die

zweite neun und die dritte in ihrem frühern Zustande auch neun Professoren. Zu jeder Facultät gehören aber noch zwölf Doctoren, welche jedoch nur bei den öffentlichen Prüfungen der promovirenden Studenten zugezogen werden. Die Universitäts-Bibliothek, die jedoch nur ungefähr funfzig tausend Bände stark ist, ist, außer Mittwochs und Sonntags, täglich geöffnet, und wird häufig, besonders auch von den Studirenden, in den Stunden zwischen den Vorlesungen, besucht. Das naturhistorische Museum ist eben so vollständig, als prächtig aufgestellt. Vorzüglich zogen mich die nach den neusten Systemen geordneten mineralogischen Sammlungen an, welche dem Ritter Viviani, Professor der Botanik und Mineralogie, Vieles verdanken. Ich freute mich, hier auch die Fossilien unsers Harzes zu finden.

Der Curs der Studien beginnt am 15ten November und dauert bis zum Ende des Julius.

Die Richtung, welche in den letzten Jahren der Geist der italiänischen Jugend genommen, scheint bedeutenden Einfluß auf die bisherigen Universitäts-Statuten (Regolamenti) gehabt zu haben. So groß auch die zuvorkommende Gefälligkeit der Universitäts-Beamten, und besonders des Secretairs Francesco Ruffo, eines äußerst unterrichteten Gelehrten, gegen mich war, so wollte man mir doch meine Bitte um Mittheilung eines Exemplares

der gedruckten bisherigen Regolamenti nicht gewähren. »Sie seyen jetzt nicht mehr gültig, und könnten mir »also zu nichts nützlich seyn,« war die Antwort.

Selbst meine Erwiederung, daß sie noch einen historischen Werth hätten, half mir nichts. Ja man zeigte in dieser Beziehung eine gewisse Aengstlichkeit. — Dagegen wurde mir ein geschriebenes Exemplar von dem Regolamento per la Facoltà di Legge nella Regia Università di Genova, approvato da S. M. con Regio Biglietto del 28 Novembre 1827, als jetzt noch gültig gegeben, aus dessen zweiten Artikel ich Folgendes in einer wörtlichen deutschen Uebersetzung mittheilte.

»Im ersten Jahre hören die Studirenden die Vorlesungen über die Institutionen des canonischen und des bürgerlichen Rechtes. Im zweiten die Vorlesungen über die Decretalen und Pandecten. Im dritten und vierten, außer diesen gedachten Vorlesungen, die über das Handelsrecht. Im fünften die Vorlesungen über die Decretalen und Pandecten.« — Die übrigen Artikel des Regolamento betreffen die Prüfungen der Studirenden, um zur Würde eines Baccelliere und Laureato zu gelangen. Wie bei uns in der Medicin, sind diese Würden auch in der Jurisprudenz dem Practiker erforderlich — Dieses wenige wird darthun, wie unendlich das juridische Studium

auf einer italiänischen von dem auf einer deutschen Universität verschieden ist.

Auch das Regolamento pel Collegio e per gli studii nella facoltà medico-chirurgica, approvato da S. M. col Reggio Biglietto del 5 di Agosto 1834, wurde mir, in einem gedruckten Exemplare, mitgetheilt. — Auch hier ist der Cours fünf Jahre. Der angehende Mediciner muß, nach dem Artikel 19, wenigstens sechzehn Jahre alt seyn, und muß mit Erfolg die Prüfungen als Magister überstanden haben, nämlich die erste über Logik, Metaphysik, Arithmetik, Geometrie und lateinische Beredtsamkeit; die zweite über Ethik, Physik und italiänische Beredtsamkeit. Hieraus erkennet man, was man hier zu Lande von einem Mediciner verlangt. — Ich zweifele nicht, daß auch die jungen Juristen nach den mir nicht mitgetheilten Regolementen eben diese Prüfungen vor dem Beginn ihres fünfjährigen Studiums überstehen müssen. — Der ganze Cours auf der Universität beträgt also sieben Jahre, der jedoch bereits mit dem vollendeten vierzehnten begonnen werden kann.

Auch die Regolamenti für die mathematische Classe sollten mir mitgetheilt werden. Da sie jedoch nur handschriftlich vorhanden waren, so unterblieb es, weil die Abschrift während meiner Anwesenheit nicht

vollendet werden konnte. — Eben so fehlte ein gedrucktes Verzeichniß der Professoren.

Genua hat dadurch, daß es dem Könige von Sardinien unterworfen wurde, keinesweges verloren. Sein Handel hat vielmehr seit jener Zeit wieder zugenommen, und schon ein Besuch des Freihafens, der einer kleinen Stadt gleicht, und des mit Schiffen bedeckten Hafens, zeigt von der Lebhaftigkeit des hiesigen Handels. Dieser genießt jetzt einer Sicherheit, die er sonst nicht kannte. Durch die Eroberung von Algier hat das ganze Barbaresken-Wesen ein Ende genommen, und gäbe es nicht von Zeit zu Zeit in den Gewässern des griechischen Archipels Seeräuber, so würde man jetzt auf dem ganzen Mittelländischen Meere mit völliger Sicherheit schiffen können. — So war denn doch ehemahls nicht Alles besser als es jetzt ist. Denn während Venedig und Genua blühten, war es nicht selten, daß die am Meere liegenden Städte Neapels und des Kirchenstaats von den Barbaresken überfallen, und Hunderte, ja Tausende ihrer Einwohner in die Sclaverei geschleppt wurden. War doch vor einem solchen Ueberfall nicht einmahl die am Polarkreise liegende Insel Island gesichert! Kein Monarch dieses Jahrhunderts, — wenn

wir ſo aufrichtig ſeyn wollen, dieſes zu bekennen — hat der Menſchheit eine Wohlthat erzeigt, welche mit derjenigen zu vergleichen wäre, die Karl X. ihr durch die Eroberung Algiers erwies, von welchem einſt ein engliſcher Staatsmann ſagte, daß, wenn ein ſolches nicht vorhanden ſey, man es zu ſchaffen ſuchen müſſe.

Zu Genua blühen mehrere ihm eigenthümliche Zweige des Fabrikweſens: ſo wird noch jetzt hier der vortrefflichſte und ſchwerſte Sammet, und überhaupt das ſolideſte, für den Orient berechnete Seidenzeug verfertigt. Auch eine große Menge von Fabriken, in welchem die echten rothen Corallen bearbeitet werden, iſt hier. Ganze Läden ſind voll von den ſchönſten, aus dieſem köſtlichen Material gearbeiteten Schmuckſachen und erinnern den Reiſenden an, die daheim gebliebenen Verwandtinnen und Freundinnen. Von der Gegend des Hafens, wo ich wohnte, zieht ſich eine Folge enger Straßen, deren Ganzes ich mit der Merceria zu Venedig vergleichen möchte, bis zur Piazza delle Fontane amoroſe empor, deren dicht ſich begrenzende Kaufläden für mich höchſt anziehend waren. Nicht nur die künſtlichſten Corallen-Arbeiten findet man hier ausgelegt, ſondern überhaupt Alles, was Genua Schönes verfertigt und ausbietet. Zu dieſen zähle ich vorzüglich die Filigran-Arbeiten in Gold und Silber, die von einer ganz bewun-

derungswürdigen Feinheit sind. Es läßt sich in seiner Art nichts Schöneres und Künstlicheres denken, als die von dem feinsten Gold- oder Silber-Draht nachgebildeten Schmetterlinge, die Diademe, Halsbänder und Ohrgehänge. Man begreift kaum, wie es möglich sey, einen solchen silbernen Schmetterling (ein Busenschmuck für Damen) für 12, einen goldenen aber für 30 Franken zu liefern. Auf Reisen sparsam, kaufte ich nur einen dieser schönen Tagvögel: aber dieser hat daheim Bewunderung erregt, und der Empfängerinn große Freude verursacht.

Auch künstliche Blumen verfertigt man zu Genua in der höchsten Vollkommenheit, und zwar in dem Conservatorio delle Fieschine. Diese fromme Stiftung verdankt ihren Ursprung dem Genuesischen Nobile Domenico Fieschi (1760). Es finden hier an 600 junge Mädchen Wohnung und Unterhalt, und eben diese sind es, welche es zu der höchsten Meisterschaft in der Verfertigung künstlicher Blumen gebracht haben, von welchen eine unglaubliche Menge nach Frankreich, Spanien, England und selbst nach beiden Indien geht. — Sonderbar ist es, daß, während Deutschland mit französischen und englischen Fabricaten überschwemmt wird, bei uns die einzig schönen italiänischen Schmuckfachen so selten sind. Erblickt man wohl auf unsern Messen und in den

Läden unserer Juweliere die römischen Mosaiken, die kleineren Arbeiten aus orientalischen Marmorarten und harten Steinen, die aus Muscheln nachgebildeten Gemmen, die Glaspasten, die Genuesischen Corallen und Filigran-Arbeiten, oder nur venezianische Caravoli? — Und welche Mühe hat man oft, sich ein neueres Buch oder einen Kupferstich aus Italien zu verschaffen! Es ist doch nicht anders, als wenn die Alpen eine unübersteigliche Scheidewand bildeten.

Ein besonderes Vergnügen machte es mir, die verkäuflichen Kunst- und Natur-Gegenstände in den Sälen des Signor Pasquale Maggi (Negoziante di Antienità ed Oggetti di Belle Arti, Contrada Carlo Felice) zu betrachten. Diesen Mann kann man nicht genug seiner Rechtschaffenheit und Dienstwilligkeit wegen loben. Ich habe von ihm die schönsten Krystallisationen des Eisenglanzes der Insel Elba und manche andere mineralogische Merkwürdigkeit für unbedeutende Preise gekauft. — Bei ihm findet man alte und neue Sculpturſachen, Bronzen, Münzen, Mosaiken, Gemählde, Manuscripte und Naturalien aller Art. Er nöthigt nicht zum Ankauf und bleibt gleich freundlich, man mag kaufen oder nicht. Auch schlägt er nicht das Geringste vor. Zugleich kann man zuweilen das Vergnügen haben, seine

Gemahlinn zu erblicken, die eine römiſche Schönheit iſt, wenn auch aus der Gegend von Genua gebürtig.

Genua iſt ein Ort, wo ich ſchon wohnen möchte. Obwohl die große Mehrheit der Straßen, wie bereits bemerkt, ſo eng iſt, daß in dieſer Hinſicht Genua nur geringe Vorzüge vor Venedig hat, ſo ſind doch auch dieſe engen Straßen völlig rein und zeugen überall von Wohlſtand und guter Polizei. In ſtets neues Erſtaunen ſetzen aber die Marmor-Paläſte in den oben erwähnten Hauptſtraßen.

Die Kirchen Genua's ſtehen an Pracht den römiſchen und den größern zu Venedig weit nach. Nicht eine iſt hier, die mit S. Giorgio Maggiore, il Salvatore oder S. Madonna della Salute zu vergleichen wäre: jedoch ſind die alte gothiſche Cathedrale, S. Ciro (S. Cyr) und S. Annunziata prächtige, ſehr merkwürdige Gebäude. — In der dem heil. Lorenzo gewidmeten Cathedrale, welche ganz und gar mit theils ſchwarzem, theils weißem Marmor von außen belegt iſt, wodurch ſie gleichſam ein preußiſches officielles Anſehn erhalten, befindet ſich das famoſe Sacro Catino (das heilige Becken), welches, wenn es auch nicht,

wie man lange Zeit geglaubt hat, aus einem einzigen Smaragd, ſondern aus einem Glasfluſſe beſteht, dennoch ſtets eine in ihrer Art einzige Antiquität bleibt. Es hat dieſes ſehr gut geſchliffene achteckige Gefäß einen Durchmeſſer von 40 Centimetern und einen Umfang von 1 1/5 Meter *), und ſieht, der Farbe nach, mehr dem grünen Flußſpath, als dem Smaragd, ähnlich; wobei zu bemerken, daß, wie nach mehreren Stellen des Plinius nicht zu zweifeln, die Alten dieß letztgedachte Foſſil Smaragd nannten, und daher auch das Becken wohl als aus Flußſpath verfertigt angeſehen haben können. Es wurde dieſes Gefäß im Jahre 1101 von Guglielmo Embriaco bei der Eroberung von Cäſarea in Paleſtina erbeutet und von Baldovino hierher geſchenkt, von welcher Zeit her es denn unter die erſten Heiligthümer der Chriſtenheit gezählet wurde, indem es nicht nur bei dem letzten Abendmahl Chriſti gebraucht, ſondern ſogar von der Königinn von Saba dem Salomon geſchenkt ſeyn ſollte. Dem ſey nun, wie ihm wolle, die Franzoſen ließen das Sacro Catino, wie ſo viele Kunſtſachen, die Reiſe nach Paris machen, wo ſich denn bei näherer Unterſuchung der bisherige Smaragd leider in einen

*) Bekanntlich enthält ein Meter etwas über drei Pariſer Fuß, der Centimeter 4 1/2 Linie.

grünen Glasfluß verwandelt hat. Dieſe ketzeriſche Meinung darf man jedoch im Dome nicht laut werden laſſen. Hier iſt das Catino ein Smaragd.

Der Dom enthält noch mehrere koſtbare Heiligthümer, iſt aber, wie die hieſigen Kirchen überhaupt, an eigentlichen Kunſtſachen arm.

Die Genua umgebenden Villen erinnern an Florenz, und ſind Beweiſe des Reichthums, welchen hier die Großen durch Handel und Geldgeſchäfte, deren ſie ſich nicht ſchämten, erworben.

Am 10ten Jul. früh nahm ich, da es ziemlich heiß war, einen Wagen, um die Umgegend bequemer kennen zu lernen. Mein Cicerone war ein beſcheidener und gut unterrichteter Lohnbediente. Unſere Fahrt ging von der Piazza dell' Acqua verde zum Palaſt des Fürſten d'Oria, der ſowohl ſeiner Bauart als ſeiner Lage nach einer der ſchönſten Genua's iſt. Doch ich mag meinen Leſer nicht mit Beſchreibung von Paläſten ferner lange Weile verurſachen. Nun ging es, ſtets am weſtlichen Strande des Meers, da wo in Neapel die Chiaja und die Villa reale liegen, hin, zu der Porta della Lanterna, und durch dieſe aus den Feſtungswerken hinaus. Möge dieſe Stelle uns die Grotta di Poſilippo ſeyn. Jetzt kamen wir zu dem Kalkfelſen, auf welchem der mächtige Leuchtethurm ſich, kühn den Stürmen und Wogen trotzend,

600 Fuß über die Fläche des Meeres erhebt. — Ein in Ruhe gesetzter, wohl unterrichteter Kriegsmann, welcher hier wohnt, macht den Wächter. Er gehörte zu den Charakteren, welche man auch bei uns von Zeit zu Zeit unter den niederern Classen findet, die sich durch Studiren in alten Chroniken die müssigen Stunden verkürzen. — Ihm war eine ewige Muße gewährt, und so hatte er Gelegenheit genug, der Neigung nachzuhängen. Die Resultate seiner Forschungen kamen nun den Fremden zu gute: wenigstens mir erklärte er oben von der Schwindel erregenden Höhe die Umgegend unter einer Menge historischer Bemerkungen. Hier konnte man sich denn so recht zu dem einzigen Neapel hin versetzen. Man stand auf dem Felsen über der Grotta di Posilippo und der neue Molo Genua's war Neapels Castel dell' Ovo: — — doch ich wiederhole, was ich schon gesagt. — Ja, Genua liegt sehr schön; es liegt wunderschön: aber, wie wir zuweilen im Menschenleben finden, daß eine reizende Tochter doch die hohe und alles besiegende Schönheit der Mutter nicht erreicht, wenn gleich der Glanz der Jugend zu bestechen unternimmt, so kommt Genua mit seinen heiterern Gebäuden und seinen kleinern Formen dem majestätischen Ganzen Neapels nicht gleich. Ein Italiäner mit seinem angebornen Gefühle für Schönheit wird dieses, ohne ein Land-

schaftsmahler zu seyn, sofort fühlen, während sich vielleicht ein reisender Dilettant, der die alle Farbenharmonie zerstörenden rothen Dächer des Vaterlandes, die kein Landschaftsmahler, wo er sie auch in der Natur findet, nachbilden wird, in Italien schmerzlich vermisset, durch freundliche Gebäude und Reinlichkeit der Straßen bestechen läßt. — Was würde Göthe mit seinem ihn begleitenden braven Kniep sagen, wenn sie hörten: Genua läge schöner, als Neapel! — Von hier fuhren wir zu der Villa des Herrn Carlo di Negro, welche noch innerhalb der Festungswerke in der Nachbarschaft der schönen Promenade dell' Aquasola liegt. Wir wurden von einem botanischen Gärtner umhergeführt. Hier hatte ich denn Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß zwischen dem hiesigen Klima und dem von Neapel ein großer Unterschied obwalte. Zwar stehen hier die Aloe, der Oleander, der Lorbeer, die Myrte, der Cactus u. s. w. noch ohne alle Bedeckung im Freien, aber bei weitem nicht in der Größe und Vollkommenheit als zu Neapel, und die Citronen und Orangen blühen nur noch in Kübeln. — Die Aussicht von dieser Villa auf Genua, den Hafen und die Umgegend ist köstlich; die Villa selbst aber und die Sammlungen, welche sie einschließt, zwar für einen Privatmann schön und wünschenswerth, aber ohne alle Bedeutenheit. Man sagte mir, der Besitzer,

Herr di Negro, sey ein talentvoller Dichter, und nähme Fremde freundlich auf. Da ich jedoch seine Leistungen — in der neuern schönen Literatur überhaupt wenig bewandert — leider nicht kannte, es aber immer höchst bedenklich erscheint, einen Schriftsteller, dessen Werke man nicht kennt, zu besuchen: so versagte ich mir den Genuß, Herrn di Negro kennen zu lernen.

Am Nachmittage machte ich eine Spazierfahrt durch den Golf. Das Meer war eben als ein Teich, dagegen ich den Busen von Neapel gewöhnlich in starker Bewegung fand. Doch dieses sind Zufälligkeiten, und das Meer hat auch hier einen herrlichen Wellenschlag. Dieser und das schöne Klima sind es, welche bewirken, daß nicht leicht irgend wo in Europa das Seebad mit dem Vortheile angewendet wird, als zu Genua; daher ich denn jedem meiner Landsleute, dem der Arzt ein Seebad vorschreibt, rathe, zu diesem Zwecke Genua zu wählen. Es ist hier denn doch eine ganz andere Natur, als zu Doberan, und mag die Reise nach Genua weiter seyn, so darf man auch wohl in Anschlag bringen, daß man hier weit wohlfeiler als im Norden lebt, und daß man jetzt von hier im Dampfboote eine Spazierfahrt nach Neapel für einige hundert Franken machen kann. Gewiß hat der Norden auch große Schönheiten; nicht aber eben der Sand- und Dünenstrand der Ostsee (wenn

man das schöne Rügen ausnimmt), und Italiens Klima wirkt denn doch wohl eben so viel, als die Meeresfluth. — Die Seebad-Anstalten zu Genua lassen nichts zu wünschen übrig.

Die Linie der Festungswerke, welche Genua gleichsam isoliren und die schon hoch am Abfalle des Apennin über Berg und Thal fortgehen, habe ich zu einem bedeutenden Theil auf einem Maulthiere umritten. Ich rathe jedem Reisenden, einen solchen Ritt nicht zu versäumen: er gewährt die herrlichsten Aussichten und eine vollständige Kenntniß der Lage Genua's.

Während meiner Anwesenheit zu Genua bot sich mir eine sehr gute Gelegenheit dar, auf ein Paar Wochen Sardinien besuchen zu können. Wollte ich die Zeit meines Urlaubes nicht überschreiten, so hatte ich freilich die Rückreise zu beschleunigen; doch wäre eine Verlängerung desselben mir gewiß nicht versagt, und so bereue ich es denn jetzt (der häuslichen Ruhe und einförmigen Geschäften zurück gegeben), ein Land nicht besucht zu haben, welches noch so unbekannt ist, und von dem ich gewiß manches Interessante hätte berichten können.

Schon damahls sprachen französische Blätter, die

allenthalben Unzufriedenheit wittern, von Unruhen in Sardinien. — Solche waren nicht vorhanden, doch bewirkte eben dieſes Gerücht folgende Mittheilungen über die Verhältniſſe der merkwürdigen und unbekannten Inſel, denen ich hier ein Plätzchen einräumen zu dürfen glaube, wiewohl ſie jetzt auch in öffentliche deutſche Blätter übergegangen ſind. Sardinien verdiente in einem hohen Grade, von einem wiſſenſchaftlich gebildeten Manne von Neuem beſucht zu werden. — „Dieſe Inſel iſt, der Werke Manno's und Marmora's ungeachtet, faſt noch eine terra incognita. Die Einwohnerzahl beläuft ſich auf ungefähr fünfmahlhunderttauſend, könnte aber bei beſſerer Vertheilung des fruchtbaren Bodens um mehr als das Dreifache ſteigen. In den Sitten herrſcht noch das volle Mittelalter, und die vier letzten Jahrhunderte haben daran ſo gut wie nichts ändern können. Da herrſcht noch die alte Gaſtfreundſchaft und Nüchternheit mit viel Ehrgefühl und Nationalſtolz, aber auch die blutige Rachſucht, die Unthätigkeit, der Aberglauben, die blinde Unterwerfung unter die Geiſtlichen des Landes und durch dieſe an die ſavoyiſche Dynaſtie, welche ihre Wichtigkeit recht gut erkennt und danach handelt. In einigen Theilen der Inſel tragen die Einwohner noch Kleider aus Ziegenfellen, und in andern beſteht der alte griechiſche Gebrauch, alte Weiber das Lob Verſtorbener

ſingen zu laſſen. So iſt es auch mit der Sprache. In einigen Gebirgsgegenden hat ſich das Lateiniſche faſt ganz erhalten, größtentheils aber wird ein aus Corſiſchem, Sicilischem und Cataloniſchem gemiſchtes Idiom geſprochen. Wie geſagt, nur in den Städten hat ſich Einiges geändert, im Innern des Landes iſt faſt Alles beim Alten geblieben. Die Einwohner der Hauptſtädte Cagliari und Saſſari ſind in uraltem Haß gegen einander entbrannt, und dieſer hat ſchon blutige Auftritte herbeigeführt. Gleicher Haß ſtellt mehrere Provinzen einander feindlich gegenüber, und würde allein ſchon eine allgemeine inſurrectionelle Bewegung auf der Inſel hindern. Gerade wie in Corſica herrſcht hier auch Familienhaß und Blutrache von Geſchlecht zu Geſchlecht und führt oft gräuelvolle Morde herbei. Die Italiäner vom feſten Lande werden wie Fremde behandelt, ja wie Eindringlinge angeſehen und verfolgt, wenn ſie Stellen verſehen oder ſich ankaufen. Vor Allem wollen die Einwohner Herren auf ihrer Inſel bleiben, und nichts an ihrem bisherigen öffentlichen Zuſtande ändern. Dieſe Iſolirung haben alle bisherigen Regierungen der Inſel begünſtigt, beſonders die ſpaniſche, und durch die Abgeſchnittenheit Sardiniens wird ſie noch mehr befördert und gegen die Einwohner des Feſtlandes herausgeſtellt. Sardinien iſt ſehr gebirgig. Da die Malaria ſtark an

den Küſten herrſcht, ſo ſind dieſe lange nicht ſo bewohnt, als ihre Lage und ihr trefflicher Boden es erwarten lieſſen. Die Küſtenbewohner ſind geſchickte Fiſcher, noch beſſere Jäger. Gegen den Militairdienſt hat der Sardinier entſchiedene Abneigung, und nur um dieſe nach und nach zu überwinden hat die Regierung bei der königlichen Garde ein ſardiniſches Bataillon errichtet. Zwar haben ſie auf ihrer Inſel eine eigene mit den ganz kleinen Landes-Pferden berittene Land-Miliz, ſie verſieht aber nur den Dienſt gegen die Barbaresken, die ehemahls häufig an den Küſten landeten, plünderten und Einwohner wegſchleppten. Zu dieſem Zwecke ſtehen rund umher an der Küſte Signal-Thürme. Vor ungefähr zehn Jahren iſt eine alte römiſche Küſtenſtraße wieder hergeſtellt worden; zwei andere große Straßen theilen kreuzweis die Inſel. Ehemahls hatte Sardinien ungefähr dieſelbe Verfaſſung, wie die kleinen Königreiche in Spanien; drei Stände bewilligten die Steuern, machten Geſetze und Bittſchriften an die Regierung; ſie hießen Stamenti, haben aber nie Großes geleiſtet. Jetzt gehört aller Boden ausſchließlich dem Adel und der Geiſtlichkeit, der Bauer iſt nur Meier, nicht Grund-Eigenthümer. Der Bürgerſtand beſteht hier kaum, wenigſtens hat er lange noch nicht die Wohlhabenheit, die Reichthümer, Kenntniſſe und den Gewerbfleiß erworben,

wodurch er sich in Spanien emancipirt und bedeutendes Gewicht erhalten hat. Der hohe Adel wohnt nur selten im Lande, sondern im Auslande, besonders in Barcelona und in Turin, wie z. B. der Herzog v. Villermosa und der Herzog v. Pasqua. Darin gleicht der sardinische Adel dem irländischen. Die Kloster-Geistlichkeit, der das Volk sehr anhängt, ist äußerst reich, soll aber auch höchst verdorben seyn. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, bat der Turiner Hof den Papst Leo XII., einen außerordentlichen Visitator dahin zu schicken. Dieß geschah; Monsignore Ranalbi wurde nach Sardinien gesendet, starb aber plötzlich da, und auch seine Begleiter waren sämmtlich dem Tode nahe, als sie von den eingemachten Früchten gegessen hatten, welche ihnen am Weihnachts-Abend nach der Landessitte von einem Nonnenkloster waren überschickt worden. Die Weltgeistlichen beginnen gewöhnlich ihre Laufbahn mit dem sonderbaren Verhältniß, daß sie in den Städten Studenten und zugleich in einem adeligen Hause eine Art Domestiken sind. Um sie besser zu beaufsichtigen, hat die sardinische Regierung vor acht Jahren die Zahl der Bisthümer vermehrt. — Sardinien kostet der Regierung mehr, als es ihr einbringt, denn die Abgaben sind sehr gering. Sie versuchte es, die unbebauten Ländereien von Einwohnern der genuesischen Küste colonisiren zu

laſſen; dieß iſt jedoch bisher nicht gelungen, denn die Einwohner widerſtreben allen Neuerungen, beſonders wenn ſie von Nichteingebornen ausgehen, und die Regierung iſt zu vorſichtig, ſie mit Gewalt und Eile einführen zu wollen.« — Um die Verbindung mit Sardinien künftig weniger von Wind und Wetter abhängig zu machen, hatte die Regierung ein Dampfſchiff, die Gulnare, in England bauen laſſen, und eine regelmäßige Verbindung zwiſchen der Inſel und den Staaten des Königs auf dem feſten Lande bewirket. Schon einige Mahle war dieſes Fahrzeug von Genua nach Cagliari abgegangen und entſprach vollkommen ſeinem Zwecke.

Zum Schluß bei dem ſchönen Genua eine recht tüchtige Hyperbel.

Als Frau von Woltmann dieſe Stadt verlaſſen ſollte, ſchrieb ſie: *)

»Bald werde ich das göttliche Genua mit tauſend Thränen verlaſſen. In wenigen Tagen iſt »auch dieſe Blüthe meines Lebens, der hier verfloſ»ſene Zeitraum, verblüht und fällt ab. Müßte ich

*) Deutſche Briefe, I. Thl. (Leipzig, 1834.)

»zugleich vom Meere ſcheiden, hielte ich es nicht aus, »bilde ich mir ein; ich möchte ſagen, ſchmeichele »ich mir; denn was hält man nicht aus, das viel »härter noch iſt; — es iſt eine Schande für »die menſchliche Natur, wie viel ſie ertra»gen kann.« — Eine ſolche Abſurdität würde nie eine Italiänerinn geſagt haben. — Aber auch Frau von W. meinte es nicht ſo: es ſollte nur etwas vorſtellen.

Ich reiſ'te von Genua am 11ten Julius, Morgens um 5 Uhr, mit einem Vetturino ab, welcher für Fuhr und Beköſtigung bis Meiland 45 franzöſiſche Franken empfing, und ſich verpflichtet hatte, in Novi und Pavia Nachtquartier zu halten. Das Transportmittel war ein ſehr bequemer, mit vier tüchtigen Pferden beſpannter Reiſewagen; die Geſellſchaft beſtand aus einem gebildeten genueſiſchen Kaufmann und ſeiner Gemahlinn, die zu ihrem Vergnügen Meiland beſuchten, und einem jungen Manne aus Genf, der von einer Reiſe durch Italien zurückkehrte und welcher nur franzöſiſch ſprach; daher ich wieder, was mir immer äußerſt unangenehm iſt, ſtets abwechſelnd zwei Sprachen ſprechen mußte. Als ich auf der Riviera di Ponente an dem Leuchtethurme vorbeifuhr und zum letzten Mahle das Mittel-

ländiſche Meer erblickte, überlief mich doch ein Gefühl der Wehmuth. Wie manchen Genuß hatte ich an dem Ufer dieſes ſchönen Meers gehabt! — Nun ging es auf einem ſehr wohl unterhaltenen Wege ſofort den Apennin hinan. Die Ausſichten auf die Gebirge und in die Thäler ſind ſehr ſchön, auch findet man hier ſchon Eichenwälder. In den Thälern, in welchen die Ortſchaften liegen, waren die Landleute mit der Erndte beſchäftigt, welche zu Rom bereits bei meiner dortigen Anweſenheit beendet war. — Merklich wurden auch die Tage länger: Alles zum deutlichen Beweiſe, daß es dem vaterländiſchen Norden zugehe. Den Gebirgs-Charakter behält die Gegend bis Novi, wo es ebener wird, denn der Appennin iſt überſtiegen. Wir kamen bei guter Tageszeit hier an und logirten in dem Gaſthofe Europa ſehr gut. Novi hat 8000 Einwohner und beſitzt manchen ſchönen Palaſt, Beſitzthümer genueſiſcher Nobili. In der Nachbarſchaft Novi's war es, wo 1799 der General Joubert in einer entſcheidenden Schlacht das Leben verlor. — Den einſamen Abend verwandte ich dazu, an meine beiden liebenswürdigen Schwiegertöchter, die beide das ſchöne Italien geſehen haben, Briefe zu ſchreiben.

Die Unterhaltung mit meinen Reiſegefährten wäre ziemlich einförmig geweſen, wenn ſie dadurch nicht eine Abwechſelung und Heiterkeit bekommen, daß die Dame,

an deren Seite ich zu ſitzen die Ehre hatte, nach Weiſe der Italiänerinnen, bald offen und zutraulich wurde. Wenn wir nun, welches ein Paar Mahl der Fall war, ein ſchönes Mädchen erblickten, ſo ſagte ſie mir ganz unbefangen: »Ich verſichere Euch, Signor, dieſes Mädchen iſt nichts gegen meine älteſte Tochter. Dieſe iſt ein Engel an Schönheit. Sie iſt ſchlank wie eine Cypreſſe, ihre Haut iſt wie Lilien und Roſen, ihre langen Haare haben die Farbe der Kaſtanien und ſo auch ihre großen und feurigen Augen. Ich wünſchte nichts mehr, als ich könnte ſie Euch zeigen: Ihr habt nie etwas Schöneres geſehen, wie wohl ſie erſt funfzehn Jahre alt iſt.« — »Signora,« antwortete ich da einmahl, vielleicht ein wenig lächelnd, »man braucht nur Euch zu ſehen, um an der Schönheit Eurer Tochter nicht zu zweifeln.« — Dieſes nahm ſie nun leider für Spott und Zweifel, und wurde böſe. »Ich weiß,« ſagte ſie, »wer mich ſieht, glaubt nie, daß ich eine Tochter habe, wie ich ſie ſchildere, und doch iſt es wahr.« — Ich fragte ſie, ob ſie ihre ſchöne Tochter wohl nach dem Norden von Deutſchland verheirathen würde. — »Warum nicht?« antwortete ſie — »wenn es ein reicher und vornehmer Cavalier wäre und ein Chriſtiano (d. h. ein Catholik), der ſie wollte. Sie iſt es werth, eine Dame zu werden.« — Der Mann lachte zu dieſen Unterhaltungen.

Der Hitze wegen fuhren wir am andern Tage (12. Jul.) schon um vier Uhr aus Novi. Wir waren jetzt auf der Nordseite des Apennin und traten in die lombardische fruchtbare, aber etwas langweilige Ebene. Den Mittag brachten wir in dem Flecken Voghera zu. Den Po überschritten wir Nachmittags um fünf Uhr auf einer Schiffsbrücke, (er mag hier fast die Breite des Rheins bei Manheim haben) den Ticino aber auf einer uralten steinernen Bogenbrücke, Abends gegen sieben, womit ich denn wieder auf östreichischem Gebiete angelanget war. — Die Paß- und Doganen-Angelegenheiten hatten uns wohl eine Stunde aufgehalten, obgleich ich — kein Kaufmann — in wenigen Minuten abgefertigt wurde. — In der Nähe der Anstalt war ein Kaffee-Zimmer, in welchem ich die Zeit, während meine Reisegefährten ihre Abfertigung erwarteten, bei Zeitungsblättern und — einem Glase baierischem Biere (welches mir als ausgezeichnete Seltenheit angepriesen wurde) hinbrachte. — Auch zu Livorno hatte man versucht, Bier zu brauen, und ich hatte mich dort schon einmahl an dem vaterländischen Getränke (da mir der Wein auf das Aeußerste zuwider ist) erquicket. Schon war es dunkel, als wir in der weltberühmten Universitäts-Stadt Pavia anlangten. Es war Sonntag und wohl aus dieser Ursache die Lebhaftigkeit in den düstern Straßen

ausgezeichnet. — In der »Croce bianca« fanden wir ein gutes Unterkommen.

Zu Pavia hätte ich nun billig einen ganzen Tag verweilen sollen: aber da die Umstände dieses nicht erlaubten, so benutzte ich am andern Tage (13. Jul.) die drei Stunden von 6 — 9 bestens, die alte Residenz der lombardischen Könige einigermaaßen kennen zu lernen. Von den Kirchen sah ich von Innen allein die des heil. Michael. Sie ist im gothischen Style erbaut und enthält eine bedeutende Menge analoger Sculpturwerke. Die Plätze und Straßen der Stadt fallen ziemlich gut in die Augen und sind schön gepflastert. Auch Pavia hat einen Corso, welcher es ganz von der Brücke über den Ticino bis zur Porta di Milano durchschneidet. Selbst an Palästen fehlt es hier nicht. Mein Cicerone machte mich auf die der Familien Malaspina und Olevanto aufmerksam, welche auch in Rom bemerkenswerth seyn würden. — Ein wahrhaft majestätisches Gebäude ist das Collegio Boromeo, dessen Baumeister Pelegrini war. Man findet in demselben einen herrlichen Saal mit Fresken von Zuccari und Nebbia. — Von der Universität, welche, als von Karl dem Großen gestiftet, sich rühmet, eine der ältesten in Europa zu seyn, habe ich sehr wenig in Erfahrung gebracht. Sie hat jetzt ungefähr tausend Studirende und ist keineswegs,

wie die meiſten Hochſchulen Italiens, in einigen Facultäten ſuspendirt. Gleichwie in den ältern, ſo in den neuſten Zeiten hat ſie Gelehrte vom erſten Range gehabt. Welchem wiſſenſchaftlich gebildeten Manne in Deutſchland wären die Namen Frank, Spallanzani, Volta, Scarpa, Tamburini u. ſ. w. unbekannt? — Die wichtigſten Entdeckungen in der Phyſik, durch welche dieſe erſte der Wiſſenſchaften eben zu ihrer jetzigen Höhe gediehen iſt, gingen von Pavia aus, und nicht genug kann man die öſtreichiſche Regierung loben, daß ſie die größte Sorgfalt auf die Erhaltung eines Inſtitutes richtet, welches nun ſchon ſo viele Jahrhunderte ſeine Lichtſtrahlen über die Erde ausſendet.

Gegen zehn Uhr Morgens verließen wir Pavia. — Die völlig ebene und ſumpfige Gegend mit ihren Reisfeldern und Canälen ähnelt ſehr den Pontiniſchen Sümpfen. Auch hier iſt, wie dort, die Straße vortrefflich. — Wir wichen rechts etwas von dieſer ab, um die weltberühmte Karthauſe (la Certosa di Pavia) in Augenſchein zu nehmen; denn dieſen kleinen Umweg hatte ich dem Vetturin, ſo wie den dreiſtündigen Aufenthalt zu Pavia, zur Bedingung gemacht. Dergleichen verſäume kein Reiſender; ſonſt hält ſich der Vetturin nicht auf, oder läßt ſich den Aufenthalt oder Umweg unverhältnißmäßig theuer bezahlen. — Unſer Vetturin, deſ-

sen Namen ich leider vergessen, war ein Mann, der förmlich Bildung hatte, sehr gut den Cicerone machte, und der, als, nach Beendigung der Reise, er sich zu Meiland einstellte, um die Zahlung zu erhalten, eher einem wohlgenährten genuesischen Banquier, als einem Vetturino, glich.

Die Certosa liegt fünf ital. Meilen von Pavia und funfzehn von Meiland entfernt. Ihre Kirche ist unstreitig eins der merkwürdigsten Gebäude Italiens, und nicht leicht versäumt ein gebildeter Reisender, der nach Meiland kömmt, sie zu besuchen. Ihre unzähligen Sculpturwerke könnten Gelegenheit zu einer mehrere Jahrhunderte umfassenden Kunstgeschichte geben. — Auch dieser unermeßliche Bau hat, wie so manche geistliche Stiftung des Mittelalters, einem Tyrannen und Bösewicht ihren Ursprung zu verdanken, denn mit diesen Namen muß billig Giovanni Galeazzo Visconti, Herr von Pavia, belegt werden, welcher, nachdem er seinen Oheim Barnabo nebst dessen beiden Söhnen in dem Kastelle von Trezzo gefangen gehalten, sie durch Gift aus dem Wege räumte und sich zum einzigen Herrn des ganzen meiländischen Gebietes machte. Dieser, gedrückt von der scheußlichen Blutschuld, um sein Gewissen einigermaaßen zu beschwichtigen, begann den Bau im Jahre 1396, und räumte, nachdem er ihn ei-

nige Jahre fortgeführt, das Ganze den Karthäusern ein, denen er hinlängliche Güter aussetzte, ihnen die Mittel zu verschaffen, den Bau, seinem, im Testamente ausgedrückten Willen gemäß, zu beendigen. — Noch jetzt, da die Karthäuser auch von hier längst vertrieben sind, kann man nicht behaupten, daß der Bau vollkommen beendigt sey; doch wird das Vorhandene ziemlich im baulichen Stande erhalten.

Das mächtige Gebäude der Kirche, denn diese ist es, welche Jeden fast ausschließlich anzieht, obwohl die eigenthümliche Einrichtung einer Karthäuse ebenfalls sehr anziehend, ist von Außen und Innen ganz mit Marmor bedeckt. Es ist schwer zu bestimmen, in welchem Style die Kirche erbaut sey. Obwohl es sehr wahrscheinlich, daß ein Deutscher, Heinrich Zamodia, den Plan entwarf, so kann man die Bauart doch keineswegs altdeutsch oder gothisch nennen: die halbcirkelförmigen Bogen weisen vielmehr auf den byzantinischen Styl hin, der sich vorzüglich an der Vorderseite ausdrückt, welche jedoch erst im Jahre 1473 nach den Rissen des Ambrogio Fossano erbauet wurde. Nichts kann in seiner Art merkwürdiger seyn, als diese über und über, wo es nur irgend die Beschaffenheit des Ortes zuließ, mit Sculpturarbeiten aller Art bedeckte Façade. — Tritt man nun in das Innere und erblickt die bedeu-

tende Ausdehnung der drei Schiffe *), der Nebenflügel und die Kuppel mit Gemählden, Statuen und Basreliefs wie überfüllt, so ergreift Einem von vorn hinein eine Art Sättigung: man überzeugt sich, daß man in einigen Stunden nur das Ganze flüchtig betrachten könne. Doch, was die Sculpturarbeiten anbetrifft, so erkennt man auch bald, daß die meisten mehr mittelalterartig mühsam als im wahrhaft edeln Style großartig gearbeitet seyen. Aber auch jene Mühseligkeit in der Ausführung ist achtbar, und selbst Canova und Thorwaldsen haben ihr bei ihren Besuchen der Certosa volle Anerkennung gezollet.

Es giebt eine eigene Beschreibung des Ganzen, welche hier verkauft wird, die den Titel führt:

Una vista alla Certosa presso Pavia. Milano, 1834. — Mit Abbildungen und Riffen.

Der Weg von der Certosa nach Meiland läuft stets neben Canälen und Reisfeldern hin. Der große Canal zur Linken (il Naviglio) ist schiffbar vom Ticino bis nach Meiland. Man überzeugt sich leicht, daß diese Gegend unmöglich eine gesunde seyn könne, denn, ich muß es wiederholen, sie hat eine bedeutende Aehnlichkeit

*) Die Kirche hat eine Länge von 235 und eine Breite von 105 Fuß.

mit der Ebene der pontinischen Sümpfe. Auch weiß man sehr wohl, was es sagen will, das lombardische Sumpffieber zu bekommen. — Auf der Mitte des Weges zwischen Pavia und Meiland erblickt man das alte Castell Binasco, melancholischen aber mahlerischen Anblicks. Filippo Maria Visconti richtete hier auf die scheußlichste Weise seine Gemahlinn Beatrice Tenda hin, welcher er doch seine Größe zu danken hatte. — Im Mittelalter Italiens reihet sich eine Scheußlichkeit an die andere: um zur Herrschaft zu gelangen oder sich in dieser zu befestigen war Tyrannen, wie die Visconti in Meiland und die Scaliger in Verona waren, kein Verbrechen zu gräßlich.

Der Anblick von Meiland *) aus der Entfernung einer halben deutschen Meile ist einzig in seiner Art. Ich wüßte ihn mit dem Anblicke keiner Stadt zu vergleichen, die ich gesehen. Haben andere Städte, wie z. B. Wien, Straßburg, Magdeburg, auch Thürme, die, über Alles emporragend, die Stadt und ihre Heiligthümer meilenweit ankünden: Hier ist es die ganze

*) Die Niederdeutschen nannten Milano »Miland,« die Oberdeutschen »Meiland,« woraus die unrichtige Schreibweise »Mailand« entstanden ist. — In diesem Buche ist die offenbar richtige Schreibweise »Meiland« befolgt worden.

Masse des schneeweißen, mit unzählbaren Thurmspitzen versehenen Doms, die, gleich einem Naturgebilde, gleich einer mit Eis und Schnee bedeckten Felsengruppe, sich über alles Andere emporhebend, im Hintergrunde den blauen Himmel, sich den staunenden Blicken darstellt. In den Polarmeeren mögen zuweilen Eismassen schwimmen, die, besonders im Mondenschein, aus der Ferne betrachtet, ähnlicher Erscheinung sind. — Aber auch die übrigen hervorragenden Gebäude an Kuppeln und Thürmen künden eine prächtige, nicht von gestern her datirende Hauptstadt an.

Nach Meiland kamen wir Nachmittags noch zu guter Tagszeit, so daß ich in dem Hôtel Reichmann, auf dem Corso della Porta Romana, dem gewöhnlichen Absteige-Quartier der Deutschen — und auch dem meinigen — noch Platz an der Wirthstafel fand, an welcher eine Dame mit gefälligen Formen den Vorsitz führte. — Was hätte mir wünschenswerther seyn können, als hier sofort die persönliche Bekanntschaft eines vortrefflichen Mannes zu machen, mit dem ich schon seit mehreren Jahren im freundschaftlichen Briefwechsel stand, und dem ich, wesentlicher Gefälligkeiten wegen, verpflichtet war, ohne ihn je gesehen zu haben? — Es war dieses der herzoglich braunschweigische Geheime Legationsrath und Kammerherr Baron von Erstenberg zum

Freyenthurm aus Wien, braunschweigischer Gesandter am kaiserlichen Hofe. Er war mit seinem Sohne, einem liebenswürdigen und unterrichteten jungen Manne, der die Laufbahn des Staatsdienstes im östreichischen Staate bereits begonnen, auf einer Reise durch das lombardisch-venezianische Königreich begriffen, um die eigene Gesundheit zu stärken und seinem Sohne diesen höchst interessanten Theil der östreichischen Monarchie kennen zu lehren. Dieser glückliche Zufall war mir schon deßhalb viel werth, da die Kenntnisse des Barons Erstenberg von der Art sind, daß mir dadurch über manchen Gegenstand ein sehr erwünschter Unterricht wurde. Oestreich hat des wahrhaft Großen und Lobenswerthen so Vieles, von dem man im Auslande kaum etwas ahnet, daß einem Fremden kein größeres Glück widerfahren kann, als darüber Aufschlüsse von einem so unterrichteten Staatsmanne zu bekommen, wie Herr von Erstenberg ist. — Noch heiterer und froher würden uns die Tage zu Meiland und bei unserm Ausflügen in die Umgegend jedoch verflossen seyn, wenn der junge Baron Erstenberg nicht auch noch vom Fieber befallen wäre, nachdem er schon an einer Verletzung des Fußes litt, die er sich bei dem Aussteigen aus einem Schiffe zu Venedig zugezogen hatte.

Gewöhnlich ist man der Meinung, in Italien eher

Raub als Diebstahl zu befürchten zu haben, und gewiß ist diese Meinung nicht ohne Grund. Daß man aber auch in Meiland stiehlt, hat Herr von Erstenberg erfahren, denn eben aus dem Wagen steigend, noch auf der Straße, ist ihm seine Chatoulle mit mehrern hundert Gulden gestohlen worden. — In Italiens Gasthöfen ist man, wenigstens nach meiner Erfahrung, völlig sicher. Ich habe meinen Koffer nie verschlossen, und doch fehlte mir bei meiner Rückkehr nichts, als die mir in den Straßen Neapels aus den Taschen gestohlenen Tücher.

Reichmann's Gasthof zu Meiland ist in neuern Zeiten von Reisenden sehr getadelt. Ich habe es darin zwar nicht besser, aber auch nicht schlechter, als in andern größern Gasthöfen Italiens, gefunden. Die Reinlichkeit in den Zimmern war sehr mittelmäßig, die Aufwartung, welche besonders berechnet und bezahlt wird, ziemlich, die Wirthstafel, an der stets eine vorzüglich gute Gesellschaft war, sehr gut, und die Preise waren keinesweges übermäßig. So bezahlte ich für mein Zimmer, z. B., täglich nur einen Gulden. — Dessen ungeachtet würde ich, sollte ich noch einmahl nach Meiland kommen, in einem ganz italiänischen Gasthofe Quartier nehmen. Ist man einmahl in einem fremden Lande, so ist es unterrichtender, unter den Eingebornen zu leben,

als unter Landsleuten, die man, ohne zu reisen, zu Haus haben kann. In dem Albergo Reichmann ist man — etwas mehr Schmutz, zu welchem man sich in Italien nun einmahl fügen muß, abgerechnet — wie in Deutschland.

Meiland, welches ganz, durch Straßen, Plätze, Leben und Treiben, den Anblick einer großen und blühenden Hauptstadt darbietet, zeichnet sich durch Manches vor allen andern Städten Italiens aus. Man erblicket hier nicht nur Paläste, sondern auch breite und freundliche Straßen, welche hier Corsi heißen. Mögen der Corso zu Rom, die Via Toledo zu Neapel auch einzig in Europa seyn: die der Höhe ihrer Paläste und Kirchen angemessene Breite fehlt ihnen. Dagegen haben die Straßen zu Meiland zum Theil eine Breite, die derjenigen der Leipziger Straße zu Berlin wohl nicht nachstehen möchte. Das Pflaster in diesen Straßen kann aber gar nicht schöner seyn und bietet den vollständigsten Contrast gegen das Straßenpflaster zu Paris, dessen Mitte in der Regel durch eine scheußliche Gosse, wie kaum noch in den schmutzigsten Landstädten Deutschlands zu schauen, verunstaltet wird. Die Straßen zu Meiland haben nicht nur an beiden Seiten sehr breite

mit flachen Steinen, gleich dem schönsten Corridor, gepflasterte Fußsteige, sondern auch in der Mitte vier auf eine gleiche Art mit flachen Steinen belegte parallele Fahrbahnen, auf welchen die Räder der Fuhrwerke, wie auf Eisenschienen hinrollen. Und alles dieses ist — o, Wunder in Italien! — völlig rein. — Auch Bettler sieht man selten; scheußliche Krüppel nie. — Die Lebhaftigkeit zu Meiland ist aber größer, als die zu Berlin auf der Leipziger- oder Friedrichsstraße, und erreicht fast die zu Wien auf dem Graben. — Wohlstand strahlt von allen Seiten entgegen: man erkennet bei dem ersten Blicke, daß Meiland, indem es der östreichischen Monarchie zurückgegeben wurde, wahrlich nicht verloren hat. — Die Umtriebe, welche auch hier Statt gefunden, entstanden in jungen und exaltirten Köpfen, ungefähr so wie in unserm deutschen Vaterlande, und haben niemahls irgend eine Sympathie in der Masse des Volkes gefunden. Dieses erkennet zu sehr, daß es sich unter der östreichischen Herrschaft gut befindet, daß es erst jetzt vor Willkürlichkeit gesichert ist, der Niemand irgendwo mehr als in Frankreich ausgesetzt, und daß bei ihm Handel und Wandel immer mehr emporblühet. — Auch der Buchhandel hat zu Meiland schon ein ganz anderes Ansehn, als in dem übrigen Italien und selbst zu Florenz. Die in der »Bibliografia italiana, ossia elenco

generale delle opere d'ogni specie e d'ogni lingua stampate in Italia e delle italiane publicate all' esterno« (Milano, presso Ant. Fort. stella e figlj. 1835), welche Zeitschrift monatlich herauskömmt, angekündigten Werke, kann man, nebst den ältern classischen Schriften, in den Sortiments-Handlungen Meilands in der Regel auf der Stelle erhalten. Wahrhaftig großartig aber sind die Unternehmungen der Buchhändler Epimaco und Pasquale Artaria, durch welche man, da sie mit den Handlungen Artaria und Fontaine zu Mannheim und Artaria und Comp. zu Wien in genauer Verbindung stehen, mit Leichtigkeit in Deutschland, indem man sich an diese letzten wendet, alle Gegenstände der italiänischen Literatur und vorzüglich Kupferwerke und Karten beziehen kann. Ich habe in dem Laden der Herren Artaria (Contrada di S. Margherita) sehr angenehme Stunden nützlich zugebracht, und lade jeden meiner Leser, der nach Meiland kommen wird, ein, sich diesen Genuß zu verschaffen. Meiland hat einen Bazar, der etwas ganz anderes ist, als der Bazar zu München, und der, wenn er mehr in der Mitte der Stadt angelegt wäre, mit der Galerie des Palais royal zu Paris verglichen werden könnte. Es ist dieses die Galleria de' Cristoforis. Dieser breite, prächtige Gang, welcher sein Licht durch das ganz von Glas verfertigte Dach empfängt, verbindet die

Straßen Corsia de' Servi und Corsia del Monte. Er enthält an beiden Seiten Kaufläden und bietet zu jeder Jahreszeit und bei jeder Witterung einen Spaziergang dar, wie man ihn, außer dem Palais royal, wohl nicht in Europa findet. Dieses großartige Gebäude ist durch ein Privatunternehmen entstanden. Es ließen es die Gebrüder de' Christoforis an der Stelle errichten, welche bisher der Palazzo Serbelloni einnahm. — Man behauptet allgemein, daß das Unternehmen noch mehr seinem Zwecke entsprochen haben würde, wenn es möglich gewesen wäre, es in der Nähe des Domplatzes auszuführen. In der That muß man erstaunen, zwischen den Prachtgewölben der Gallerie auch ein Paar Bäckerläden zu finden, welches von keiner großen Concurrenz der Miether zeugt.

Der Dom zu Meiland ist unstreitig, nächst der St. Peterskirche zu Rom, das merkwürdigste Gebäude in Italien. Ja, auf der ganzen Erde ist kein gothisches Gebäude von seiner Größe und Pracht. Der Kaiser Joseph II. rief einst, entzückt über seinen Anblick, aus: Er glaube ein Gebirge von Gold in Marmor verwandelt zu sehen; und in der That, die kunstreich durchbrochenen Spitzen des Doms scheinen oftmahls eher Ar-

beiten eines Goldschmids, als eines Steinmetzen, zu seyn.

Der schon bei der Certosa von Pavia erwähnte Herzog von Meiland Giovanni Galeazzo Visconti begann den Bau im Jahre 1386, und es ist jetzt wohl keinem Zweifel mehr unterworfen, daß es ein Deutscher war, Heinrich Arler von Gemünd, den die Italiäner Gamodia nennen, der den Plan zu dem Gebäude, welches man ein marmornes Gedicht zu nennen versucht werden könnte, entwarf, und auch rüstig zu seiner Ausführung schritt.

Der Dom zu Meiland ist ganz und gar von weissem polirten Marmor, welcher am Lago maggiore gebrochen wird. Selbst das Dach ist von diesem edeln Stoffe: hier schaut man weder Holz, noch Ziegel, noch Blei, noch Kupfer. Eben dieses Dach setzet den Beschauer fast am meisten in Erstaunen: denn hier auf geschliffenem Marmor zwischen einem Walde von kunstreichen Spitzen wandelnd, und von einer Plateforme auf die andere emporsteigend, erkennet man erst die Unermeßlichkeit und Kühnheit des Ganzen. — Man baute seit Jahrhunderten an diesem Dome, und auch jetzt ist er noch bei weitem nicht vollendet. Doch, Dank einer kunstliebenden und das Große befördernden Regierung, das herrliche Werk macht sehr bedeutende Fortschritte,

und es ist Hoffnung vorhanden, daß der kühne Bau zu Ende gebracht werde. — Aber wie es das Schicksal von Werken der Sterblichen ist, daß sie sich nur der Vollkommenheit nähern, nie dieselbe erreichen können: so hat der majestätische Dom auch einen großen und wesentlichen Mangel, der jetzt schwerlich eine Abhülfe empfangen wird, obwohl dieses, freilich bei sehr großem Aufwande, noch möglich seyn würde. — Der heilige Erzbischof Carlo Boromeo († 3. Nov. 1584) übertrug dem Architecten Pellegrini die Vollendung der Façade. Dieser, befangen in den damahls herrschenden Ansichten, daß der gothische Styl ein barbarischer sey *), (obwohl dieser, der sich so ganz für christliche Kirchen paßt, dem griechisch-römischen eben so entgegengesetzt werden kann, als die romantische Poesie der classischen), konnte sich nicht entschließen, einer gothischen Kirche eine gothische Façade zu geben, und kam daher auf den unglücklichen Einfall, diese in dem modern-griechischen Style, in welchem die Mehrheit der Kirchen zu Rom erbauet worden, herzustellen. Er hatte schon gute Fortschritte gemacht, als die

*) Hat man doch noch am Ende des vorigen Jahrhunderts an die gothische St. Catharinen-Kirche zu Braunschweig ionische Portale gebaut! — Und wie harmoniren die neuern Altäre zu den alten Kirchen?!

in Meiland ausgebrochene Peſt ſeine Arbeiten unterbrach. Jetzt lag der Bau bis zur Zeit des Cardinals Federico Boromeo. Dieſer, von einem beſſern Geſchmacke als ſein heiliger Vorfahr geleitet, lud die berühmteſten Baumeiſter ſeiner Zeit ein, ihm Entwürfe zu einer dem Ganzen analogen Vorderſeite einzuſenden. Dieß geſchah von vielen Seiten: man wählte und wählte, billigte und verwarf; wie es denn auch gewiß hart erſcheinen mußte, in ihrer Art herrliche Kunſtwerke zu vernichten und, freilich zum Triumph einer ſchönen Idee, nicht zu berechnende Summen zu einer Abänderung — die Mancher wohl nicht für nothwendig erkennen mochte — aufzuwenden. — So kam es denn, daß der unglücklichſte aller denklichen Entwürfe, nämlich der des Carlo Buzzi (1646) Eingang fand, nach welchem die beiden ſich völlig widerſtrebenden, ja einander aufhebenden Bauſtyle in der Façade vereinigt werden ſollten. Man ließ alſo das von Pellegrini Vollendete ſtehen, und errichtete die beiden, allerdings prächtigen gothiſchen Doppelpfeiler zu den Seiten des Haupteinganges. So ſtanden die Sachen im Jahre 1790, als man, ſich überzeugend, daß dieſer Geſchmackloſigkeit, welche das ganze Gebäude verſchimpfte, abgeholfen werden müſſe, zu einem ſehr bedeutenden Theile das Werk Pellegrini's aufopferte. Doch war die Maaßregel wiederum keine durchgreifende. Die

zu den fünf Schiffen der Kirche führenden fünf Thüren, und die über solchen befindlichen fünf prachtvollen Fenster sind mit Sculpturarbeiten von ausgezeichneter Schönheit versehen. Diese großen Kunstwerke zu zerstören, konnte man sich nicht entschließen: man ließ daher griechisch-römische Thüren und Fenster an einer übrigens gothischen Façade. So erscheinet der Dom denn auch noch jetzt. Daß eine auffallende Disharmonie hierdurch, schon beim ersten Anblicke, erschiene, kann ich eben nicht sagen. So wie der Geist aber zu reflectiren beginnt, stellt sie sich dar, und mir wenigstens hat es nicht gelingen wollen, sie mir auszureden.

Der Kaiser Napoleon hat das Verdienst, der Vollendung des Doms einen großen Ernst gewidmet zu haben. Er wies dazu fünf Millionen meiländischer Livres an, und das Werk schritt nun wiederum rasch vorwärts. Längst ist diese ungeheure Summe aufgewandt, aber die Arbeiten sind keinesweges unterbrochen, vielmehr arbeitet man jetzt ernstlicher, als je, so wohl an der Herstellung des durch die Zeit Verletzten, als an der Beendigung des Ganzen. Eine Unzahl noch fehlender Spitzen und Statuen ist bereits aufgestellt, und jährlich wird noch eine Menge derselben vollendet. Schon zieren den Dom über zweitausend und dreihundert Statuen, und ihre Zahl wird sich zu dreitausend fünf-

hundert erheben, wenn er vollendet seyn wird. Der Baumeister, welcher jetzt dem großen Werke der Vollendung vorsteht, ist Pietro Pestagalli. — Aber wie Vieles fehlet noch an dieser, wenn man die Façade auch in ihrem jetzigen Zustande lassen will! — Die Hauptspitze, welche jetzt als der Thurm erscheint, verlangt, nach dem ursprünglichen Plane, noch drei gleiche. Der Hauptthurm fehlt ganz. Das Marmor-Gebäude, ohne alle Verzierungen, auf der obersten Plateforme des Daches, in welchem jetzt die Glocken hängen, ist so provisorisch, daß man es auf den Abbildungen des Domes, als störend, sogar ganz weg läßt. — Auch im Innern der Kirche wird beharrlich an Herstellung und Vollendung gebaut. So werden z. B. jetzt alle Fenster mit herrlichen Glasgemählden versehen.

Ich enthalte mich billig einer Schilderung des Doms in seinen Einzelnheiten; ich würde hundertfach Gesagtes nur wiederholen müssen. Es giebt davon eine erschöpfende Beschreibung, welche den Titel führt: Descrizione storico-critica del Duomo di Milano, e degli oggetti d'arte che lo adornano. (Meiland, bei Artaria, 4°, mit 63 Kupfertafeln.)

Der Eindruck, den der Anblick des Innern auf den Eintretenden macht, ist unaussprechlich. Die vier Reihen schlanker, wie zum Himmel emporstrebender Säulen bil-

den eine Perſpective, deren Dimenſionen noch unendlich größer erſcheinen, als ſie wirklich ſind. Hier das Hauptverdienſt der altdeutſchen Architectur gegen die antike. Der Geiſt wird emporgetragen, und man glaubt das Unermeßliche zu ſchauen.

Sechs Tage war ich nur zu Meiland, aber ich bin gewiß dreißig Mahl im Dome geweſen, der den ganzen Tag über offen ſteht. Man kann ſich an dem Anblicke ſeines Innern nicht ſättigen. — Ich fordere jeden meiner geneigten Leſer auf, ſich den Genuß nicht zu verſagen, die geiſtreichen Betrachtungen zu leſen, welche der Doctor Wolffgang Menzel in ſeiner Reiſe nach Italien über den Dom zu Meiland anſtellt *). Auch nur mich angehende Nebenumſtände, die mir jedoch zu erwähnen erlaubt ſeyn wird, machten mir den herrlichen Dom theuer, ſo wie mir auf gleiche Weiſe die Baſilica des heil. Marcus zu Venedig theuer geworden. — Wenn hier ſo oft mein älteſter Sohn (Friedrich) mit ſeiner geiſtreichen Gattinn vor einem Jahre für ihr ganzes Leben Stoff für Bilder der Phantaſie geſammelt, ſo hatten im Dome zu Meiland mir nicht weniger theure Weſen vor noch nicht gar langer Zeit, bewundernd und durch das in ſeiner Art einzige Bau-

*) Seite 19 ff.

werk erhoben, ſchöne Stunden, zugebracht. Hier war ſo oft meine Schwiegertochter Leopoldine, die Frau meines zweiten Sohnes Hermann, die durch ihre Liebenswürdigkeit nicht weniger, als die erſte, zu dem Glücke meines Lebens beiträgt, als ſie mit ihren Aeltern auf einer Reiſe durch Frankreich und Italien den herrlichen Dom vor allem übrigen Geſchauten, vielleicht zu parteiiſch, den Preis zuerkannte. Hier war noch vor Kurzem meine, von mir ſo hoch geehrte Schwiegerinn Philippine, die ich in den Jahren heiterer Jugend als Olympia beſungen, mit meinem alten Freunde und Schwager, dem Grafen von Veltheim-Harbke, und ſeiner Gattinn, der Schweſter meiner Frau. — Ja Philippine hatte hier ein kleines Abenteuer, denn als ſie einſt auf dem Marmordache des Domes, von der reizenden Ausſicht bis hin zu den Alpen hingeriſſen, gezögert hatte, ſo war ſie längere Zeit nicht im Stande, durch den Wald der Marmor-Thürmchen und Spitzen den Rückweg zur Treppe zu finden, und hätte gar füglich dort oben eingeſchloſſen werden können, da die Begleitenden, von denen ſie abgekommen, muthmaaßen konnten, ſie habe den Rückweg ſchon angetreten.

Der Palazzo di Brera, ehemahls den Jesuiten gehörig, ist eins der berühmtesten und merkwürdigsten Gebäude Meilands. Die äußere Architectur desselben ist einfach, die innere Einrichtung zweckmäßig und prächtig. Den Hof umgiebt in zwei Stockwerken ein Portikus und dem Haupteingange gegenüber bildet die sehr schön angelegte Doppeltreppe eine mahlerische Perspective. In diesem Palaste sind mehrere wissenschaftliche und Kunst-Anstalten vereinigt. Hier ist das Local des Institutes der Wissenschaften, und das der Academie der schönen Künste, hier befinden sich Sammlungen von Gemählden und Abgüssen von Antiken, ein Münz- und Medaillen-Cabinet u. s. w., hier ist die berühmte öffentliche Bibliothek, die Sternwarte, der botanische Garten, die Zeichen-, Mahler- und Kupferstecher-Schule und ein Gymnasium. — Alle diese wichtigen Institute werden mit der größten Liberalität erhalten. Vorzüglich verdient die sehr reiche Gemählde-sammlung die Aufmerksamkeit jedes Kunstfreundes; denn hier vereinte die Regierung des ehemahligen Königreichs Italien die Gemählde-Schätze der aufgehobenen Klöster. Hier bewundert man das berühmte Bild Raphael's, die Hochzeit der heiligen Jungfrau, und die durch Kupferstiche hinlänglich bekannte Verstoßung der Hagar durch Abraham

von Guercino. Der tiefste, sich ergebende Schmerz ist in Hagar's Zügen ausgedrückt, vor welcher Abraham in dem Costüme und mit dem harten Ernste eines Türken steht. Die Bibliothek hat über hunderttausend Bände und ist reich an wichtigen Handschriften. — Alles dieses wird dem Fremden mit der größten Bereitwilligkeit gezeigt.

Die Ambrosianische Bibliothek, wenn gleich nicht so zahlreich an gedruckten Büchern, als die des Palazzo di Brera, ist bei weitem reicher an Handschriften als diese, und hat, durch die hier in den neuesten Zeiten gemachten wichtigen Auffindungen in Palimpsesten, die Aufmerksamkeit der Gelehrten Europa's in hohem Grade auf sich gezogen. Es wurde mir hier der berühmte Codex des Virgil mit eigenhändigen Anmerkungen Petrarca's, und eine ziemlich schwer zu lesende Handschrift der Iliade von einem der Herren Custoden gezeigt. Da mich nun eine gütige Natur mit einem vorzüglichen Wortgedächtniß begabt hat, so daß ich viele Tausende von Versen der alten Dichter, und z. B. die sämmtlichen Oden des Horaz, auswendig weiß, (welches ich um so mehr, ohne in den Verdacht der Ruhmredigkeit zu verfallen, anführen darf, da ein ausgezeichnetes Gedächtniß der Beweis eines beschränkten Verstandes seyn soll): so war es mir ein Leichtes, sowohl in dem Virgil als

in dem Homer, mehrere Stellen ſofort vom Blatte, als wäre es gedruckte Schrift, wegzuleſen, wodurch ich mir denn bei dem mich begleitenden Gelehrten einiges Anſehen erwarb. Mit ganz ausgezeichnetem Wohlwollen wurde ich aber behandelt, wie ich mich als den Ueberſetzer und Commentator der geologiſchen Inſtitutionen Breislak's zu erkennen gab, welchen vorzüglichen Geologen, der zuerſt in Europa kräftig der Waſſer-Theorie entgegentrat, nicht mehr unter den Lebenden zu Meiland vorzufinden, mich während der ganzen Zeit meines Aufenthalts in dieſer Stadt mit Kummer erfüllte. — Auch Werke von Leonardo da Vinci ſind hier in der Handſchrift vorhanden. — Unter den Gemählden der Ambroſianiſchen Bibliothek bewundert man Bilder von Leonardo, Michel Angelo, Albrecht Dürer, Andrea del Sarto, Tiziano u. ſ. w. — Vorzüglich merkwürdig iſt aber der Original-Carton Raphaels von der Schule von Athen. In einem Saale des Erdgeſchoſſes iſt das berühmte Fresco-Gemählde des Bernardino Luini von 1521, die Dornenkrönung des Heilandes vorſtellend. — Gewiß iſt aus Allem dieſen, daß allein der Palazzo di Brera und die Ambroſianiſchen Sammlungen einen Gelehrten und Kunſtfreund Jahre lang in Meiland beſchäftigen könnten.

Eine vorzügliche Zierde Mailands sind seine größten Theils außerordentlich schönen Thore. Ich möchte fast behaupten, daß in dieser Beziehung sich schwerlich irgend eine Stadt in Europa mit Mailand messen kann. Sie sind in edelem antiken Style errichtet. Ich nenne hier die Porta orientale, P. nuova, P. Comasina, P. Vercellina, P. Ticinese und P. Romana, welche ich sämmtlich sah. Jede hat ihre eigenthümlichen Schönheiten. Alle diese Bauwerke werden aber unendlich von dem Arco del Sempione oder della Pace übertroffen werden, welcher sich seiner Vollendung sehr nahet. — Als das Riesen-Unternehmen des Kaisers Napoleon, die Straße über den Simplon, beendet war, so hielt er es für angemessen, in der Hauptstadt des Königreichs Italien einen majestätischen, der Straße würdigen Eingang zu derselben bauen zu lassen; der denn freilich zu gleicher Zeit einen Triumphbogen für ihn selbst darstellte. Der berühmte Architect Luigi Cagnola wurde mit diesem Werke beauftragt, und schon erhob es sich bis zu ungefähr einem Drittel seiner Höhe, als das Kriegesglück von dem großen Imperator wich. — Saarum legum auctor idem ac subversor, quae armis tuebatur, armis amisit *). — Oestreichs Stern stieg im neuen

*) Tacit. Annal. III. 28.

Glanze auf, und die Lombardei wurde seinem frühern Herrscher zurückgegeben. Dieses hinderte nicht, daß der Bau des schönen und großen Werkes mit Ernst fortgesetzt wurde; und jetzt ist ein Triumphbogen fast vollendet, der seines Gleichen nicht in der Welt hat, und selbst die antiken Bogen zu Rom an majestätischer Schönheit übertrifft. Er ist ganz von weißem Marmor, welcher zu Baveno am Lago maggiore gebrochen wird, und besteht, gleich den Triumphbogen der Alten, aus einem großen Mittel- und zwei kleinern Neben-Thoren. Die Ordnung seiner Säulen ist die corinthische und die angebrachten Sculptur-Werke sind in jeder Hinsicht vortrefflich. Als Verfertiger derselben nennt man Marchesi, Pacetti, Monti, Pizzi und andere große Meister. Der Professor Domenico Moglia dirigirt den Theil der Verzierungen. Die obere Fläche des herrlichen, ja einzigen Werkes wird ein Sechsgespann von Bronze und jede Ecke eine ebenfalls bronzene Reiterstatue zieren. Diese Kunstwerke sind von Sangiorgio modellirt und in der berühmten Fabrik der Brüder Manfredini gegossen. Mehrere der colossalen Pferde, die ich dem Wenigen, was uns in dieser Art aus dem Alterthume übrig geblieben und welches ich sämmtlich gesehen, unbedenklich vorziehe, standen bereits am Fuße des Monuments, um nächstens emporgehoben zu werden. Es ist nicht zu

zweifeln, daß dieſes in wenigen Jahren vollendet ſeyn wird, und dann mag ſich Meiland rühmen, nicht nur das erſte gothiſche Bauwerk der Erde, ſondern auch einen Triumphbogen zu beſitzen, der uns tröſten kann, daß die Bogen, welche uns aus dem Alterthume übrig blieben, in einem ſo verſtümmelten Zuſtande auf uns kamen.

Die vielfachen Verwüſtungen, ja gänzliche Zerſtörung, denen Meiland unterlag, haben bewirket, daß aus den Zeiten der Römer nur die Reſte eines einzigen bedeutenden Baumonuments übrig geblieben ſind. — Es ſind dieſes ſechzehn corinthiſche Säulen von weißem Marmor, von einer bedeutenden Dimenſion, welche in einer Reihe vor der Kirche S. Lorenzo auf dem Corſo della Porta ticineſe zu ſchauen ſind. So ſehr ſie die Zeit und auch wohl Feuersbrünſte beſchädigt haben, gewähren ſie doch noch jetzt einen impoſanten und mahleriſchen Anblick, und zeigen, daß Meiland auch zu den Zeiten der Römer bedeutende Bauwerke beſaß. Man hat Gründe, dafür zu halten, daß dieſe Säulen zu dem Veſtibulum der dem Hercules geweiheten Bäder gehörten, die zu Mediolanum von dem Imperator Maximianus Herculius, welcher bekanntlich im J. 286

nach Chr. Mitregent des Diocletian wurde, errichtet seyn sollen. — Ist dieses auch nur Vermuthung, so leidet es doch nicht den geringsten Zweifel, daß die Säulen aus den Zeiten der Römerherrschaft herstammen, und nichts würde mehr zu beklagen seyn, als wenn die Meinung derjenigen Eingang fände, welche dafür achten, diese Ruine sey zu nichts nützlich und verenge nur eine der lebhaftesten Straßen der Stadt: daher es denn das Gerathenste sey, ein solches Hinderniß wegzuräumen. — Diese Säulenreihe würde selbst zu Rom zu den bedeutendern antiken Monumenten gehören, und gewiß dort Gegenstand der sorgfältigsten Erhaltung seyn. Die meiländischen Behörden werden den römischen sicher an Kunstsinn nicht nachstehen wollen.

Meiland hat auch ein Amphitheater, und zwar ein modernes, welches, bei einer Länge von 750 und einer Breite von 375 Fuß, 30,000 Zuschauer zu fassen im Stande ist, und dessen Arena, um als Naumachie zu dienen, unter Wasser gesetzt werden kann. Es wurde dieses Bauwerk, (welches unweit des Arco della Pace an dem Waffenplatze liegt) unter der Direction des Cav. Canonica von der ehemahligen italiänischen Regierung errichtet. — Ich gestehe offen, daß es mir, so groß es

auch ist, und so prächtig es sich auf den Kupferstichen ausnimmt, doch nur als eine ärmliche Nachahmung der Circusse und Amphitheater der Alten erschien: — denn die Stufen (Sitze der Zuschauer) sind an demselben, mit Ausnahme der für die ausgezeichneten Personen — Auctoritäten u. s. w. — bestimmten, von Rasen. Dabei ist das Ganze ein Mittelding zwischen einem Circus und einem Amphitheater, welches sich jedoch, nach seiner verhältnißmäßig großen Länge und geringen Höhe des amphitheatralisch sich erhebenden Gebäudekörpers, mehr zu einem Circus, als zu einem Amphitheater, hinneigt. — Das Hauptthor und das Thor, welches zum Eingange desjenigen Theiles des Ganzen dienet, dem man den Namen Pulvinare gegeben, sind unstreitig lobenswerthe Werke, die der modernen Architectur zu aller Ehre gereichen. Beide sind von rothem Granit und haben etwas Großartiges. Das erst gedachte Thor ist in dorischem Style ausgeführt, hat einen vortrefflich gearbeiteten Fries und an dem Fronton sehr schätzbare Basreliefs von weißem Marmor. Das Pulvinare ist gleichsam ein Gebäude für sich, mit schönen Zimmern und einem prächtigen Saale. Es wird durch eine Reihe corinthischer Säulen von rothem Granit, nach der Arena zu, getragen. Die Zuschauer-Sitze an diesem Gebäude sind ebenfalls von rothem Granit, und machen

gleichsam so recht auf das Aermliche der übrigen Gebäuden aufmerksam. — Gewiß ist dessenungeachtet das Ganze ein ausgezeichnetes Werk der neuern Baukunst; aber mit ähnlichen Werken der Alten ist es nicht zu vergleichen.

Mailand hat sieben Theater, von denen ich jedoch nichts zu berichten im Stande bin, da ich keiner Vorstellung beigewohnt habe, obwohl die Gemahlinn des Ritters Carresani-Landfeld (k. k. Hofraths und General-Polizei-Directors) eine Gräfinn Maczani, welcher ich von ihrer Freundinn der Gräfinn Veterani empfohlen war, mich auf das gütigste einlud, ihre Logen in den hiesigen Theatern zu besuchen. Gewohnt, die spätern Abende einsam zuzubringen, und dann auf Reisen mein Tagebuch zu ordnen, habe ich mich in Italien nur höchst selten entschlossen, eine Nacht im Theater zu verbringen. Das nächtliche Leben ist selbst in diesem Theile Italiens so gewöhnlich, daß ich von einem Hause in Mailand, an welches ich empfohlen war, eine Einladung um zehn Uhr Abends in einer Assemblée zu erscheinen empfing; und doch begannen hier schon einiger Maaßen deutsche Sitten. ....

In dem weltberühmten teatro della Scala

wurde während meiner Anwesenheit zu Meiland nicht gespielt; sonst würde ich mit diesem gewiß eben so eine Ausnahme gemacht haben, wie ich sie zu Neapel mit dem teatro S. Carlo machte. Doch habe ich das Haus auch von Innen, freilich nur sehr kärglich erleuchtet, gesehen.

Dieses berühmte Gebäude wurde im Jahre 1778 von dem gepriesenen Architecten Piermarini erbaut. Es hat von Außen ganz das Ansehn eines prächtigen Palastes. Die Façade hat im Erdgeschosse einen Porticus, der eine große Terrasse trägt. Das erste (nach norddeutscher Art zu reden, das zweite) Geschoß ist zwischen den Fenstern mit Halbsäulen von zusammengesetzter Ordnung geziert, die eine Attike und ein Fronton tragen, in welchem Apollo auf seinem Sonnenwagen, gefolgt von der Nacht, die ihn zurückzuhalten strebt, in einem colossalen Basrelief zu schauen ist. — Gewiß mag dem Italiäner der Sonnenaufgang zuweilen unerwünscht kommen.

Das Innere ist prachtvoll und zweckmäßig. Der Saal, von einer gefälligen elliptischen Form, hat sechs Logen-Reihen, und kann 3600 Zuschauer fassen. So zweifle ich denn nicht daran, daß, nächst dem teatro S. Carlo zu Neapel, das della Scala das größeste und schönste in Europa sey, wie man allgemein behauptet.

Der königliche Palaſt, welcher einen Theil des Domplatzes einnimmt, ſteht auf derſelben Stelle, wo ſich das Schloß der alten Herzoge von Meiland erhob, von welchem jedoch, außer einem ganz mahleriſchen Thurme, keine Spur mehr vorhanden iſt. Es beſteht dieſe Königsburg aus einem Hauptgebäude und zwei, rechte Winkel mit dieſem bildenden Flügeln. Sie iſt von einer einfachen, nicht bedeutend in die Augen fallenden Architectur. Ihr Baumeiſter war ebenfalls Piermarini. Doch bei aller äußern Einfachheit iſt ſie im Innern prächtig, und hat einen impoſanten, in corinthiſchem Style erbauten, mit Statuen und Basreliefs würdig ausgeſchmückten Saal. Die Treppe iſt eine der ſchönſten in Italien. Das Merkwürdigſte im Schloſſe ſind unſtreitig die Fresken des Ritters Andrea Appiani, eines erſt vor wenigen Jahren geſtorbenen Künſtlers. In dieſem Palaſte iſt die Reſidenz des Erzherzogs Vicekönigs, eines Fürſten, der im hohen Grade der allgemeinen Liebe genießt.

Die Kirchen in Meiland, außer dem Dome, ſind mit denen in Venedig nicht zu vergleichen. Ich ſah folgende: S. Maria preſſo S. Celſo, S. Ambroſio, S. Eufemia, S. Vittore und S. Maria delle Grazie,

und wüßte von allen wenig zu berichten. Das zu dieser zuletzt genannten Kirche ehemahls gehörige Kloster dient jetzt zur Kaserne. Sorgfältig wird jedoch das ehemahlige Refectorium der Mönche verschlossen gehalten, in welchem sich die Ueberreste des weltberühmten Abendmahls Leonardo's da Vinci befinden. Freilich in einem kläglichen Zustande, doch noch immer in einem solchen, daß man nicht nur die ganze Handlung, sondern auch die Charaktere der Köpfe sehr gut erkennen kann. Auch die Farben sind keinesweges gänzlich verblichen. Einige der Fresken der Logen des Vaticans befinden sich in keinem bessern Zustande.

Man hat bekanntlich bereits vortreffliche Copien von diesem Werke, welches, in seinem Wesentlichsten, Raphael Morghen durch seinen Griffel verewigt hat; dennoch aber wäre es eines großen Mahlers würdig, mit Benutzung der vorhandenen Hülfsmittel, das Ganze in seiner ursprünglichen Größe in einem Oelgemählde noch einmahl darzustellen.

Wenn ich von Mailand aus den Lago maggiore nicht besuchte, wenn ich überhaupt die nördliche Umgegend dieser Metropole vernachlässigt zu haben scheine, so war hieran ein fieberhafter Zustand schuld, in dem

ich mich während meines Aufenthalts in Meiland befand, und der mir die zu Ausflügen nöthige Heiterkeit raubte. Die Hitze war jetzt bedeutend geworden, und so mochte auf meine sonst so feste Gesundheit wohl die lombardische Sumpf-Atmosphäre etwas einwirken. Doch habe ich die nächste Umgebung der Stadt, ihre schönen öffentlichen Promenaden und mehrere Villen mit dem Baron Erstenberg im Wagen besucht. So hörten wir auch in der ehemahligen Villa Simonetta das famose Echo, welches einen Pistolenschuß unzählige Mahle gleichsam vibrirend wiederholt. Die Villa selbst ist in einem höchst kläglichen Zustande.

Ich kann Meiland nicht verlassen, ohne eines sehr liebenswürdigen Mannes zu gedenken, dessen offenes und freundschaftliches Wesen so ganz mit meiner eigenen Natur sympathisirte. Es ist dieses der practische Arzt Ramondini. Ich machte seine Bekanntschaft an unserer Wirthstafel, an der er gewöhnlich zu speisen pflegt. Mit welcher Klarheit mußte er sich über physiologische Gegenstände auszudrücken, und wie treffend war sein Urtheil über die heillose Homöopathie, die jedoch in Italien nie den Beifall gefunden hat, den sie in Deutschland findet, und deren Ausübung in den

kaiſerlichen Staaten durch ein Geſetz verboten iſt. So gering mein Zutrauen zu den Wirkungen der practiſchen Medicin, im Allgemeinen, auch ſeyn mag: einem Arzte wie Ramondini würde ich mich unbedingt anvertrauen. — Ueber meine eigene Unpäßlichkeit ſprach ich wohl mit ihm; aber ich habe die Natur allein ſchalten laſſen, und wurde bald hergeſtellt. Nach Hahnemanns beſtimmter Aeußerung heilt die Natur allein nie!! —

Ich habe zu Verona, Venedig, Padua, Rom und Meiland mehrere Geiſtliche kennen gelernt, und ſchnell zu Jedem eine wahre Zuneigung gewonnen. Welch ein würdiger, welch ein edeler Anſtand! — Nichts characteriſirt aber einen italiäniſchen Geiſtlichen beſſer, als folgende Worte des Dichters Alphonſe de Lamartine in ſeinen Souvenirs pendant un voyage en Orient, welche Worte er in Beziehung auf dem Abbate Vollanti zu La Vallette niederſchrieb: »Il y a en lui, comme dans »tous les ecclésiastiques distingués que j'ai rencon»trés en Italie, quelque chose de triste, d'indifférent »et de résigné, qui tient de la noble et digne ré»signation d'un pouvoir déchu.« — Doch glaube ich nicht, daß die Urſache dieſer Art von Trauer, die in dem Blicke vorzüglich junger italiäniſcher Geiſtlichen nicht zu

verkennen iſt, richtig angegeben ſey. — Diejenigen, welche ich habe kennen gelernt, dachten gewiß an kein „pouvoir déchu.“ Waren ſie aber auch von der Wahrheit der Dogmen ihrer Religion überzeugt: hinderte dieſes, daß ſie zugleich die Ueberzeugung hegten, von den ſchönſten und edelſten Freuden des irdiſchen Daſeyns, den Freuden, welche das Familienleben bietet, ausgeſchloſſen zu ſeyn? — Lasciate ogni speranza, voi, ch'entrate! — —

Nichts ſcheinet mir ungerechter und inhumaner zu ſeyn, als wenn man den Katholiken gleichſam ein Verbrechen daraus machen will, wenigſtens es als ein Zeichen von Intoleranz und Obſcurantismus betrachtet, wenn ſie Proſeliten für eine Religion zu machen ſuchen, die ſie, wenn ſie anders wahre Katholiken ſeyn wollen, für die alleinſeligmachende halten müſſen. — Iſt es nicht in der Natur der Sache ſelbſt gegründet, daß ein wohlwollendes Gemüth nur mit Schauder daran denken kann, ein Weſen, dem es hienieden Freundſchaft ſchenkte, nach den wenigen Tagen des irdiſchen Zuſammenſeyns nicht nur auf ewig verlieren zu müſſen, ſondern, was noch mehr ſagen will, es grenzenloſen Leiden hingegeben zu ſehen? — Weit entfernt

also, in dem Bestreben einiger Freunde und Freundinnen in Italien, mich zu ihrer Religion hinüberzuziehen, Intoleranz oder Zudringlichkeit zu erkennen, war mir dieses Bestreben eben der Beweis wahrer Freundschaft. In dieser Beziehung dachte ich ganz als Goethe *), der sich irgendwo folgendermaaßen äußert:

»Ich sehe nicht ein, warum ich Jemand verargen »sollte, der wünscht, mich in den Kreis zu ziehen, wo »sich, nach seiner Ueberzeugung, ganz allein ruhig le»ben, und, einer ewigen Seligkeit versichert, ruhig ster»ben läßt.«

Ich habe die Freude gehabt, in Italien mit einem ausgezeichneten Wohlwollen aufgenommen zu werden. Mein eigenes offenes, Jedem mit Freundlichkeit entgegenkommendes Gemüth, welches bewirkte, daß ich nie andere Feinde hatte, als solche, die mir der Neid erregte, machte mir in Italien fast aus jedem Bekannten einen Freund. Da hat es denn fast niemahls gefehlt, daß man nicht auch mir, wie einst unserm großen Goethe, zuletzt, bei dem Scheiden, den Wunsch ausgedrückt hätte: mich wo nicht hier, doch dort wieder zu sehen, und dieser Wunsch rührte mich oft fast bis zu Thränen. Es mag immer seyn, daß auch in

*) Goethe's Werke, vollst. Ausg. Band 30 Seite 250.

Italien Naturforscher und Philosophen in ihrem Innern einem reinen Deismus huldigen, daß dieser vielleicht die heimliche Religion manches Cardinales sey: so viel scheint mir aber gewiß, die große Mehrheit, auch in den gebildeten Ständen, ist wahrhaft katholisch, und in ihrer Religion glücklich. Dieses Glückes möchte man nun gern den Freund theilhaft wissen. — So schrieb mir ein wahrhaft edeler Geistlicher in ein mir geschenktes Buch: »Ahi-quanto pesano al mio cuore le di Lei parole: »Io parto, e non ci rivedremo mai più!« — Faccia Iddio, che ci possiamo rivedere in cielo!!!« (»Wie lasten auf meinem Herzen Ihre Worte: »Ich reise fort, und nie werden wir uns wiedersehen!« — Gebe Gott, daß wir uns im Himmel wiedersehen können«). Und eine liebenswürdige Römerinn, deren Freundschaft erworben zu haben ich für den schönsten Gewinn in Italien achte — ich habe sie absichtlich nicht genannt — schrieb mir, nachdem ich längst zurückgekehrt, folgende, mich innig rührende Zeilen: »Se non vi dicessi apertamente quello, ch'io penso e che mi cruccia, mene farei dei continui rimproveri, e ne sentirei del rimorso. L'aver tanta opinione e tanta stima di voi, ed essere certissima che la differenza della nostra religione deve separarci per sempre mi affligge assai. Non giova farsi illusione su ciò.«

(»Wenn ich Euch nicht offen ſagte, was ich denke und was mich quält, ſo würde ich mir ſtets Vorwürfe machen und Gewiſſensbiſſe empfinden. Die hohe Meinung, welche ich von Euch hege, und die Achtung, welche ich Euch widme, zugleich aber die Gewißheit, die ich habe, daß die Verſchiedenheit unſerer Religionen uns auf ewig trennen muß: dieſes ſind Gründe genug, mich innig zu betrüben. Hier hilft es nichts, ſich täuſchen zu wollen«). — Und nun fährt die edele Frau auf eine ſo rührende und zugleich auf eine für mich ſo ſchmeichelhafte Art fort, mir an das Herz zu legen, die von ihr für wahr erkannte Religion auch für die einzig wahre anzuerkennen, daß mich ſolche Freundſchaft um ſo mehr innig bewegte, da ich ihre Wünſche nicht zu erfüllen vermochte. — Doch in jenem geäußerten Sinne habe ich ihr gedankt, indem ich hinzufügte: Wenn, wie ich hoffe, guten und zum Edeln ſtrebenden Menſchen eine glückliche Zukunft nach dem irdiſchen Daſeyn vorbehalten: dann zweifele ich auch keinesweges, daß wir uns Beide in jener Welt der ewigen Sphären wiederfinden würden. Ich müſſe es als einen unſchuldigen Irrthum von ihrer Seite erkennen, wenn ſie glaube, daß allein auf dem Wege der katholiſchen Religion ein von Leiden ungetrübtes ewiges Daſeyn zu erreichen ſtände. So überzeugt ich ſey, daß ſie auf ihrer Bahn

dort hingelangen werde, so überzeugt sey ich, daß mich auch die meine dahin führe. Im Wesentlichen seyen unsere Religionen dieselben; es beruhe aber in der Weisheit des ewigen Ordners der Welt, verschiedene Formen des äußern Cultus gewollt zu haben.

Sollte ich Meiland mit der zweiten Hauptstadt des lombardisch-venezianischen Königreichs vergleichen, so gebe ich Venedig vor ihm bestimmt den Vorzug. Diesem fehlt ein Gebäude, welches dem Dom an die Seite zu setzen stände: aber wo ist in Meiland ein Marcusplatz, wo das Meer, wo sind die prächtigen Kirchen, wo die Hunderte von Palästen? Nie ersetzen die meiländischen Abendspazierfahrten das Leben und Treiben auf dem Marcusplatze. Meiland verhält sich zu Venedig ungefähr wie Brüssel zu Antwerpen und Brügge. Mag Venedig auch im Sinken, Meiland im Steigen seyn: ich ziehe unbedenklich Venedig vor.

Meiland ist eine Fabrikstadt, und besonders werden hier Seidenwaaren in großer Vollkommenheit verfertigt. Ich kann in dieser Beziehung meinen Landsleuten die Fabrik der H. H. Carlo de' Gregorj e Comp. (Contrada di Pantano Nr. 4694) empfehlen, wo ich einige ganz

vortreffliche Stoffe für sehr billige Preise gekauft habe.

Noch vor kurzem war meine Absicht gewesen, von Turin aus über Geneve und Basel nach Haus zurückzureisen, und ich gestehe gern, daß es mich jetzt gereut, diesen Plan nicht ausgeführt zu haben; denn ich hätte so höchstmerkwürdige Städte und Gegenden kennen gelernt, die ich niemahls sah. Doch meine Unpäßlichkeit, die Sehnsucht, meinen Sohn zu München zu sehen, und die Hoffnung, mit diesem das schöne Salzburg besuchen zu können, machten, daß ich den kürzern Weg wählte. Auch hatte man mir so Vieles von der neuen wundersamen Straße über das Stilffer-Joch (Monte Stelvio) erzählt, daß ich glaubte berechtigt zu seyn, das Anschauen eines so rieſenhaften Werks, als dieser Weg allerdings ist, mit den Naturscenen, welche man von ihm erblickt, gegen die westliche Schweiz mit ihren herrlichen Seen in die Wagschale legen zu können. Dazu kam nun noch, daß seit wenigen Wochen eine k. k. Schnellpost (Diligenza celere) von Meiland nach Innsbruck eingerichtet war, die mit einer solchen Liberalität ausgestattet wurde, daß dadurch Alles, was ein Reisender in Bezug auf den Transport seiner Person und Sa-

chen irgend nur wünschen kann, übertroffen wird. — So entschloß ich mich denn, über das Stilfser-Joch nach Innsbruck zu reisen, wo ich überdieß, wenn meine Unpäßlichkeit einen ernstlichern Character angenommen hätte, in dem mir bekannten Gasthofe zur Sonne, unter wohlwollenden Menschen und ganz in der Nähe eines großen Arztes, des k. k. Protomedicus Edeln von Ehrhart und Ehrhartstein, gleichsam wie zu Hause gewesen seyn würde. Ich ließ mich also zeitig für diese Schnellpost, die von Meiland bis Innsbruck nur für drei Reisende eingerichtet ist — der vierte ist der Conducteur — einschreiben *).

*) Ich bezahlte für meine Person 75 Lire austriache 40 Cent., für 80 Pfund Uebergewicht der Bagage 28 L. 5 C.; zusammen also 103 Lire 45 Cent., oder 33⅔ Gulden Conv. G. — Da der Weg über den Monte Stelvio (unstreitig einer der merkwürdigsten in ganz Europa) noch keineswegs in Norddeutschland nach seinen Einzelnheiten bekannt ist, so glaube ich nichts Ueberflüssiges zu thun, wenn ich hier die officiellen Zeitbestimmungen folgen lasse, welche der k. k. Schnellpost zwischen Meiland und Innsbruck vorgeschrieben sind. Hierbei bedenke der Leser, daß man sich bis zu einer Höhe von 9000 Fuß in der Nähe des Ortele erhebt, und er wird einen Begriff von den Schwierigkeiten bekommen, die aus dem Wege zu räumen waren, um eine Straße, welche über den höchsten Paß der Alpen führt, zu der Vollkommenheit zu bringen, daß einer Schnellpost bis auf Viertelstunden vorgeschrieben werden konnte, zu welcher Zeit sie

Am 19ten Julius, Morgens noch vor vier Uhr, begab ich mich zu einem dicht neben der Post belegenen Kaffeehause, welches, nach seiner Einrichtung, Tag und Nacht offen ist, um den Abgang des Eilwagens zu er-

---

an jeder Station einzutreffen habe. — Ich bemerke, daß die Schnellpost nur einmahl wöchentlich die Reise macht.

Sonntag.

Abreise aus Mailand des Morgens um 4 Uhr.

Monza.	5½ Uhr.	
Carsaniga. . . .	7¼	»
Lecco.	9	»
Varenna. . . .	12¾	»
Colico.	3¼	» Mittagsmahl.
Morbegno. . . .	5	»
Sondrio. . . .	7½	» Nachtquartier.

Montag.

Tirano.	10½ Uhr.	
Bolladore. . . .	1¾	»
Bormio.	4¼	» Mittagsmahl.
Spondo lunga. .	7¼	»
Santa Maria. . .	9½	» Nachtquartier.

Dienstag.

Franzenshöhe. . .	3¾ Uhr.	
Prabt.	4½	»
Mals.	5½	»
Ramders. . . .	7¼	»
Pfunds. . . .	11½	»
Ried.	2¾	» Mittagsmahl.
Landeck. . . .	5¾	»
Imst.	10½	»
Nasserit. . . .	Mitternacht.	

warten. Dieſer hatte mit dem Schlage vier Statt. Der Wagen war eine äußerſt bequeme, mit vier Pferden beſpannte vierſitzige Kutſche, und meine Reiſegefährten waren von der Art, daß ich ſie mir nicht beſſer hätte wünſchen können. Obwohl ich ihre Namen und perſönlichen Verhältniſſe erſt ſpäter, nachdem wir bekannter geworden, erfuhr, ſo nenne ich ſie gleich hier, um dem geneigten Leſer einen neuen Beweis der Wahrheit zu geben, daß ein Reiſender, welcher beabſichtigt, nicht nur Sachen, ſondern auch Perſonen kennen zu lernen — wenn es irgend nur ſeine Verhältniſſe geſtatten — die Art zu reiſen wählen müſſe, die ich als die zweckmäßigſte empfehlen zu dürfen geglaubt habe. Lächerlich iſt es aber, wenn Jemand aus Dünkel allein reiſen zu müſſen glaubt. Der Fürſt Pückler-Muskau (Semilaſſo) reiſete, wie wir aus ſeinem „Vor-

---

Mittwoch.

Obermemmingen. .	1¾ Uhr Morgens.
Reifs.	3¼ »
Zirl.	5¼ »
Innsbruck. . . .	6¼ »

Wenn wir erſt gegen 9 Uhr Morgens in Innsbruck eintrafen, ſo war daran Schuld, daß wir zu Pfunds vergebens ein Paar Stunden auf eine Poſt aus der Schweiz gewartet hatten, deren Briefe mit nach Innsbruck genommen werden ſollten. Ohne dieſen Zufall wären wir ziemlich zur beſtimmten Zeit in Innsbruck eingetroffen.

letzten Weltgange« *) ersehen, mit der Dilizence, in sehr gemischter Gesellschaft, von Frankfurt a. M. nach Paris; und wahrlich, man darf diesem geistreichen durchlauchtigen Schriftsteller nicht nachsagen, daß er incognito reise und uns nicht häufig genug die eigene Vornehmheit und daher entsprungenen aristokratischen Angewohnheiten zu verstehen gebe. Seine Durchlaucht ist aber noch mehr als vornehm: sie hat Verstand und Witz. So wird ihr denn der erste gesagt haben, daß, wenn der zweite Gelegenheit finden soll, sich zu zeigen, man auch dem Zufalle Gelegenheit geben müsse, uns in der Laterna magica des Lebens allerhand Situationen ernster und komischer, classischer und romantischer Art vorzuführen.

Also meine Reisegefährten waren:

1. Der k. k. Rath bei dem Handelsgerichte zu Meiland, Doctor Celestino Mantovani, ein noch junger Mann, dem die ganze Liebenswürdigkeit eines gebildeten Italiäners eigen war, und dem, einem gelehrten Kenner der Literatur seines schönen Vaterlandes, ich manche Belehrung verdankte. Er machte die Reise nach Innsbruck, lediglich in der lobenswerthen Absicht, die Straße über den Monte Stelvio, die man in der Lom-

*) Theil I. Abth. 1. Stuttgardt 1835.

dabei mit Recht als ein Werk anstaunt, gegen welches die Via Appia, hinsichtlich der besiegten Schwierigkeiten, geradezu nichts ist, und die noch die Werke Napoleons dieser Art übertrifft, — kennen zu lernen und zu bewundern. Er hatte den Plan, über den Splügen zurückzukehren.

2. Der kaiserlich russische Assessor des Conseils der Minister zu Petersburg, Krukowskoy (ein aus dem süd-östlichen Theile der Monarchie gebürtiger Edelmann), welcher, um seine schwache Gesundheit herzustellen, sich seit vielleicht einem Jahre in Italien aufgehalten hatte, und jetzt über Innsbruck und München nach Hof-Gastein ging, dort die Bäder zu gebrauchen. Es ist nicht möglich, daß Jemand liebenswürdigere und sanftere Sitten habe, als dieser junge Russe, für dessen gänzliche Herstellung ich die innigsten Wünsche hege.

3. Mein dritter Reisegefährte — jedoch nur bis Bormio, weil von dort die Schnellpost nur drei Personen aufnimmt — war ein Magyare: der Doctor der Arzneiwissenschaft Attomyr aus Presburg, ein junger talentvoller und lebhafter Mann, der auf einer wissenschaftlichen Reise begriffen war. — So waren denn vier Hauptvölker Europa's in unserer Kutsche repräsentirt: Die Italiäner, die Slaven, die Magyaren und die Deutschen. — Zum Glück sprachen wir sämmtlich ita-

lichniſch, und konnten uns alſo auf das angenehmſte und leichteſte unterhalten. — Herr Mantovani vertheidigte ſiegreich ſein herrliches Vaterland gegen den ungerechten Vorwurf, daß es in Beziehung auf die Cultur der Wiſſenſchaften gegen das übrige Europa zurückſtehe; Herr Krukowskoy ſchilderte uns die großen und menſchenfreundlichen Einrichtungen ſeines mächtigen Vaterlandes, und wie in demſelben, durch die Bemühungen eines Alexander und eines Nicolaus, das Reich der Humanität und Cultur immer mehr und mehr von Norden nach Oſten und Süden vordringt; Herr Attomyr erzählte uns von Ungarn und von der türkiſchen Grenze, und disputirte mit mir über phyſiologiſche und mediciniſche Gegenſtände, wozu er Gelegenheit genug hatte, da er in mir in ſo fern einen erklärten Gegner der ſogenannten Homöopathie fand, daß ich ſie vollkommen wirkungslos achte, welcher Meinung derſelbe nicht war. — Wir waren noch nicht bis Lecco gekommen, als wir vier Sterbliche ſo vertraut mit einander geworden waren, als hätten wir uns ſeit Jahren gekannt. — Auch unſer Conducteur war ein beſcheidener, im Dienſte äußerſt ſorgſamer Mann, ein Deutſcher.

Wir hatten kaum ein Paar Stunden die Porta

nuova Meilands verlaſſen, ſo befanden wir uns ſchon zu Monza, einer in den Annalen der longobardiſchen Könige und der Herzoge von Meiland oft erwähnten Stadt. Jetzt ſind es vorzüglich der hieſige königliche Sommer-Palaſt und der dabei befindliche, über drei Stunden im Umfang haltende, ganz mit einer Mauer umgebene Park, welche die Fremden von Meiland hierherziehen; wie ich denn auch nicht verſäumt hatte, einen Ausflug nach Monza zu machen. Zu dem Palaſte, der ebenfalls ein Werk Piermarini's iſt, und von einem großen Hofe umgeben, einen wahrhaft majeſtätiſchen Anblick darbietet — von innen habe ich ihn nicht geſehen — führt von der Stadt ein prächtiger, trefflich unterhaltener Baumweg; der Park iſt aber unſtreitig einer der ſchönſten und am beſten angelegten in Italien. Er iſt nicht öde, ſondern durch zum Theil bewohnte, zu dem Ganzen paſſende Gebäude belebt, — auch fehlt es in ihm nicht an allerhand Wild. Monza hat eine uralte Cathedrale, mit einer ganz modernen Façade; wie man denn eine ſolche Disharmonie zwiſchen dem Innern und Aeußern der Kirchen nur gar zu häufig in Italien findet. Sonſt, nach Art der Handwerksburſchen, gern die Wahrzeichen der Städte und Länder beſchauend, habe ich doch verſäumt, in der Kirche zu Monza die hochberühmte eiſerne Krone der lombar-

diſchen Könige mir zeigen zu laſſen, mit welcher einſt Carl V. zu Bologna, zu unſeren Zeiten aber Napoleon zu Meiland gekrönt wurden. Als dieſe Krönung des mächtigen Imperators Statt hatte, befand ich mich zufällig eben zu Paris, und war da Zeuge des Enthuſiasmus, mit dem das franzöſiſche Volk, welches damahls in der Größe ſeines Herrn und Gebieters die eigene Größe zu ſchauen glaubte, dieſe Krönung auch in der Ferne feierte.

Auf unſerer heutigen Reiſe hielten wir uns zu Monza, nach Maaßgabe des Poſtreglements nicht über ſieben Minuten auf, und ich hatte kaum Zeit, noch einen Blick in die alterthümliche Cathedrale zu werfen. — Der Weg von Monza nach Lecco iſt unſtreitig, durch die abwechſelnden Anſichten, welche er darbietet, einer der angenehmſten in der Lombardei. Die nahe bei einander liegenden Dörfer und die ſorgſame Cultur des Bodens ſind Beweiſe einer großen Wohlhabenheit der Landleute dieſer Gegend. Bei Usmate, und noch mehr bei Carſaniga, wird die Gegend gebirgig, und nimmt einen ernſtern romantiſchen Character an. Die Hügel von Brianza, zwiſchen welchen der Weg hinläuft, ſind in ihren wellenförmigen Geſtaltungen ausgezeichnet ſchön, und bilden in mannichfachen Abwechslungen einen wahren Naturgarten.

Bei Calco führt der Weg in das Thal der Adda, welche bei Lecco dem Comer-See entströmt, und eben hier einen kleinen See, den Lago di Brivio, bildet. — Wunderschön hat diese Gegend Manzoni in den ersten Zeilen seiner »Promessi sposi« dargestellt. — Vor Lecco überschreitet man den an dieser Stelle schmalen Verbindungs-Canal der beiden Seen auf einer alten Brücke. Es beginnt nun die Reihe der wundersamen See-Ansichten, welche in ihrer unendlichen, bald heroischen (wenn man des Ausdrucks sich bei Landschaften bedienen darf), bald idyllischen Mannichfaltigkeit darzustellen, wohl der Pinsel eines Mahlers, nicht aber meine Feder unternehmen darf. — Der rühmlich bekannte Mahler Meyer zu Zürich hat auch in einer, aus sechs und dreißig Blättern bestehenden Folge, die vorzüglichsten der wundervollen, theils heitern, theils grausenhaften Ansichten darzustellen gesucht, welche die neue Straße über den Monte Stelvio darbietet. Ich verweise auf diese Blätter, deren Treue ich bezeugen kann, und die in allen deutschen Buch- und Kunsthandlungen zu erhalten stehen, meine Leser *).

*) Voyage pittoresque de la nouvelle route du Tyrol par le col de Stilfs (le passo di Stelvio), par la Valtellina et au long du lac de Come, se composant de 36 vues dessinées d'après nature par J. J. Meyer et gravées au lavis. En noir 45 francs, en couleur 90.

Von Lecco, einem freundlichen Fabrikstädtchen *), über Varenna nach Colico geht der neue Weg stets an dem See fort, der bis Varenna den Namen Lago di Lecco führt. Wunderschön ist der Anblick, wie hier allenthalben die Vorgebirge der Alpen, zum Theil schwarzer Marmor, ihren Fuß in die blauen Fluthen senken. Landhäuser an den schönsten Stellen erheitern das Ganze noch mehr. Auf diesem Wege, besonders hinter Varenna, fährt man durch die höchstmerkwürdigen Gallerien, von denen besonders die zweite an die Grotta di Posilippo erinnert. Auf dieser stets neue Wunder der Natur und Technik zeigenden Straße mußte ich denn freilich sehr beklagen mit einer Schnellpost zu reisen, die unbarmherzig sich nirgend (außer 7½ Minute auf den Stationen und eine Stunde zum Mittagsmahle) aufhielt. Ein rüstiger Reisender muß nothwendig diesen Weg zu Fuße machen; erst dann wird er alle seine Schönheiten genießen können. — Zu Colico aßen wir in einem Gasthofe zu Mittag, welcher dicht an dem See liegt, und von dessen Speisesaale man die entzückendste Aussicht über denselben genießt. — Aber hier ist es auch, wo man von dem schönen Lago di Como sich trennt. Wir flogen, nach Osten uns wendend, durch die Dörfer

*) Es sind hier Kupfer- und Eisenhämmer.

Piantedo, Delebio und Corio, und waren um fünf Uhr Abends zu Morbegno. Von hier bleibt man, über Sondrio, Tirano, Belladore bis Bormio (oder Worms), stets im Thale der reißend dahin strömenden Adda, bald auf deren rechtem, bald auf deren linkem Ufer, sie sehr oft auf trefflich ausgeführten steinernen Brücken überschreitend. Die Adda war es also, welche die erste Bahn zu dem Wege über den Stelvio auf der Südseite der Alpen an dieser Stelle bahnte, so wie die Etsch vom Brenner nach Verona hinunter die Bahn brach. In dieser Gegend giebt es Thäler, welche den trefflichsten Wein erzeugen. Auszeichnen soll sich in dieser Beziehung die Gemarkung des Dorfes Sassella.

Es war 7½ Uhr Abends, als wir, genau nach unserm Regulativ, in Sondrio ankamen, dem Hauptorte der Valtellina. So hatten wir denn heute einen Weg von elf Posten, oder zwei und zwanzig deutschen Meilen zurückgelegt.

Sondrio hat eine äußerst malerische Lage an dem Zusammenflusse des von den Alpen hinunterrauschenden schäumenden Malero und der Adda, am Fuße des Felsenberges Masegrio. Die Stadt, welche über 5000 Einwohner zählt, ist in neuern Zeiten mit schönen Gebäuden geschmückt. Die Cathedrale hat sehenswerthe Gemählde von Pietro Legario, der von hier gebürtig

war. Wie überall in den kleinen, ſich etwas auszeichnenden Städten Italiens, iſt auch hier ein Theater, das zum Baumiſter den Ritter Canonica hatte. — Wir logirten ſehr gut zu dem von der k. k. Poſt-Direction für die Reiſenden mit dem neuen Eilwagen bedungenen Preiſe. Dieſen fanden wir auf einem Anſchlage in den uns angewieſenen Gaſthöfen bemerkt. Er betrug 3 Zwanziger für das Mittagseſſen, und 4 Zwanziger für Abendeſſen, Nachtlager und Frühſtück. Nicht genug kann man die Sorgfalt der k. k. Regierung für die Sicherheit und Bequemlichkeit der Reiſenden rühmen.

Am 21ſten Julius legten wir den weiten Weg von Sondrio bis zu der auf dem Alpen-Joche liegenden Poſtſtation Santa Maria zurück. Mit Tagesanbruch verließen wir Sondrio, ſtets den Ufern der Adda, bald auf der rechten, bald auf der linken Seite, folgend, und zwar auf einem Wege von ſolcher Vortrefflichkeit, wie er jetzt in mehrern Staatsgebieten, ſelbſt da nicht zu finden iſt, wo dem Wegbau nicht die geringſten Schwierigkeiten entgegenſtehen, wo aber dennoch ein bedeutendes Weggeld erhoben wird, eine Abgabe, die man im öſtreichiſchen Kaiſerſtaate nicht kennet. — Das Alpenthal der Adda bleibt ſtets von gleicher Schönheit, und bietet mit ſeinen, dann lachenden, dann ernſten Fernſichten die herrlichſte Abwechslung.

Gleich nach zehn Uhr Morgens waren wir zu Tirano, einer ganz freundlichen Stadt von etwas mehr als 3000 Einwohnern. Da es erst das zweite Mahl war, daß ein Eilwagen auf dieser Straße befördert wurde, so zog unsere Erscheinung in den Städten und Dörfern der abgelegenen, von der übrigen Welt bislang gleichsam abgeschnittenen Alpengegend einen bedeutenden Theil der Bevölkerung auf die Straßen. Es war nicht anders, als wären wir Personen von welthistorischem Rufe, die man gesehen zu haben sich gern zu rühmen pflegt: auf solche Weise wurde unsere schön lackirte Diligence empfangen, welcher, dieß beschieden wir uns, ganz allein die Ehre galt. Zu Tirano hielt nun dieser Prachtwagen vor einem Hause, — welches ich für einen Gasthof ansah, — vielleicht weil hier in der Nähe die Pferde des Vorspanns standen. Als ich auf der Flur dieses Hauses eine junge freundliche Dame erblickte, so zweifelte ich nicht, daß sie eine Tochter oder Verwandte des Gastwirths sey, und bat sie, mir ein Glas Milch zu verschaffen. Freundlich lud sie mich ein, zu ihren Aeltern zu gehen, und führte mich in das obere Stockwerk, wo sie mir ein Zimmer öffnete, und der anwesenden Gesellschaft als einen Fremden, der mit der neuen Diligence angekommen, vorstellte. Diese Gesellschaft bestand aus mehreren Herren und Damen,

welche an den Fenstern standen, um die Diligence zu beschauen. Während ich mich mit einem der Unbekannten über das große Unternehmen, über den Monte Stelvio eine Straße gebahnt zu haben, unterhielt, und mit Wohlgefallen das Lob einer väterlichen Regierung vernahm, welche Leben und Verkehr in das abgeschnittene Valtellina gebracht habe, erschien meine freundliche Schöne wieder, und präsentirte mir auf einem silbernen Teller, in einem geschliffenen Krystallglase, die vortrefflichste Milch mit solchem Anstande und so gütigen Aeußerungen, in dem schönsten Dialekte der dolce favella italiana, daß ich keinen Augenblick mehr zweifeln konnte, mich hier in keinem Gasthofe zu befinden.

»Signora,« sagte ich ihr, das Glas empfangend, »ich sehe wohl, daß ich mich sehr geirrt habe, indem ich um diese Gabe bat; aber mein Irrthum thut mir nicht leid, denn er giebt mir neue Gelegenheit, die Zartheit zu erkennen, mit welcher man in dem schönen Italien Gastfreundschaft gegen Fremde zu üben pflegt.« — »Ich danke,« erwiederte sie, sanft erröthend, »auch Ihr würdet, wenn ich Euch in Eurem Lande um ein Glas Milch ansprächte, es mir gern reichen. Billig müßtet Ihr nicht so durch Tirano eilen, denn wir haben hier des Schönen und Merkwürdigen Vieles in der Gegend.« — Kaum hatte ich diese Worte vernommen und

mein Glas Milch genossen, als der unerbittliche Conducteur rief. — Ich hörte nachher, daß ich in dem Hause eines wohlhabenden Advocaten gewesen sey.

Auch von Tirano nach Bormio bleibt die Gegend äußerst mahlerisch. Bei Tiolo ändert sich die Scene aber ganz und gar. Der Weg führt in höhere Regionen. Die Ulme, Castanie und der Wein weichen den Nadelhölzern. Von Bolladore und Sondalo an, wird das Thal immer enger, bis man zu dem schmalen Paß, la Serra genannt, gelanget. Hier durchschneidet den Weg eine tiefe Gebirgs-Schlucht, über welche eine kühn angelegte Brücke, die auch hier den Namen der Teufelsbrücke trägt, den staunenden Reisenden hinwegführt. Kaum tritt man aus diesem Engpaß, so weichen die Gebirge auf beiden Seiten bis zur Ferne zurück, man überschauet ein weites wellenförmiges Thal, und blickt selbst in Nebenthäler tief hinein. — Bormio, berühmt durch seine warmen Quellen, die denen zu Karlsbad an Wirkung nicht nachstehen sollen, und welchen es nur noch an Gebäuden fehlt (die man jedoch zu errichten beginnt), um mehr besucht zu werden, zeigt sich dem Auge. Auch Sauerquellen, denen zu Pyrmont und Driburg gleich — zu Valfuria — sind in dieser Gegend. Bormio (von den deutschen Tyrolern Worms genannt: daher das Wormser-Joch) ist bis jetzt ein elen-

des Nest. Man hofft, daß die neue Straße in diese Gegend Leben bringen werde, zu welcher man bis lang nur zu Fuß oder auf Saumthieren gelangen konnte.

Unser Mittagsmahl (5 Uhr Nachm.) war wahrlich nicht luculliſch in einer von Schmutz ſtarrenden Kneipe, dem beſten Hôtel des Ortes.

Innig bedauerte ich unſern ungariſchen Doctor, daß er hier zurückbleiben mußte. Der Poſtmeiſter ſowohl als der Conducteur waren unerbittlich. — »Von Meiland bis Bormio ſey die Poſt verpflichtet, ſo viel Perſonen fortzuſchaffen, als ſich meldeten, damit die Bäder mit Bequemlichkeit beſucht werden könnten; von hier nach Innsbruck würde die Reiſe in einer leichten Caroſſe coupée fortgeſetzt, welche, mit dem Conducteur, nur vier Perſonen faſſe.« — Zwar erklärten wir, daß wir unſern Reiſegefährten zwiſchen uns nehmen und gern enger ſitzen wollten: aber auch dieſes half nicht. — »Es ſey gegen das Reglement.« — Herr Attomyr mußte alſo zurückbleiben und tröſtete ſich damit, daß er den Reſt des Tages benutzen könne die Flora dieſer Gegend zu unterſuchen. (Tags darauf ſetzte er mit Extrapoſt ſeine Reiſe fort, und wir trafen uns noch in Innsbruck.)

Hinter Bormio verwandelt ſich die Scene noch mehr. Die Natur erſcheint in wahrhaft ſchrecklicher Geſtalt.

— Es geht den Monte Stelvio hinan. — In unzähligen schlangenförmigen Windungen führt der Weg bald an schaudererregenden Abgründen hin, bald durch finstere, durch den Felsen gehauene Gallerien, oder unter einer Art sehr dauerhaft von Mauerwerk, Balken und Brettern gebauter gallerieartiger Schuppen hinweg, wodurch der Reisende vor dem Sturze der Lavinen von den zur Seite emporstrebenden Gebirgen völlig gesichert wird. Bei Sponda lunga ist es, wo man in dieſe neue Welt, in das Kamtschatka Italiens, eintritt. — Aber nicht nur das Gesicht wird in Anspruch genommen: von allen Seiten brüllen die von den Felsenbergen sich hinunterstürzenden Wasser her, in unabsehbare Tiefen ihre in milchweißen Schaum verwandelten Fluthen sendend. — Doch es war uns nicht beschieden, dieſe großartigsten Naturscenen länger bewundern zu dürfen. Wir traten in die Region der Wolken. Nicht fünf Schritte konnten wir vor uns sehen. In derselben Weise, wie man aus den Fenstern meines lieben Brockenhauses oftmahls durch den Nebel ungewiß die Befriedigung der vor diesem eingehägten Wieſe erblicket, so schauten wir durch das Glas unserer Kutsche die Einfassung des Weges, die uns von Schlünden trennte, welche, freilich uns unsichtbar, mit dem Tode drohten. — Aber es sollte noch ärger kommen. — Die Nacht trat ein, und noch über

eine Stunde war die höchste Station, Santa Maria, von uns entfernt. Der Conducteur zündete die Wagenlaternen an, und sorgsamen Schritts ging er selbst mit einer Laterne vor dem Wagen her. Auch jetzt fuhren wir einige Mahle durch Gallerien; dann traten wir in das Gebiet des Schnee's. Eine unheimlichere Fahrt läßt sich nicht denken. — Dennoch waren wir drei Repräsentanten der romanischen, germanischen und slavischen Völker gutes Muths: uns gefiel das Eigenthümliche einer uns bis jetzt unbekannten Lage. — Endlich hörten wir Hundegebell, und wir sahen Licht. Wir waren zu Santa Maria, und ein freundliches deutsches Mädchen, eine Tyrolerinn, führte uns zu unserm Zimmer. Es mochte 11 Uhr Nachts seyn: so sehr hatten uns Nebel und Nacht verspätet. — In der Gaststube stund zwar ein gewaltiger Ofen, aber ein Thermometer zeigte doch nur sechs Grad über 0; denn obwohl das Feuer lustig im Ofen brannte, so war doch wenig Hoffnung vorhanden, daß die gigantische Masse in den nächsten acht Stunden wärmeleitende Eigenschaften zeige. — Man speis'te uns reglementsmäßig sehr gut, und wies uns dann, gegen Mitternacht, in anderen Zimmern unsere Matratzen an, welche, an Feuchtigkeit der Atmosphäre nichts nachgebend, eben kein behagliches Lager darboten. Zum Glücke hatte mein fieberhafter Zustand,

seit ich in den Alpen war, gänzlich aufgehört: ich befand mich vortrefflich. Die Nacht brachten wir ohne allen Schlaf hin, und schon um zwei Uhr mußte unser freundliches Tyroler-Mädchen uns Kaffee machen. Da saßen wir denn fast neuntausend Fuß über dem Mittelmeere und schwatzten so traulich, als wenn wir uns in meinem Wohnzimmer zu Wolfenbüttel befunden hätten. Endlich begann der Tag zu grauen; wir traten in den Schuppen vor unserm Hause und erblickten rings um uns nichts als Schnee, über welchen die vom Sturmwind fortgerissenen Wolken ossianisch flogen.

Noch vor Sonnenaufgang (21. Jul.) setzten wir unsere Reise fort, froh, ein so unheimliches Gasthaus zu verlassen. Rings um uns her schauten wir nur von Eis und Schnee starrende Firner, die nur einzeln von Wolken bedeckt waren, und zum Theil die Spitzen über diese empor zum blauen Himmel streckten. Noch immer ging es höher hinauf, zu dem eigentlichen Joche des Monte Stelvio. Bald erreichten wir auch dieses und zugleich die Grenze zwischen Italien und Deutschland, die durch eine Pyramide bezeichnet ist, an welcher die Worte: »Confine. 1828,« und auf der Seite, von welcher wir kamen: »Territorio Lombardo,« auf der entgegengesetzten aber: »Territorio Tirolese,« zu lesen stehen. — Als ich nun hier eben den vaterländischen

Boden betreten, denn wir waren den steilen Weg hierher zu Fuß gegangen, da stieg prächtig in Osten die Sonne empor und färbte mit rosenfarbenem Lichte die Welt der Alpen. Zur Rechten erhob sich, nur zur Hälfte von der Sonne beleuchtet, rosenroth und himmelblau, die Riesenspitze des fast 14,000 Fuß hohen Ortles. Man hätte glauben sollen, sie stände mit Leichtigkeit in ein Paar Stunden zu erreichen, und doch hat sie, wie man mir erzählte, noch kein Gemsenjäger zu ersteigen vermocht. — Nun ging es hinunter auf einem Wege, der schlangenförmig an den linker Hand emporstrebenden Felsenbergen sich hinzog, und zwar sehr oft wieder unter den zum Schutze gegen Lavinen aufgemauerten und oben brückenartig mit Balken und Brettern bedeckten Gallerien. Jetzt konnten wir diese wohlthätigen Vorrichtungen, die wir gestern bei Nacht und Nebel nur unvollkommen erkannten, in voller Deutlichkeit schauen und bewundern. Die aus tannenen Balken und starken Brettern verfertigten, und durch eiserne Klammern noch mehr verbundene Dächer sind auf der Felsenseite in diese hineingelassen, auf der Seite des Abgrundes aber ruhen sie auf Mauern, die von Strebepfeilern noch mehr Festigkeit empfangen. Sie bieten den von den Bergen hinabrollenden Lavinen keinen Widerstand dar, sondern, gleich Brücken, leiten sie den gefährlichen Feind

hinüber zu dem Abgrunde. — Wir kamen jetzt an die Stelle, welche »bei den Wandeln« genannt wird, wo in frühern Zeiten ein Posthaus stand, welches jedoch an einem Winterabend eine Lavine unter Schnee und Felsenschutt begrub, wobei der Postmeister sein Leben einbüßte. — Wo nun jene Galerien nicht sind, da schauet man frei in die unermeßlichen, mit Eis und Schnee ausgefütterten Tiefen, nur von diesen durch ein keinesweges bedeutend starkes und hin und wieder halb zerstörtes hölzernes Geländer getrennt. Ein Rad des Wagens ist gehemmet, und so geht es den schlangenförmigen Weg hinunter. Wir haben ein Paar Mahl zehn bis sechzehn Windungen gezählt, bis wir wieder zu einer weniger gefährlichen Strecke gelangten. Vorzüglich an denjenigen Stellen, wo der Weg sich wendet, um die fast entgegengesetzte Richtung, wie lavirend, einzuschlagen, erfüllet Schauder die Phantasie: denn risse die Hemmkette, so wäre keine Kraft im Stande zu verhindern, daß, gleich einer Lavine, das Fuhrwerk in unermeßliche Tiefen stürzte. Von Zeit zu Zeit erblickt man auch sogenannte Cantoniere, Zufluchtsörter für die von Ungewittern überfallenen Reisenden, und Wohnungen für die Wegewärter. Das Gefährlichste auf dieser Straße, wie überall in den Alpen, sind aber die sogenannten Murren oder Steinlavinen: gemauerte Häuser sind vor ih-

nen wie Spreu, und ſelbſt Felſen werden zuweilen von ihnen fortgeriſſen. Und durch Gegenden dieſer Art ließ Kaiſer Franz einen Weg bahnen, von dem man weit weniger als von Napoleon's Simplons-Straße hört, welcher dieſe jedoch an überwundenen Schwierigkeiten, wie Kenner behaupten, bedeutend übertrifft. — Bald waren wir auf der Station Franzenshöhe, einem einſam hoch in der Welt der Firner liegenden Gehöfte. Hier iſt man ſchon völlig unter Deutſchen; denn in dieſer Gegend der Alpen grenzt Italien unmittelbar an das deutſche Tyrol. — Wunderbar iſt es in der That, wie ſich ſo plötzlich mit der Sprache die Sitten ändern: denn ich möchte behaupten, daß zwiſchen einem deutſchen Tyroler dieſer Gegend, und einem Bewohner von Schleßwig in Beziehung auf Sinnesart, Betragen und Gewohnheiten nicht der Unterſchied ſey, als zwiſchen Jenem und einem Bewohner von Bormio; dagegen Dieſer ſich ſelbſt von dem Neapolitaner im Weſentlichen wenig unterſcheidet. Es verſteht ſich, daß ich bei dieſer Bemerkung die niedern Claſſen der Bevölkerung und nicht die Gebildetern der beiden Nationen vor Augen habe, die zwar auch weſentlich von einander verſchieden, doch keine ſo ſchroffe Gegenſätze zeigen. — Noch immer ging es auf die bemerkte gefährliche Weiſe bergab; doch gelangten wir nun wieder in die Region der Tan-

nen, die aus den Thälern zu unserm Schlangenwege sich wie ungeheure Riesen emporhoben. — Zu Trofoi, einem Dorfe, sprach schon alles Deutsch, und zu Mals, wo wir recht gut zu Mittag speis'ten, und ein Paar Stunden auf eine Post warteten, die ihre Briefe an die unsere abgeben sollte, waren wir schon wieder mitten im Sommer. Ich legte mich hier auf ein Bette, welches jedoch nicht mehr aus Matratzen, sondern aus Federn bestand. In der Gegend von Nanders ist die Wasserscheide zwischen der Etsch und dem Inn; jene fließt nach Wälschland, dieser eilt schäumend dem Vaterlande zu. In seinem Thale ging auf trefflichem Wege dicht an gefährlichen Abgründen und an dem grünenden Fuße schneebedeckter Alpen die Reise fort. Während der Nacht blieben wir unterweges, doch schlief ich etwas im Wagen, dem Conducteur und dem Schicksale vertrauend. Es mochte ungefähr neun Uhr Morgens (22. Jul.) seyn, als wir in das auf der Hauptstraße Innsbrucks belegene Posthaus rollten. Hier sagten wir unserm guten Conducteur dankbar ein Lebewohl und begaben uns alle Drei zu der nahen „goldenen Sonne," wo ich, gleich einem alten Bekannten, von der Frau Wirthinn und ihrer freundlichen kleinen Nichte empfangen wurde.

XI.

Reiſe von Innsbruck über München (Salzburg), Eichſtädt, Nürnberg, nach Wolfenbüttel.

Auch dem, der aus Italien zurückkehrt, muß die Lage von Innsbruck wunderschön erscheinen; ja, in ihrer Art hat dieser Italien nichts, Deutschland aber nur Salzburg an die Seite zu setzen. Das Ausland erkennet dieses aber auch immer mehr, und schon wird Innsbruck den Fremden der Mittelpunkt, gleichsam das Hauptquartier, von welchem aus sie Tyrol durchreisen, das nicht im geringsten an prachtvollen Naturscenen der Schweiz nachsteht. — Jedem meiner Leser, dem seine Verhältnisse nicht gestatten, sich den einzigen Lebensgenuß Tyrol zu durchstreifen zu verschaffen, fordere ich auf, seine Aufmerksamkeit den „Ansichten von Tyrol, durch T. Allom gezeichnet *),“ von denen ich schon früher redete, zu schenken. Diese herrlichen kleinen Blätter werden ihn von der Wahrheit dessen, was ich hier behaupte, überzeugen. — Ein treuer und geistreicher Be-

*) Bei Black und Armstrong in London. Das Ganze soll aus 20 Heften bestehen, von denen jedes nur 1 engl. Schilling kostet. Der Text ist von dem Freiherrn von Hormayr.

gleiter durch das herrliche Gebirgsland bietet sich jetzt dem Reisenden auch dar; denn ein solcher ist unstreitig das kürzlich erschienene schöne Werk: »Tyrol vom Glockner bis zum Ortles und vom Garda- zum Bodensee; von August Lewald *).«

In dem heitern Innsbruck war ich also von Neuem, die glückliche Beendigung meiner italiänischen Reise unter wohlwollenden Menschen feiernd: denn nicht genug kann ich die herzliche Aufnahme rühmen, welche ich in der Familie des Protomedicus und Gubernialraths Erhart von Erhartstein, und bei meinem theuern Freunde Anton von Franzin, fand. — Zugleich hatte ich die Freude, hier den Baron von Buirette aus Nürnberg, mit seiner Gemahlinn, einer Tochter des Barons Hormayr, zu finden, welche, auf einer Reise nach Gastein begriffen, ihre hiesigen Verwandten besuchten. — Zwei Tage war ich in Innsbruck, dessen Merkwürdigkeiten ich in Begleitung meiner Reisegefährten, größtentheils unter der Leitung Franzin's, von Neuem sah. Auch an schönen Landpartien fehlte es nicht, an denen liebenswürdige Damen und unterrichtete Männer Theil nahmen. — Was man in den jetzigen Zeiten so selten antrifft, vollkommene Zufriedenheit mit den politischen

*) Zwei Bände. München, 1835.

Verhältnissen des eigenen Landes, fand ich in dem schönen Innthale. Gewiß, Oestreichs Regierung versteht es, die Staatsbürger aller Classen zufrieden zu stellen. — »Kennen Sie denn schon das neue Volkslied auf unsern jetzigen Kaiser?« — fragte mich ein tyroler Landmann, mit dem ich mich am Innufer in ein Gespräch eingelassen, und als ich es verneinte, so händigte er es mir mit den Worten ein: »mein Vetter brachte es aus Wien mit; behalten Sie es zum Andenken an einen ehrlichen Tyroler; ich habe noch eine Abschrift.« — Hier möge es folgen. Jeder, der es mit Deutschland gut meint, wird solche Aeußerungen gern vernehmen. Wenigstens sind die darin ausgedrückten Gesinnungen die der Tyroler.

Neues Oestreichisches Volkslied,

auf die Haydnsche Melodie.

Gott erhalte Ferdinanden,
Unsern guten Kaiser, lang!
Laut ertönt aus allen Landen
Dieser tiefgefühlte Klang.
Was wir längst für Ihn empfanden,
Bricht hervor im Volksgesang.
Gott erhalte Ferdinanden,
Unsern guten Kaiser, lang!

Ringt in Oeſtreichs Völkerkreiſe
Reift das Glück an Seiner Hand,
Hier im ſchlichten Bürgergleiſe,
Höher dort im Prunkgewand.
Ihn erblicket jede Waiſe,
Ihn als Vater jeder Stand;
Drum ſingt laut und betet leiſe:
Gott erhalte Ferdinand!

Weisheit blickt mit Ihm in's Weite,
Jedem Staat ein Ruhepfand.
Wohlthun, Recht ſind ſein Geleite,
Schutz und Troſt dem eignen Land.
Muth und Mäßigung im Streite,
Kraft und Sieg im Widerſtand;
Segen wandelt Ihm zur Seite,
Gott erhalte Ferdinand!

Drum laßt Dank und Jubel ſtrömen!
Weichſel, Alt und Etſch und Po,
Oeſtreich, Ungarn, Mähren, Böhmen
Singen ihres Kaiſers froh,
Sind umringt von Liebesbanden,
Stimmen ein zum Volksgeſang:
Gott erhalte Ferdinanden,
Unſern guten Kaiſer, lang!

(J. B. Rupprecht.)

Früh am 24sten Julius verließ ich Innsbruck mit meinem bisherigen Reisegefährten, dem kaiserlich-russischen Ministerial-Assessor Krukowsky, den ich immer lieber gewann, je länger ich mit ihm umging. Wir hatten (für 36 fl.) einen Lohnkutscher bis München gedungen, und ihm zur Pflicht gemacht, uns am ersten Tage bis Wallersee zu fahren; denn wir beabsichtigten, auf dem lieblichen See, dessen Erinnerung mir so viel Vergnügen gewährte, den Abend zuzubringen. — Zeitig kamen wir auch nach dem schönsten Auge im Posthause zu Wallersee an, wo ich die Frau Postmeisterinn, welche ich im April, wie ich bereits erzählt habe *), in tiefer Trauer über den herben Verlust ihres Ehegemahls gefunden, traulich an der Seite ihres Zukünftigen, von ihm zärtlich umarmet, auf einem Sopha sitzend, fand. — Wie diese meine Beobachtung mit der Erzählung des Doctors Wolfgang Menzel in seiner »Reise nach Italien im Frühjahr 1835.« **)

»Im Posthause (zu Wallersee) erfuhren wir, daß der »riesenhafte Postmeister, nachdem er nächtlich auf »dem Grabe seiner wahrscheinlich gewaltsam umgekommenen Frau zugebracht, endlich im Wahnsinn

*) Thl. I. S. 146.
**) Seite 110.

»gestorben sey, da er, wie es hieß, die Idee, seine »wenigen Nachbarn auszukaufen, den ganzen See »allein zu besitzen, vor jedermann abzuschließen und »in dieser Einsamkeit allein mit seinem Fluch zu »hausen, nicht habe ausführen können:« — wie, sage ich, meine Beobachtung hiermit in Harmonie zu bringen sey, überlasse ich dem Scharfsinne des geneigten Lesers, dessen Urtheil aber denn doch dahin ausfallen möchte, daß sich entweder Herr Menzel oder ich geirrt haben müsse. — Ist es jedoch nicht der ungesühnte Schatten der Frau Posthalterinn gewesen, welchen ich im April im Trauergewande, im Julius aber heiter an der Seite eines rüstigen, jungen Mannes gesehen — war die Gestalt wirklich Fleisch und Blut, welche mir das erste Mahl den Kaffee, das zweite Mahl einen unter Glas und Rahmen befindlichen Riß des Wallersee's überreichte: so kann ich nicht anders als dafür halten, daß die Posthalterinn am Wallersee ihren riesenhaften Gemahl überlebt habe; wobei jedoch die Möglichkeit überbleibt, daß dieser auf dem Grabe einer frühern Gattinn den habsüchtigen Geist ausgehaucht, und die jetzige traurig-fröhliche Wittwe aus zweiter Ehe hinterlassen habe.

Dem sey, wie ihm wolle, die Verstorbene, oder Lebende ließ uns zwei ganz neu decorirte, nach dem See

hinausgehende Zimmer einräumen, ein Kahn wurde dann sofort in Stand gesetzt, und bis zum Abendessen fuhren wir auf dem schönen See, der an die See'n von Garda und Como wenigstens einigermaaßen erinnert. — Nach so heiterer Fahrt speis'ten wir vortrefflich und schliefen bis uns die sich in den blauen Fluthen spiegelnde goldene Morgensonne weckte.

Auch am Morgen war die Zweifelhafte, und zwar in Trauerkleidern, wieder bei der Hand, nahm die Bezahlung eigenhändig in Empfang, und lud uns ein, einmahl acht Tage am See zuzubringen. — Am besten wird unstreitig die Frau Postmeisterinn selbst das Räthsel lösen können. Auch die Büchlein haben ihre Schicksale: wer weiß, vielleicht werden diese Blätter zum Wallersee verweht: da empfange denn die Verstorbene, oder die Lebende meinen Gruß und nochmahligen Dank für die schönen Forellen, mit denen sie uns in den freundlichen Zimmern am See bewirthete.

Am 25sten Julius, nach einer äußerst angenehmen Fahrt durch die baierischen Voralpen, kamen wir um 7 Uhr Abends zu München im schwarzen Adler an, und ich begab mich sofort zu meinem guten Sohn, der sich herzlich freute, seinen Vater glücklich von einer weiten Reise zurückgekehrt zu sehen.

Die Mehrheit der Städte in Italien ist im Sinken, wenigstens in einem höchst bedenklichen Stillstande. Einige blühen; aber (außer Livorno) vielleicht nicht eine ist im jugendlichen Wachsthume begriffen. So erblickt denn der aus Italien nach München zurückkehrende Fremde etwas ihm ganz Ungewohntes: eine Stadt, die sich nach allen Seiten ausbreitet.

Nichts würde ungerechter seyn, als bei einer noch im Werden begriffenen Stadt, die Schönheiten und die Harmonie einer vollendeten zu verlangen. Die neuen Hauptstraßen Münchens haben noch bedeutende Lücken, die künftigen Plätze nur einzeln stehende Gebäude, das Pflaster ist nirgend von der Beschaffenheit, daß es entfernt mit dem von Mailand oder Livorno verglichen werden könnte. In unendlich vergrößertem Maaßstabe bietet München bis jetzt noch den Anblick dar, den — ganz im kleinen — ein entstehender Badeort darbietet. — Ein Menschenalter, und wäre es das längste, kann die großen Lücken nicht ausfüllen: so wird es nun darauf ankommen, ob die Nachfolger des Königs Ludwig denselben Kunstsinn, als er und seine Liebhabereien und Geldmittel haben werden. Wäre dieses nicht der Fall, wäre München für ein Königreich von vier Millionen Menschen, und welches keine Aussichten hat, sich nach Außen zu vergrößern, in zu großem Maaßstabe angelegt,

so würde ihm als Stadt dasselbe Schicksal werden, das so manchem gothischen Baue wurde: es bliebe eine Art Ruine; denn eine Stadt mit Lücken hat immer etwas Ruinenartiges. Dieses sind Bedenklichkeiten, die den Enthusiasmus eines Fremden für dasjenige, welches er hier entstehen sieht, wohl niederdrücken können, und die sich mir in dem Maaße nicht aufdrangen, als ich zum ersten Mahle hier war, wie, nachdem ich so manches unvollendete Bauwerk, so manche in Verfall gerathene Stadt in Italien geschauet hatte.

Aber noch eine andere Bemerkung drang sich mir bei meinem zweiten Aufenthalte in München auf.

Die Kunstgeschichte lehrt uns die Baustyle der verschiedenen Völker in den verschiedenen Zeiten ihrer Existenz; und dem tiefer dringenden Geiste wird es bald klar, daß der jedesmahlige Baustyl analog sey dem Volke, bei dem, und dem Orte und der Zeit, wo, und zu der er sich ausbildete. Wir wollen uns hier nur den Hauptcharakter der ägyptischen, griechischen, römischen, byzantinischen, gothischen und neuitaliänischen — dann der indischen, arabischen, chinesischen Style u. s. w., in ihren verschiedenen Perioden vor die Augen des Geistes bringen. — In welchem Style baut man nun jetzt in München? — Wie soll ein künftiger Archäolog die jetzige baierische Bauperiode bezeichnen? — Welches ist die all-

gemeine Idee, nach welcher sich Münchens Prachtgebäude und überhaupt Bauwerke erheben? — Es entstehen unter den Augen einer Generation, eines Volkes, an einem und demselben Orte Gebäude, wie sie die verschiedenen Bauperioden der verschiedensten Völker und der verschiedensten Culturstufen hervorgebracht haben. Hier eine byzantinische, hier eine gothische Basilica, hier eine ganz moderne, fast stylose Kirche; dort ein Palast im griechischen, dort im römischen, dort im neuitaliänischen Style. — Selbst das florentinische Mittelalter gab seinen Beitrag, während ein ägyptischer Obelisk nicht fehlt, dessen Inschrift, wenigstens mir, so räthselhaft ist, als die ägyptischen Hieroglyphen *). — Ich vermuthe, daß man hierauf

*) Die Inschrift lautet:

»Den dreißig tausend Baiern, welche im russischen Kriege »den Tod fanden.« — »Auch sie starben für die Befreiung »des Vaterlandes.« — Wie starben sie dafür? Dadurch, daß das große Heer, zu dem sie gehörten, durch das Schwert, den Hunger und den Frost vernichtet wurde? — Dieß war aber nicht ihr Verdienst; es war ein Schicksal, welches sie, wider ihren Willen, denn sie thaten völlig ihre Pflicht, mit den Franzosen theilten, die keineswegs die Absicht hatten, sich durch ihren Tod um Deutschland verdient zu machen. — Diese Auslegung der Worte kann also unmöglich die richtige seyn, und ich bin fest überzeugt, daß der Sinn ein tiefer liegender sey.

antworten wird: Es müsse nicht nur erlaubt, sondern sogar wünschenswerth erscheinen, nicht einseitig das Schöne und Große eines Volkes und einer Zeit, sondern aller Völker und aller Zeiten darzustellen. Die griechische Architectur habe ihre Blüthenzeit gehabt, wie später die byzantinische und die gothische. Warum solle nun nicht unternommen werden, sich von allen diesem das Schönste zu eigen zu machen? und zwar zweckmäßig, z. B. für den catholischen Gottesdienst den gothischen, für den protestantischen einen modernen unbestimmten, für die Aufbewahrung griechischer Kunstwerke den echt griechischen Styl? — Diese Antwort befriedigt mich nicht völlig. Eine Stadt ist ein Ganzes. Erblicke ich in dieser verschiedenartige Baustyle aus ihren eigenen verschiedenen Perioden, wie z. B. zu Venedig, Florenz, so erkenne ich darin die Entwickelung des Ganzen zu dem jetzigen Zustande. — Ich lese in Monumenten die Geschichte der Stadt und des Landes; und eben dieses ist mir im höchsten Grade anziehend. — Finde ich aber in derselben Straße Baustyle aus den verschiedensten Zeiten und der verschiedensten Völker, die in demselben Jahrzehend ihre Entstehung erhielten, so hat meine Seele diese Befriedigung nicht. Ich glaube etwas Willkührliches zu schauen: Bauwerke, welche nicht das Bedürfniß, sondern Liebhaberei und ein vorübergе-

hender Geſchmack hervorriefen. — Was mir alſo in München, bei meinem zweiten Aufenthalte in dieſer Stadt, auf gewiſſe Weiſe ſtörend entgegentrat, war dieſe bemerkte Mannigfaltigkeit der Style von Gebäuden, die zu einer und derſelben Zeit entſtanden; die zwar bei dem erſten Anſchauen, gleich einer auffallenden Theater-Decoration, anregen, für die Dauer aber den Geiſt nicht befriedigen konnte. Ich hätte eine größere Harmonie des Einzelnen unter ſich zum Ganzen gewünſcht.

Doch ich kann irren, und mein Geſchmack mag ein falſcher ſeyn.

Bei meinem erſten Aufenthalte zu München war die Witterung zu winterhaft, als daß an Landpartien zu denken geweſen wäre. Jetzt war das Wetter ſchön, und ſo wurde denn der Nachmittag eines Sonntages (26. Juli) zu einem Ausfluge nach Nymphenburg beſtimmt. Die Geſellſchaft beſtand, außer mir und meinem Sohne, aus dem Herrn von Krukowsky und einem italiäniſchen Gelehrten, deſſen Bekanntſchaft ich ſchon in Mailand gemacht hatte. Nymphenburg liegt eine Stunde von München, nach Weſten zu, in einer Gegend, die man füglich eine proſaiſche nennen kann. Das Schloß, welches von Außen einer Caſerne nicht unähnlich ſieht, beſteht aus fünf, durch

Gallerien verbundenen Pavillons. Der Vorhof dieſes Palaſtes iſt von einer gegen die Höhe der Gebäude unverhältnißmäßig großen Ausdehnung und ſcheint mir ein recht vollgültiger Repräſentant der langen Weile zu ſeyn, die die Bewohner des Schloſſes wohl oft genug mögen empfunden haben. In der Mitte dieſes Hofes erhebt ſich jedoch majeſtätiſch neunzig Fuß hoch ein mächtiger Waſſerſtrahl und belebt einigermaaßen die Oede. — Der Garten (in welchem eine ähnliche Fontäne befindlich) ſoll einen Flächeninhalt von einer Meile enthalten, welches ich jedoch nicht verbürgen möchte. Er hat mehrere ſchöne landſchaftliche und Waldpartien, trägt jedoch auch ſehr, nach meiner Empfindung, den Stempel der Langweiligkeit. — Dieſe Idee konnte mir weder die Pagodenburg, (ſo geſchmacklos wie möglich), noch das Schlößchen Badenburg, noch die Amalienburg verſcheuchen. — Nur die Bieberhütte mit ihren lebendigen Biebern zog mich an. — Uebrigens nirgend Menſchen als — im Gaſthofe!

In dem, was ich bereits von dem Widerwillen der Baiern, in Klöſter zu treten, geſagt habe *), kann ich hier

*) Band I. S. 129.

noch Folgendes hinzufügen. — Bis jetzt war es nicht möglich gewesen, für das neue Benedictiner-Kloster zu Augsburg auch nur einen einzigen Baiern zu gewinnen. Selbst die alten gelehrten und frommen Priester, welche ehemahls Klöstern angehörten, wiesen die Einladung zur Rückkehr zurück, und von 218 jungen Theologen, denen die Aussicht reizend geschildert wurde, war nicht ein einziger zu gewinnen. — So hat es denn beinahe das Ansehen, als wenn das neue baierische Institut fortwährend vom Auslande her erhalten werden müsse: Beweis genug, wie mich dünkt, daß es, bei den besten Absichten, die man bei seiner Errichtung bezweckte, nicht zeitgemäß sey.

Unter Besuchen und wiederholten Besichtigungen der vielen Merkwürdigkeiten Münchens — wo eben der sogenannte Dult (Messe) gehalten wurde — gingen mir in der Gesellschaft meines Sohnes ein Paar Tage (26. und 27. Juli) schnell genug hin. Aber dennoch sehnte ich mich (denn Italien war doch einmahl verlassen) nach Haus zu den Meinen, und so entschloß ich mich ziemlich schwer zu einer Reise nach Salzburg, die meine Rückkehr um eine ganze Woche verspäten mußte. — Eine Sünde schien es mir jedoch, den Besuch derjenigen Stadt zu versäumen, von welcher mir der Ruf längst gesagt hatte, daß sie, in einem irdischen Paradiese gele-

gen, in dieſer Beziehung in Deutſchland nicht ihres Gleichen habe. — So trat ich denn mit meinem Sohne am 28ſten Julius, früh um ſechs Uhr, die Reiſe an. — Auch dieſes Mahl hatten wir einen Reiſegeſellſchafter nicht verſchmäht: es war ein alter Kaufmann aus dem Venetianiſchen, der in Seidenhandlungs-Geſchäften zu Augsburg geweſen war.

Der Weg führt Anfangs durch eine Ebene, welche der Gegend um Braunſchweig nicht unähnlich iſt. Hopfengärten und Getreidefelder wechſeln ab. In der Ferne erblicket man doch rechts die ſchneebedeckten Alpen in ihren zackigen Umriſſen, und ſo hatte ich zum Troſt nach einen Gegenſtand zu ſchaun, der mit dem ſchönen Italien in unmittelbarer Berührung ſteht. — Schnell auf dem trefflichen Wege dahin rollend gelangten wir über Zorneding (5 St.) und Steinhöring (5 St.) nach Waſſerburg (4 St.), wo wir zum zweiten Mahle Halt machten: denn unſer Lohnkutſcher war kein Vetturino, der auf den längſten Tagereiſen unbarmherzig ſeinen Thieren niemahls mehr als eine einzige Raſt, außer dem Nachtlager, vergönnt. Waſſerburg iſt eine alte wohlgebaute, in einem Bergkeſſel liegende, mahleriſch von dem majeſtätiſchen Inn umfluthete Stadt, welche aus zwei breiten Straßen mit Häuſern, die an Italien erinnern, beſteht. Dieſe ruhen ſogar, wie in

Padua und Bologna, auf Arcaden, unter denen ſich Krambuden befinden. Waſſerburg hat 2300 Einwohner und — ſieben Kirchen! — Mir war das Städtchen vorzüglich deßhalb merkwürdig, weil im Gaſthofe eine Kellnerinn mir mein Glas Milch reichte, die ſelbſt Raphael zum Modelle einer Madonna nicht verſchmäht haben würde. — In dieſes Land muß der Mahler wandern: es verdient den Ruf hoher weiblicher Schönheit Heimath zu ſeyn weit mehr als Italien. Am andern Tage, zu Stein, erſchien wieder eine Kellnerinn, welche der Waſſerburgiſchen Jungfrau den Rang ſtreitig machte.

Die Nacht brachten wir zu Frabertsheim in einem ſehr guten Gaſthofe zu, wo es die Wirthsleute an einer faſt rührenden Sorgfalt nicht fehlen ließen. Iſt irgendwo in unſerm deutſchen Vaterlande wahre Gaſtfreundſchaft und Biederkeit zu Hauſe, ſo iſt es in dieſer Gegend. Welch ein himmelweiter Unterſchied in dem Betragen eines italiäniſchen Cameriere und einer baieriſchen Kellnerinn gegen den Fremden! Wenn Jener nur an ſich denkt, indem er bedient, ſo ſcheint Dieſe, gleich einer ſorgſamen Schweſter oder Mutter, einzig das Wohlſeyn und die Bequemlichkeit ihres Gaſtes vor Augen zu haben. Und dabei zeigt ſie ſich ſo ſittſam in ihrem Betragen, daß ich mich nicht überreden kann, dieſes ſey nur äußerer Schein. — Mein Sohn hatte in

Frauenstheim einen schönen Handstock stehen lassen. So bald wir, bei der Rückkehr, wieder in das Haus traten, war das Erste der Kellnerin, den Stock herbei zu holen. — Wahrlich, das deutsche Vaterland hat sein Gutes und Schönes! —

Am andern Tage (29. Juli) setzten wir unsere Reise über Stein (4 St.), Traunstein (4 St.) und Teissendorf (4 St.) auf gleich schönem Wege, jedoch bei nicht freundlichem Wetter, fort. Von diesem letzten Orte ist Salzburg noch 5 Stunden entfernt. Das Terrain begann sich zu heben; man trat in die Vorberge der Alpen ein, und manche schöne Ansicht bot sich dar. Besonders Traunstein (3000 Einw.) nimmt sich in der Entfernung außerordentlich mahlerisch aus. Es liegt in freier Gegend auf einer Anhöhe und mehrern Hügeln, von vier Dörfern umgeben, welche seine Vorstädte bilden. In der Vorstadt Au befinden sich die ansehnlichen Gebäude der wichtigen hiesigen Saline, welche ihre Soole aus dem sieben Stunden von hier entfernten Reichenhall, durch Röhrenleitungen, empfängt.

Zu Tiefering tritt man in das k. k. östreichische Staatsgebiet, daher hier (wie man es hier zu Lande nennt) die Einbuchsstation und zugleich das Grenzmauthamt ist. Dieses ist mir deßhalb merkwürdig geworden, weil hier auf eine mir bis dahin im k. k. öst-

reichischen Gebiete noch nicht vorgekommene Weise die Visitation unserer wenigen Effecten — denn wir hatten nur das Nothwendigste von München mitgenommen — bewerkstelligt wurde. — Als ich in das Bureau der Mauth trat, reichte mir ein Beamter die auf Papp gezogenen k. k. Verordnungen, die Declaration der einzuführenden Gegenstände betreffend, und zwar in drei oder vier verschiedene Sprachen übersetzt, dar. Als ich sie gelesen, fragte er bestimmt nach dem Inhalte meines Koffers. — Jetzt begab er sich mit mir unter den Schuppen, wo der Wagen stand, ließ den Koffer öffnen, fühlte ein wenig an den Seiten herum, durchblätterte mein Tagebuch, ohne jedoch darin zu lesen, und ließ dann den Koffer wieder verschließen. — Es ist dieses das einzige Mahl auf einer Reise von mehr als 600 deutschen Meilen, daß mein Koffer geöffnet ist, und zugleich das einzige Mahl, daß ich einem östreichischen Mauthbeamten nicht ein Geschenk gegeben. — Ich habe diesem hier, der genau, aber ohne alle Chikane und sehr schnell, seine Pflicht erfüllte, auch nichts geboten. — Einem meiner Freunde, den ich in Salzburg traf, war es hier genau eben so gegangen. Es mag diese Bemerkung hier zur Ehre der k. k. Mauthbeamten zu Liefering stehen.

Gegen 2 Uhr Nachmittags trafen wir zu Salzburg ein und stiegen in dem schönen Gasthofe zum goldenen

Schiffe auf dem Domplatze ab, wo uns recht freundliche Zimmer eingeräumt wurden, und wo es uns an nichts gefehlt hat.

Abgesehen von seiner wundervollen Lage ist Salzburg eine sehr schöne Stadt, die wohl unter den Städten von ihrer Größe und Einwohner-Zahl in Deutschland schwerlich ihres Gleichen haben möchte *). Die Häuser sind sämmtlich von Stein, größtentheils im italiänischen Geschmacke gebaut, und meistens fünf Geschosse hoch. Die Straßen und Plätze sind reinlich und gut gepflastert, doch nicht regelmäßig. Auf den Straßen Salzburgs ist es still und ziemlich öde: man erkennet, daß der Verlust eines oft prachtvollen geistlichen Hofes und eines reichdotirten Domcapitels durch die mannichfachen Oberbehörden, welche jetzt in der Stadt ihren Sitz haben, nicht ersetzt ist. Hier würde eine deutsche Familie, die sich willkührlich ihren Wohnsitz wählen könnte, mit Annehmlichkeit wohlfeil zu leben

*) Die Stadt selbst hat 542 Häuser; die Vorstädte Mülln 53; Nonnthal 31; Stein 55. Nach einem 1818 Statt gefundenen großen Brande sind jedoch mehrere Häuser noch nicht wieder aufgebaut. Es waren hier am Ende des Jahres 1834 — 11,034 Einwohner, ohne das Militär.

vermögen. Doch wohl schwerlich, selbst jetzt, mit vollkommener Unbefangenheit eine protestantische.

Unser erster Weg war auf den Mönchsberg. Er ist der Stadt im Süden und Süd-Westen gelegen, und besteht aus einer äußerst grobkörnigen Breccia, welche die Schweizer Nagelfluhe, die Harzer aber Grauwacke nennen. Doch findet sich auf unserm Harze keine Grauwacke, welche Geschiebe von der Größe eines Kinderkopfes (wie hier der Fall ist) einschlösse. Das Urmeer muß in dieser Gegend Jahrtausende lang den Fuß der Alpen bespühlet, und in ihren Thälern wie in mächtigen Buchten geflutet haben, die Bruchstücke, aus denen diese Breccia besteht, so abzurunden, wie wir sie, durch ein thoniges Bindemittel zu Felsen vereinet, jetzt schauen. Die Lage des Mönchsberges an der Stadt, von welcher ein Theil sich an dessen steile Felsen lehnt, und seine mittlere Höhe machen ihn zu einer der schönsten Promenaden Salzburgs, von welcher man eine überall freie Aussicht, besonders in das entzückende Salzachthal, genießt. Alte Schlösser, Thürme, zerfallende Mauern ehemahliger Befestigungen, Landhäuser, Meierhöfe mit Saatfeldern und Wiesen, Nadel- und Laubholz- und Gesträuche mannichfaltiger Art bedecken die breite Fläche dieses Berges, und bilden, ohne daß die Kunst nachzuhelfen gehabt hätte, einen Park, mit

welchem gewiß selbst Fürst Pückler zufrieden seyn würde. Hier hat das Auge, indem es das herrliche Salzachthal durchschweift, von allen Seiten die unvergleichlichsten Ruhepunkte, die reizendsten und mannichfachsten Prospecte, die Erstaunen und Bewunderung erregen *). — Hierher muß der Fremde, welcher sich Salzburgs eigenthümliche Schönheit für den Rest des Lebens ganz zu eigen machen will, so oft wandern, als es irgend seine Zeit erlaubt. Bei jeder Tageszeit wird ihm eine verschiedene Beleuchtung andere Reize der Gegend entdecken lassen. Der Mönchsberg grenzt im Osten an den Festungsberg, welcher aus Kalk besteht, an den sich die Nagelfluhe auf eine merkwürdige Weise anlehnt, und bildet so mit diesem einen amphitheatralischen Kranz um das Thal der Salzach, in welchem die südliche größere Hälfte der Stadt, am linken Ufer des Flusses, eingeschlossen liegt. Eben diese Umzingelung Salzburgs auf dieser Seite machte die Verbindung mit der südlichen und südwestlichen Umgebung unbequem: denn außer über die Brücke der Salzach hat das Thal nur dicht an dem Flusse nach Osten und Westen Ausgänge. So entschloß sich denn der Erzbischof Sigis-

*) S. die Stadt Salzburg und ihre Umgebungen. Ein Taschenbuch für Fremde und Einheimische. Salzburg, b. Franz Xaver Duyle. 1835.

mund III., ganz nach Art der Grotta di Posilippo, den Mönchsberg durchbrechen zu lassen. Ein Hannoveraner, David Zimmermann, brachte in zwei Jahren das große Werk zu Stande, und am 15ten November 1767 wurde das neue Sigmunds-Thor, wie es mit Recht genannt wird, zum ersten Mahle von einer unzählbaren Menge Stadt- und Landbewohner durchgangen. — Diese Thor-Grotte hat eine Länge von 415, eine Breite von 22 und eine Höhe von 40 Fuß. Oben ist sie gewölbt, und wenn gleich kaum zum vierten Theile so lang als die Grotta di Posilippo, übertrifft sie diese doch an regelmäßiger Schönheit. — An der Stadtseite erblickt man in dem Fronton des Thores das Brustbild des Erbauers von weißem Marmor in halberhabener Arbeit (ein Werk des Salzburgers Hagenauer), mit der passenden Unterschrift: Te Saxa loquuntur. — Ich wüßte nicht, daß ich ein Bauwerk dieser Art in Deutschland außer diesem angetroffen hätte. — Bei dem Austritte aus dem Thore hemmt der Ofenloch- oder Rainberg die Aussicht. Aber man ersteige diesen schönen Hügel, welchen sein Eigenthümer Joseph Hafner mit parkartigen Anlagen hat versehen lassen, und man wird einer entzückenden Ansicht des Thors sowohl wie der ganzen Umgegend genießen. Ich rathe Jedem, der Salzburg besucht, zu diesem Gange. Eine zweite, wahrhaft

wundervolle Aussicht hat n[illegible] n der Brustwehr, welche vor der hochgelegenen [illegible] des Benedictinerinnen-Nonnenklosters (unweit des nach Osten führenden Cajetaner-Thors) errichtet ist. Hier überschaut man das ganze schöne gesegnete Thal zwischen den beiden hohen Gebirgen, dem südlich gelegenen Unters- und dem nördlich sich erhebenden Geisberge, durch welche Niederung die Salzach von Osten her mit ihren klaren und reißenden Fluthen strömt. — Aigen, Hellbrunn, Hallein, mit seinem Dürnberge, Glaneck und eine Menge von freundlichen Villen und Schlössern schmücken dieses wunderliebliche Thal, welches bei dem Glühen der Berge in der Abendbeleuchtung mich an das Thal des Arno bei Florenz erinnerte, dessen Umkreisung ich in demselben Lichte sah; nur daß die Gipfel des Apennin sich mit den hiesigen Voralpen an Höhe nicht messen können. Nimmt man Neapel aus, so hat Italien nichts, was diese Gegend an Schönheit überträfe. Auch den Festungsberg, auf welchem die Festung Hohen-Salzburg liegt, besuchten wir schon am ersten Abend unsers Hierseyns. Dieser dem Mönchsberge östlich liegende Berg besteht, wie schon bemerkt, aus Kalkstein, welcher mir zu der Jura-Formation zu gehören schien. — Schon die Römer hatten hier eine Burg. Die Erzbischöfe errichteten die Festung wohl vorzüglich zu ihrer persönli-

chen Sicherheit gegen die eigenen Unterthanen. So wurde hier auch der Erzbischof Matthäus 1525 mehrere Monate lang von seinen Bürgern und Bauern belagert, und nur durch die Hülfe des schwäbischen Bundes befreit. — Hier in der Festung befindet sich die Capelle des heiligen Georg, an deren vordern Wand der Erzbischof Leonhard sich selbst im vollen Pontifical-Schmuck und mit aufgehobener Segenshand sammt zwei Leviten aus rothem Marmor abbilden ließ, mit der Unterschrift: Hier giebt Leonhard, Erzbischof zu Salzburg, den Segen über das Erzstift salzburger Land. — Möchten die Erzbischöfe von Salzburg doch immer Segen über ihr Land gebracht haben! — Die Aussicht von dieser, von allen Seiten freistehenden Festung ist bewundernswürdig schön, und übertrifft selbst noch die Aussichten vom dem früher erwähnten Mönchs- und vom Nonnberge; daher unser kluger Cicerone uns auch hierher zuletzt führte. Hier sahen wir die Sonne untergehen. — Der Mahler Seiler nahm sein durch ganz Deutschland bewundertes Panorama von Salzburg von dem Festungsberge auf.

Sehr zufrieden mit unserer ersten so umfassenden Excursion, kehrten wir in der Dämmerung zurück.

Gegen Mitternacht kamen Fremde im Gasthofe an, denen ganz in meiner Nähe Zimmer eingeräumet wur-

den. Es dauerte ziemlich lange, ehe Alles zur Ruhe und Stille zurückgekehrt war. Ungeduldig, so in meinem ersten Schlafe gestört zu seyn, ahnete ich damahls nicht, daß die anlangenden Fremden, wie ich erst am Morgen des dritten Tages erfuhr, liebe Verwandte und Freunde seyen.

Den andern Tag (30. Jul.) bestimmte ich zu einer Fahrt im Thale der Salzach hinauf nach Hallein, Golling, dem Oefen, dem Wasserfall des Schwarzbaches, bis zu dem berühmten Passe Lueg. So sahen wir des Salzachthals vorzüglichste Schönheiten. — An Hellbrunn, dem mahlerischen Schlosse Anif und an den Ruinen des Altgutrathberges vorbei, gelangten wir auf dem vortrefflichsten Wege nach Hallein, der zweiten Stadt im Herzogthume Salzburg *). Hier hätte ich nun billig die berühmten Salzwerke genau in Augenschein nehmen und in die Sinkwerke des alten Tuval's einfahren sollen, aus deren Salzstuben die gesättigte Soole in hölzernen Rinnen nach Hallein geleitet und dort in großen Salzpfannen versotten wird. Da ich jedoch heute schlechterdings nicht aufgelegt war, was ich in jüngeren Jahren so oft mit Freuden ausgeführt, im Innern der Gebirge herumzukriechen, auch es überdem

*) Hallein hat etwas über 4000 Einwohner.

zu irgend gründlichen Beobachtungen an Zeit fehlte, so unterließ ich das Erste. — Die Salzsiederei war aber, wegen einer begonnenen Herstellung der Pfannen, ausgesetzt. Nach einem kurzen Aufenthalte in dem düstern und schmutzigen Hallein ging es also vorwärts. Doch hatte ich nicht verfehlt, eine geognostische Folge der Gebirgs- und Salzarten des Tuvals für mein Cabinet zu kaufen.

Es mochte 10 Uhr seyn, da wir Golling (6 St. von Salzburg) erreichten, einen Marktflecken (von 600 Einwohnern) in wilder romantischer Gegend des Salzachthales. — Sofort machten wir uns mit unserm salzburgischen Lohnbedienten, welcher, hier wohl bekannt, uns zum Cicerone diente, auf den Weg zu dem berühmten Wasserfalle des Schwarzenbaches am Guring. — Man überschreitet die Salzach, geht an einer alten auf einem Felsen mahlerisch ruhenden Kirche vorbei, und steigt sodann im Gebirge, von einem Walde beschattet, empor. Nach ungefähr einer Stunde steht man am Wasserfall, wo ich, nach Tivoli versetzt, hoch erfreut, und doch nicht ohne Rührung, die Gräfinn Helena und meinen Freund, ihren Gemahl, in Gedanken begleitend, den praeceps Anio von Neuem zu erblicken glaubte. Aus dem Bauche des hohen Göhl dringt der mächtige Schwarzenbach gewaltsam durch

eine weit aufklaffende Mündung hervor. Kaum funfzig Fuß von dieſer Stelle wölbt ſich ein hoher wilder Felſenbogen über die Kluft, in welcher der Schwarzenbach dem auf der Brücke ſtehenden Beobachter entgegeneilt. Doch ehe die ſchäumenden Wellen dieſe Brücke erreichen, ſtürzet ſich der Strom, mit demſelben Gebrülle wie der Anio bei der Grotte des Neptun, ſenkrecht in einen düſtern Abgrund. — Hier iſt die Aehnlichkeit mit dem Sturze des Teverone wirklich bedeutend. — Aus dieſem Keſſel reißet ſich der Bach wieder hinaus, eilt nun, tief unter der Felſenbrücke, über ausgewaſchene Steinplatten fort, und ſtürzet ſich von neuem, — auch hierin dem Teverone vergleichbar — über eine hohe ſteile Bergwand hinab. — Die Hauptmaſſe des Stromes fährt mit ſolcher Gewalt dahin, daß ſie die mooſige Marmor-Wand kaum berühret. Aus dem Felſenbecken, welches den herunterdonnernden Strom aufnimmt, fließt nun beruhigt das ſpiegelhelle Waſſer fort, treibt proſaiſch eine Pulver- und eine Sägemühle, und vereinigt ſich (ein Bild des Menſchenlebens) mit der Salzach. — Ich hätte vielleicht das Phänomen ſo beſchreiben ſollen, wie es ſich allmählich von unten hinauf bis zu ſeinem Urſprung dem Wanderer entwickelt; doch ich glaubte dem Leſer ſo deutlichere Vorſtellungen von dem Ganzen zu geben. Dem Sturz des Teverone ſteht

dieſer Waſſerfall an mahleriſchem Effecte nach; doch iſt auch dieſe Cascade wunderſchön, und Niemand, der in dieſe Gegend kömmt, darf verſäumen, ſie zu beſuchen. — Die Sonne ſchien nicht, als wir hier waren, und ſo haben wir dadurch bedeutend verloren, daß wir von den Regenbogen-Farbenſpiel, das man bei einer vortheilhaften Sonnenbeleuchtung — am ſchönſten zwiſchen 10—11 Uhr Morgens — hier ſchauet, nichts ſahen.

Wir kehrten bei einem gelinden Regen zurück, und aßen im Poſthauſe zu Golling zu Mittag.

Gleich nach Tiſch nahmen wir von unſerm Wirthe, dem Poſthalter, einen Einſpänner, um zu dem Paſſe Lueg und den ſogenannten Oefen zu fahren. Es hatte nämlich unſer Lohnkutſcher erklärt, daß es der Herr Poſthalter ihm ungnädig nehmen würde, wenn er uns nach dieſen Orten ſelbſt führe; denn dieſer ſähe die Beſorgung der Transportmittel zu den Ausflügen in der Umgegend von Golling als ſein Departement an, wozu er denn auch mit kleinen Wägen gut eingerichtet ſey.

Der Paß Lueg mag eine Stunde von Golling ſüdlich entfernt ſeyn. Er ſchließt auf dieſer Seite das ſchöne Thal von Golling. Es bilden hier die mauerartigen Felſenwände des 7268 Fuß hohen, öſtlich gelegenen Tannengebirges mit dem gegenüber in Weſten ſich erhebenden Hagenberge den in der Vorzeit den

Feinden verderblichen und auch in unsern Tagen tapfer vertheidigten Paß Lueg. Diesem gegenüber ist, dicht am Rande der pfeilschnell dahinrauschenden Salzach, die Croatenhöhle, eine Vertiefung, welche durch Auswaschungen des Stromes entstanden und durch Menschenhände erweitert ist. Diese Höhle windet sich tief in die Felsenwand hinein, und kann einer beträchtlichen Anzahl Krieger gleichsam zum Bollwerk dienen. Der wichtige Paß wird jetzt nach den Regeln der neuern Kriegskunst noch mehr befestigt.

Nicht weit vom Passe verließen wir unsern kleinen Wagen, und begaben uns, geführt von unserm salzburgischen Cicerone, auf einem Nebenwege zu den sogenannten Oefen. — Wer Schauderscenen liebt, muß hierher kommen. — Zwei Felsenberge, der eine östlich, der andere westlich gelegen, bilden eine tiefe Schlucht, durch welche von Süden her die von den hohen Alpen herunterströmende Salzach hinbraufet. Diese Felsengebirge sind in ungeheuern (Marmor-)Blöcken von beiden Seiten zusammengestürzt, und haben so cyklopische Brücken über den Strom gebildet. Alles dieses zeigt sich tief im Grunde der Schlucht, ungefähr so, als wenn man von unserer Roßtrappe (auf dem Harze) zu dem Kessel und dem Krokloche hinunterschaute. Diese zusammengestürzten Felsenmassen sind aber von dichter

Waldung beſchattet, und nicht am hellen Tageslichte zu ſchauen, wie im Bubethale der Fall iſt. Hinunter zu den grauſenvollen Scenen führen Treppen von Felſenſtücken und Holzblöcken, ſo daß man, bei einiger Vorſicht, ohne Gefahr in die Tiefe gelangen kann. Als wir hier waren, regnete es, und der ſchlüpfrige Weg war ſehr bedächtig zu gehen, wollte man nicht Schaden nehmen. Doch gelangten wir glücklich hinunter, und ſchauten nun durch die Lücken der zuſammengeſtürzten Felſen wie die gepreßte Salzach toſend dahinſtürzte. Das Ganze hat etwas ſo Furchtbares, daß man es ſich in der Phantaſie kaum ſo arg vorſtellen kann, als man es hier ſchaut.

Auf der Salzach wird Holz nach Salzburg hinuntergeflößt. Wenn ſich nun dieſes in dem Engpaſſe gleich Eisſchollen auf einander häufet und den Strom in ſeinem Laufe hemmt, dann ſollen oftmahls Scenen ſich ereignen, welche noch weit über dasjenige, was wir hier ſahen, an mahleriſcher Gräßlichkeit hinausgehen. Legen ſich aber mehrere Balken dermaaßen quer in den Strom, daß dieſer auf längere Zeit für die Flößarbeit gehemmt ſeyn könnte, dann wird ein tapferer Holzknecht, auf einem Knebel reitend und mit einer Axt bewaffnet, an einem ſtarken Taue von ſeinen Cameraden in den Abgrund hinabgelaſſen. Hier, ſtets ſchwebend, ſucht er

nun durch zweckmäßig ausgeführte Schläge dem Holze eine solche Richtung zu geben, daß der Paß wiederum eröffnet wird. — Als, so erzählte man mir, vor wenigen Jahren ein Holzknecht auf diese Weise bis zu den stockenden Balken hinuntergelassen war, und lange vergeblich mit dem Beile gearbeitet hatte, suchte er, auf seinem Knebel reitend, auch mit den Füßen nachhelfend, das Holz zu fördern. Unglücklicherweise wurde ihm aber der eine Fuß so zwischen dem Holze festgeklemmt, daß eine stundenlange Arbeit nicht vermochte, ihn freizumachen. Endlich hatte diese doch die Wirkung, daß das Holz sich zu bewegen begann: aber diese Sache wurde dadurch noch viel schlimmer. Auf dem Knebel am Seile schwebend, war der Unglückliche in der Lage, gleich wie bei einer Viertheilung, zerrissen zu werden. So wie er diese letzte und äußerste Gefahr erkannte, war sein Entschluß gefaßt. Ein muthig ausgeführter Hieb mit seiner scharfen Axt, und der Fuß war unter dem Knie vom Leibe getrennt. Jetzt wurde der Verstümmelte schnell hinaufgezogen, von seinen Cameraden einigermaaßen verbunden, und nach ein Paar Monaten setzte er mit einem hölzernen Beine sein gefährliches Handwerk fort.

Ziemlich durchnäßt stiegen wir wieder in unsern kleinen Wagen, und waren gegen acht Uhr Abends zu Salzburg zurück.

Erst am andern Morgen (31. Jul.) erfuhren wir, daß die Fremden, welche während der ersten Nacht, die wir zu Salzburg zubrachten, uns ein wenig in unserer Ruhe durch ihre Ankunft gestört hatten, mein Schwager der Graf von Veltheim-Harbke mit seiner Gemahlinn, einer Schwester meiner Frau, seyen, die auf einer Reise nach Gastein und von da nach Italien *) begriffen, sich hier ein Paar Tage verweilten. Ein glücklicherer Zufall hätte uns hier kaum begegnen können. Ich bekam die erwünschtesten und neuesten Nachrichten von den Meinen, und war mit Menschen vereint, die ich seit vielen Jahren nicht nur als Verwandte, sondern, welches mehr sagen will, als Freunde liebte. — Sofort wurde ein Plan festgesetzt, wie der Tag — ein wunderschönes Wetter war eingetreten — gemeinsam verlebt werden solle.

Unser erster Weg war zu dem ganz in unserer Nähe gelegenen Dom, welcher mit seiner aus weißem Marmor aufgeführten Façade die ganze Breite des Domplatzes füllt. Er ist in dem bekannten modern-antiken italiänischen Geschmacke, nach einem Plane des Santino Solari, im Anfange des 17ten Jahrhunderts, aufge-

*) Wohin sie doch, der Cholera-Anstalten wegen, nicht gelangten.

führt, und nimmt sich mit seinen Statuen allerdings ganz stattlich aus. Doch ist mir in Deutschland ein Dom im altdeutschen Style, wie der zu Magdeburg oder Halberstadt, unendlich lieber.

Vor dem Dome steht die Bildsäule der unbefleckten Empfängniß der Maria. Sie ist 1771 gesetzt, colossal aus Blei gegossen, und ruhet auf einem hohen marmornen Piedestal, an dessen Ecken vier, ebenfalls aus Blei gegossene colossale Statuen sich befinden, die Kirche, die Weisheit, einen frohlockenden Engel und den verzweifelnden Satan vorstellend. Der Letzte hat das Unglück gehabt, daß ihm das eine bleierne Bein gestohlen ist. — Das Ganze, dessen Verfertiger die Gebrüder Hagenauer sind, hat einen bedeutenden Kunstwerth. — Graf Veltheim, bekanntlich einer der ersten jetzt lebenden hippologischen Schriftsteller *), schenkte dem ehemahligen fürstlichen Marstall, in welchem jetzt ungarische Cavallerie-Pferde standen, und der demselben angebauten Winterreitbahn besondere Aufmerksamkeit. Diese letzte ist 70 Schritte lang und 20 breit. Die Decke ziert ein sie ganz und gar einneh-

*) Sein in mehreren Auflagen erschienenes Werk über die englische Pferdezucht ist in das Französische und Englische übersetzt.

mendes Fresco-Gemählde, ein Turnier vorstellend: da es sich denn seltsam genug ausnimmt, die geharnischten Ritter auf ihren mächtigen, Karrengäulen nicht unähnlichen Rossen, hoch über dem Haupte gegen einander anrennen zu sehen. — Abgesehen von der nicht ganz seltenen Geschmacklosigkeit, auf Deckengemählden Vorstellungen der Art anzubringen, ist es allerdings auffallend, daß, wie Pferdekenner behaupten, selbst die größten Mahler des 15ten und 16ten Jahrhunderts niemahls es unternahmen, wahrhaft edele Pferdegestalten (wie wir sie doch auf den griechischen Basreliefs finden) darzustellen. Ostfriesische Karrengäule scheinen ihnen zu Modellen gedient zu haben; und selbst diese bildeten sie nicht anatomisch richtig nach. Erst der neuen Zeit, besonders der münchenschen Schule, scheint es vorbehalten zu seyn, edele Pferde richtig gezeichnet darzustellen.

Auf einem Gange durch die Stadt versäumten wir nicht, uns das Eckhaus Nr. 397 am Plätzchen, in welchem Philippus Theophrastus Paracelsus Bombastus de Hohenheim am 24sten September 1541 gestorben, zeigen zu lassen. Sein Bildniß mit seinem Namen ist an der Außenseite des Hauses zu schaun. — Der stattlichen Universitäts- (jetzt Lyceums-) Kirche gegenüber ist das Haus (Nr. 225.), in welchem der weltberühmte Wolfgang Amadäus Mozart am

27sten Januar 1756 geboren wurde. — Auch dieses betrachteten wir mit Interesse, dafür haltend, daß Aufmerksamkeiten der Art Huldigungen seyen, die man dem Andenken großer Männer schuldig ist.

Jetzt bestiegen wir den Wagen, um nach Aigen zu fahren. Der Weg nach diesem, eine Stunde von Salzburg entfernten Lustorte führt über die Salzach-Brücke durch die in dem Thale zwischen dem Kapuziner-Berge und dem Strome gelegene Vorstadt Stein. Aigen's herrliche Parkanlagen, denen das Ganze des salzburgischen Thales, gleichsam zurückwirkend, eigenthümlichen Zauber verleiht, haben ihren Ursprung dem Fürsten Ernest von Schwarzenberg, Bischof von Raab, zu danken, welcher sich in dem hier befindlichen Schlosse auch am liebsten aufzuhalten pflegte. Graf Veltheim, selbst Eigenthümer der schönsten Parkanlagen *), welche ein Privatmann in Norddeutschland besitzt, und gelehrter Kenner der höhern Gartenkunst, verfehlte nicht, uns auf das hier zu schauende Schöne und Große, aber auch auf diejenigen Stellen aufmerksam zu machen, welchen die Kunst billig noch nachhelfen müßte. In dem Garten ist gar Vieles zu betrachten. Man findet Grotten, Wasserfälle, Felsenpartien, Hütten, Belvedere's: aber

*) Zu Harbke nahe bei Helmstedt.

Alles dieſes iſt nichts gegen dasjenige, welches die Natur für das ſo oft beſungene Aigen that. — Dieſes gehört jetzt dem regierenden Fürſten Joſeph von Schwarzenberg.

Von hier fuhren wir, hinter dem Kapuziner-Berge weg, nach der ehemahligen erzbiſchöflichen Sommer-Reſidenz Mirabell. Dieſes Schloß wurde nach dem großen Brande in der gegenwärtigen einfachen Geſtalt hergeſtellt, und giebt, blendend weiß aus dem friſchen Grün des großen Gartens ſich in höchſt einfacher Architectur erhebend, der ganzen Gegend ein heiteres Anſehn. — Der weitläufige Schloßgarten hat Statuen, Vaſen, Fontänen u. ſ. w., von denen die erſten gerade nicht immer Gegenſtände darſtellen, wie man ſie in einer erzbiſchöflichen Reſidenz erwarten möchte. Und doch iſt in dieſer Bemerkung wohl eine Art Unrecht enthalten. — Warum ſoll ein Erzbiſchof in ſeinem dem Publicum geöffneten Garten nicht der Kunſt in ihrem ganzen Umfange huldigen dürfen? — Vieles verändert auch ſchon der Name. Dieſe Gruppe heißt Adam und Eva; jene Paris und Venus. Hier empfängt, dort giebt die nackte Schöne den Apfel; übrigens iſt die Darſtellung ſo ziemlich dieſelbe, und das erſte Bild fehlt in keiner Bilderbibel.

Am Nachmittage beſuchten wir Hellbrunn, ein

ehemahliges erzbischöfliches Lustschloß (gebaut 1613) mit weitläufigen Gartenanlagen im altfranzösischen Geschmacke. In diesem Garten, den ich mit den Anlagen der Villa Pamfili zu Rom vergleichen möchte, ist die Menge der Grotten, Triebwerke und Wasserkünste, die der Brunnenmeister zeigt, allerdings schon in der Hinsicht sehenswerth, um sich zu überzeugen, für welche Kindereien die Großen, besonders in Deutschland im 17ten und 18ten Jahrhundert, das Geld wegwarfen. Hier hört man vom Wasser getriebene Orgeln, man schaut Bergwerke, in denen Knappen, auf das lebhafteste auf- und absteigend, hämmernd u. s. w., thätig sind, und mehr dergleichen. Auch an Schadenfreude hat es hier nicht gefehlt, wovon wir selbst noch ein Probestückchen zu schauen bekamen; genau so, wie ich es in der Villa Pamfili auch gesehen. — Während der Brunnenmeister uns die Herrlichkeiten zeigte, hatte sich eine gute Anzahl salzburgischer Bäuerinnen zu uns gesellet, uns bescheiden folgend und in Unschuld bewundernd was es hier Großes und Schönes gäbe. — Schlau lockte sie der Brunnenmeister in einen Gang, an dessen Ende ich weiß nicht was für ein Wassermirakel zu schauen war. — Aber die Neugier bekam den armen Dirnen übel. — Auf einmahl befanden sie sich in einem von unten auf sie losstürmenden Platzregen. Wo sie auch hinfliehen mochten, wur-

den sie von sich durchkreuzenden Strahlen durchnäßt, bis sie denn endlich, nicht ohne Geschrei, sich im Trocknen befanden. — Es läßt sich denken, welch ein großartiges Vergnügen dergleichen für die geistlichen Herren gewesen seyn mag. — Doch, wir wollen nicht zu laut triumphiren: auch zu unserer Zeit würde dergleichen — dürfte man es nur wagen — hin und wieder noch ein himmlischer Spaß seyn. — Dem Gebildeten ist es drückend, zu schauen, welche Rohheit noch in den Menschen steckt. Erst spät kamen wir von dieser Partie zurück, nicht ohne Bemerkungen über dasjenige, was wir gesehen hatten und über die Zeit, in welcher es entstand.

Am andern Morgen (1. Aug.) reis'te Graf Veltheim mit seiner Frau frühzeitig nach Gastein ab, begleitet von unsern herzlichsten Wünschen. — Um Abschied von Salzburg zu nehmen, bestiegen wir, gleich nach Sonnenaufgang, den dicht an der Steingasse am rechten Ufer der Salzach sich erhebenden Kapuzinerberg. An acht mit den gewöhnlichen Vorstellungen des Kalvarienberges geschmückten Kapellen vorbei, gelangt man zum Kalvarienberge selbst und zu dem Kloster der Kapuziner. Kirche und Kloster haben nichts Ausgezeichnetes, sondern stellen sich ganz so dar, wie sich die Klöster dieser bettelnden Väter darzustellen pflegen. Entzückend ist aber die Aussicht auch von dieser Seite der

Stadt, wenn man sich höher hinauf zu dem sogenannten Franziscus-Schlößchen begiebt, welches sonderbare Gebäude 1629 der Erzbischof Paris nach Art der alten Festungen erbauen ließ. — Das muß man den ehemahligen geistlichen Fürsten Deutschlands lassen, daß sie große Summen auf Bauten — dem nützlichsten Aufwand der Fürsten — verwandten.

Billig hätten wir nun noch zwei Tage zu Salzburg bleiben, und am ersten den nord-östlich von der Stadt liegenden 4075 Fuß hohen Geisberg, — welcher dem Rigi an die Seite gesetzt werden kann, aber, leider, auf seinem Gipfel noch kein gastliches Unterkommen darbietet — am andern aber den wahrhaft majestätischen 5864 Fuß hohen, das salzburgische Thal südlich umschließenden Untersberg besuchen sollen. Doch, der heute beginnende Augustmonat rief zurück, und noch bei ziemlich früher Tageszeit verließen wir das idyllische Salzburg.

Auch dieses Mahl hatte ich in dem Lohnwagen, dessen ich mich bediente, einen Reisegefährten, nämlich den herzoglich Sachsen-Meiningenschen Hofmahler Schellhorn, welcher von dem Bade Gastein zurückkehrte. Diesen bescheidenen Künstler, dessen Fach besonders die Landschaftsmahlerei zu seyn schien, gewann ich nicht nur durch seine gründlichen Urtheile in Beziehung auf sein Kunst-

fach, ſondern vorzüglich dadurch lieb, daß er, ganz gegen die heut zu Tage herrſchende Gewohnheit, nach welcher eben die Fürſten der Kritik am meiſten unterworfen ſind, von ſeinem Landesfürſten und von deſſen hoffnungsvollen Erbprinzen nichts als Gutes und Löbliches erzählte. — Mag man immer ſagen, von jenem vortrefflichen Regenten ſey nichts anders zu berichten: die Erſcheinung, gute Eigenſchaften ſo allgemein anerkannt zu ſehen, als bei dem Herzoge von Meiningen, — der freilich nur als ein wahrer Landesvater, für ſeine Regentenpflichten zu leben ſcheint — der Fall iſt, gehört unter die ſeltenen Phänomene der Zeit. — Von Herr Schellhorn's Kunſtleiſtungen habe ich nichts geſehen; nach dem Beifall, welche ſeine landſchaftlichen Darſtellungen mit Bleiſtift zu Gaſtein, dort an Ort und Stelle aufgenommen, gefunden, möchte ich wünſchen, daß ſie durch die Lithographie vervielfältigt würden.

Wir verabredeten unterweges, daß wir auch von München aus unſere Reiſe gemeinſchaftlich fortſetzen wollten, und ſchloſſen mit unſerm Lohnkutſcher, mit welchem wir alle Urſache hatten, zufrieden zu ſeyn, das Erforderliche ab.

Am andern Tage (2. Aug.) kamen wir zeitig in München an, und ſchon Tages darauf ſetzten wir, gleich nach Mittag, unſere Reiſe fort, nachdem ich von mei-

nem Sohne, der noch bis zur Mitte des Septembers dort seine Studien fortzusetzen hatte, nicht ohne Rührung Abschied genommen. — Herr Schellhorn und ich hatten von jetzt an nur einen Gedanken: den, so schnell, als möglich, zu den häuslichen Laren zurückzukehren.

Die Nacht vom 3ten bis 4ten August brachten wir zu Pfaffenhofen, einer uralten, von den herrlichsten Getreidefeldern umgebenen kleinen Stadt (1800 Einwohner), zu. Der Weg hierher geht Anfangs in einer Ebene, dann auf sich abwechselnd hebenden und senkenden Boden, durch Nadelholzungen und Getreidefelder, fort. Wir trafen um 7 Uhr ein, und hatten daher noch Zeit, uns etwas in der Umgegend umzusehen.

Schon um 4 Uhr des andern Morgens verließen wir Pfaffenhofen. Von hier bis Ingolstadt erstreckt sich eine unabsehbare Ebene. Bei dieser Stadt überschreitet man die Donau auf einer steinernen Brücke. Ingolstadt, ehemahls als Residenz der Herzoge von Bayern und Universität glänzend und hochberühmt, ist jetzt verödet: doch soll sich seine Einwohnerzahl heben und schon wieder auf 9000 gestiegen seyn. Die Stadt, einst bedeutende Festung, sah 1800 von den Franzosen ihre Werke geschleift. Jetzt werden diese, nach einem neuen Plane mit großen Kosten auf eine sehr solide Art von neuem errichtet. Mir schienen die Bauten,

ausgeführt von mächtigen Quadern, ähnlich denen bei Brixen und Verona.

So wie man das ehemahlige Bisthum Eichstädt betritt, erblickt man Berge, Felsen und Wälder, und die Gegend wird in einem hohen Grade mahlerisch. — Eichstädt ist eine ansehnliche, aber sehr verödete Stadt, mit vielen wohlgebauten Häusern (7500 Einwohner). Ihr schönes Schloß diente bisher der Familie des verstorbenen Prinzen Eugen Beauharnois, ehemahligen Vicekönigs von Italien, zum Sommeraufenthalt. Der Dom, ein gothisches Gebäude, enthält mehrere merkwürdige Denkmahle aus dem Mittelalter. — Da wir hier zu Mittag speiseten, so fehlte es uns nicht an Zeit, uns in Eichstädt einigermaaßen umzusehen. Das Fürstenthum Eichstädt wurde bekanntlich, doch als bayerische Standesherrschaft, dem ehemahligen Vicekönige von Italien zugetheilt. — Deutschland hat in der That Jahrhunderte lang, von den Schwedenzeiten her, ein ganz eigenthümliches Schicksal gehabt, nämlich das, auswärtigen Fürsten, welche auf Entschädigung Anspruch zu haben glaubten, oder auch wirklich diesen Anspruch haben mochten, Entschädigungen liefern zu müssen. — So empfing einst der Herzog von Modena, für den Verlust seiner italiänischen Staaten, die zur cisalpinischen Republik kamen, den Breisgau; Salzburg, und nachher

ſtatt dieſes Würzburg, kam an Toscana, Fulda an Oranien u. ſ. w. — Man kann ſich nicht verhehlen, daß ſolche willkührliche Austheilungen von Land und Leuten eben nicht die rechte Methode ſeyn möchten, den Patriotismus der Deutſchen zu beleben; daher wir denn hoffen wollen, daß, bei dem Fortſchreiten der wichtigen Wiſſenſchaft des natürlichen Staatsrechts, dergleichen Austheilungen künftig wegfallen mögen. Würden ſich wohl je die Franzoſen gefallen laſſen, daß z. B. das Bisthum Metz (ein urſprüngliches Beſitzthum des deutſchen Reichs) dem Prinzen Waſa zur Entſchädigung zugetheilt würde? —

Von Eichſtädt nach Ellingen bietet der Weg die herrlichſten Ausſichten auf Wälder, Felſen und Berge dar: die Gegend iſt wunderſchön. Ellingen iſt der Hauptort der gleichnamigen, dem Feldmarſchall Fürſten Wrede im Jahre 1815 verliehenen Beſitzung. Sehenswerth ſind hier das Schloß, der ſehr ſchöne Garten, die Schweizerei und das Geſtüte. — Wir waren hier gegen acht Uhr angelangt und nahmen unſer Nachtquartier in einem Gaſthofe, welcher auch auf der Chiaja zu Neapel den Namen eines prächtigen Hotels verdienen würde.

Am andern Tage, beſtändig fortellend und nur ſchnelle Rückkehr vor Augen habend, aßen wir zu Nürnberg

zu Mittag, durchfuhren Nachmittags Erlangen, und ſchliefen zu Bamberg. Von meinem Reiſegefährten trennte ich mich zu Hildburgshauſen am Abend des 6ten Auguſts, und eilte nach Schleuſingen, wo ich im alten Quartiere übernachtete.

Noch eine Nacht zu Langenſalza und eine zweite zu Duderſtadt, und die ſchöne Reiſe nach den heſperiſchen Gefilden war beendet. — — Ich hatte einen neuen Lohnkutſcher zu Coburg angenommen, und dieſer legte Tagereiſen zurück, wie ich ſie kaum mit Extrapoſt hätte zurücklegen können.

Sonntags am 9ten Auguſt, Abends gegen elf Uhr, trat ich in mein Haus, unbemerkt, denn ich war, um dem Kutſcher, welchem die Straßen Wolfenbüttels unbekannt waren, den Weg zu zeigen, am Thore ausgeſtiegen und dem Wagen vorhergegangen.

Die Meinigen waren noch auf, obwohl ſie die Hoffnung aufgegeben hatten, mich noch heute in ihre Arme zu ſchließen. — Ich ſage nichts von ihrer Freude, nichts von meiner Rührung. — Nicht den geringſten Unfall hatte ich auf einer Reiſe von mehr als ſechshundert deutſchen Meilen gehabt; ich kehrte noch acht und vierzig Stunden früher zurück, als urſprünglich beſtimmt war; meine Geſundheit hatte ſich befeſtigt, der wohlthätige Schlaf war zurückgekehrt, und, was mir das Liebſte war,

auch den Meinigen war es während meiner Abwesenheit sehr wohl gegangen, und nicht einen meiner Freunde hatte ich verloren. — Als ich nun aber am andern Tage meine mitgebrachten Geschenke austheilte, vorzüglich Schmucksachen von römischen Mosaiken, da glänzten die Augen der Frauen, da fand man allgemein, so etwas Schönes würde doch im lieben Vaterlande nicht verfertigt.

Und hiermit empfehle ich mich denn auch dem Wohlwollen des geneigten Lesers, und bitte um Entschuldigung, wenn ich zu oft Bekanntes, und dieses nicht immer geistreich und neu vorgetragen habe. Ich sehe Alles zu sehr im rosenfarbenen Lichte; die stete Heiterkeit meines Innern wirft ihr Licht auf meine Umgebungen zurück, und eben diese Art der Beleuchtung ist es, welche unter Umständen ermüdend werden mag. Dagegen kann ich mein Buch Reisenden, welche den Weg, den ich zurücklegte, auch zu machen gedenken, zu einem in mancher Hinsicht nützlichen Begleiter empfehlen. — Den darin genannten Freunden und wohlwollenden Menschen sey es zu gleicher Zeit Denkmahl und Andenken.

Zu Seite 134 des ersten Theils der Reise.

Der von mir erwähnte Abbate Nicola Negrelli hat seitdem einen seiner Gelehrsamkeit und seinen dichterischen Talenten völlig angemessenen Platz bekommen: er bekleidet nämlich seit dem December v. J. den Posten eines Professors der italiänischen Sprache und Literatur an der k. k. orientalischen Academie zu Wien. — Eine von ihm veranstaltete Uebersetzung einer Auswahl von den Gedichten Uhland's wird nächstens zu Meiland erscheinen. Nach den Proben, welche mir von diesem schönen Unternehmen vorliegen, wird dadurch die italiänische Literatur eben so sehr bereichert als die deutsche geehrt werden. — Da von meinen Lesern doch gewiß mancher der holden Sprache Hesperiens mächtig ist, so möge hier zur Probe die Nachbildung des ersten Gedichts Uhlands (des Dichters Abendgang) stehen; wobei ich jedoch bemerke, daß andere Lieder und Romanzen weniger frei wiedergegeben sind. Doch hat das folgende durch die freiere Nachbildung eher gewonnen als verloren.

Il passeggio del Poeta.

Nell' ora, che il giorno tranquillo si muore,
Del carme alla gioja lo spirto si desta:
Solingo il cantore ne viene, ed aresta
Gli sguardi nel raggio del sol che mancò.

Solenne è l'istante che gli agita il cuore,
Che dentro ai segreti del tempio lo adduce,
Ond' escon vestite di candida luce
Le immagini sante che il cielo informò.

E quando frequenti pei campi dell' etra
Le nubi si volvono al tempio d'intorno,
Sparito l'incanto, fa il vate ritorno,
Ma gli alti portenti richiama al pensier.

E lieto alta pace che dolce il penètra,
Del carme la vita già porta nel seno;
La gloria, ch'ei vide nell'atrio sereno,
Gli è mite compagna pel bujo sentier.

Verbesserungen im dritten Theile.

Seite 3 Zeile 2 statt wo selbst, lies woselbst.
— 126 — 13 statt eine durch, lies durch eine.
— 128 — 1 statt vorwürfemachende, lies Vorwürfe machende.
— 155 — 10 statt avenuo, lies avuto.
— 160 — 13 statt Genua, lies Neapel.

Bei Friedrich Vieweg in Braunschweig sind folgende interessante Schriften erschienen:

Brinken, F., von den, Ansichten über die Bewaldung der Steppen des europäischen Russlands, mit allgemeiner Beziehung auf eine rationale Begründung des Staatswaldwesens. Mit Kupfern und Karten. 4°. Geh. 3 Thlr. 8 Ggr.

Campe, J. H., Sämmtliche Kinder- und Jugendschriften. 4te wohlfeile Gesammt-Ausgabe der letzten Hand, in 37 Theilen. Mit 52 theils kolorirten, theils schwarzen Kupfern und Karten. 8. 11 Thlr.
Mit 91 illuminirten Kupfern. 18 Thlr.
Mit 91 theils illuminirten, theils schwarzen Kpf. 14 Thlr.

Combe, G., System der Phrenologie. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. S. Ed. Hirschfeld. Mit 9 lithographirten Tafeln. gr. 8. Cart. 3 Thlr. 12 Ggr.

Harnisch, Dr., Wilhelm, Erbauliche Betrachtungen über Luthers kleinen Katechismus. Zum Gebrauch in den Kirchen, Schulen und Häusern. Erster Theil, das erste Hauptstück enthaltend. gr. 8. 1 Thlr. 8 Ggr.

Krueger, G. T. A., de Formulae ’ΑΛΛ’ ”Η et affinium particularum post negationes vel negativas sententias usurpatorum natura et usu commentatio. 4°. Geh. 20 Ggr.

Krug's gesammelte Schriften. Erste Abtheilung: Theologische Schriften. 2 Thle. gr. 8. 3 Thlr. 8 Ggr.
Zweite Abtheilung: Politische und juridische Schriften. 4 Thle. 7 Thlr. 8 Ggr.

Schneidewin, Dr., F. G., Simonides Cei Carminum reliquae. gr. 8. Fein Velinp. Geh. 1 Thlr. 20 Ggr.

Zeitschrift, Land- und Forstwirthschaftliche, für Nord-Deutschland. Zunächst für Braunschweig, Hannover und die angrenzenden Länder. Herausgegeben von dem Land- und Forstwirthschaftlichen Vereine des Herzogthums Braunschweig, redigirt von Dr. C. Sprengel. 1r u. 2r Jahrgang. gr. 8. 5 Thlr.

Der Geächtete. Historischer Roman von der Verfasserin des Bukkanier ꝛc. Nach dem Engl. von H. Roberts. Fein Velinpap. 8. 3 Thle. Geh. 3 Thlr. 12 Sgr.

Ben Brace, der Letzte von Nelsons Agamemnonen. Vom Flotten-Kapitain Frederick Chamier, Verfasser des Lebens eines Seemanns. Nach dem Engl. von Dr. G. N. Bärmann. Fein Velinp. 8. Geh. 3 Thle. 3 Thlr. 18 Sgr.

Miscellaneen. Von W. Irwing. Erster Theil. Eine Wanderung durch die Prairien ꝛc. Aus dem Engl. von H. Roberts. Fein Velinpap. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Sgr.

Miscellaneen. Von W. Irving. Zweiter Theil. Abbotsford und Newstead-Abtei. Aus dem Engl. von H. Roberts. Fein Velinpap. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Sgr.

Die Meerkatzen. Von F. J. Cooper. Aus dem Englischen übersetzt. Fein Velin. 8. Geh. 3 Thle. 3 Thlr. 12 Sgr

Captain Marryat's sämmtliche Werke:

Willy Königs-Eigen. Aus dem Engl. von H. Roberts. Fein Velinpap. 8. Geh. 3 Thle. 3 Thlr. 12 Sgr.

Der Pascha. Aus dem Engl. Fein Velinpap. 8. Geh. 3 Thle. 1 Thlr.

Frank Mildmay, der Flottenoffizier. Aus dem Engl. von H. Roberts. Fein Velinpap. 8. Geh. 3 Thle. 1 Thlr.

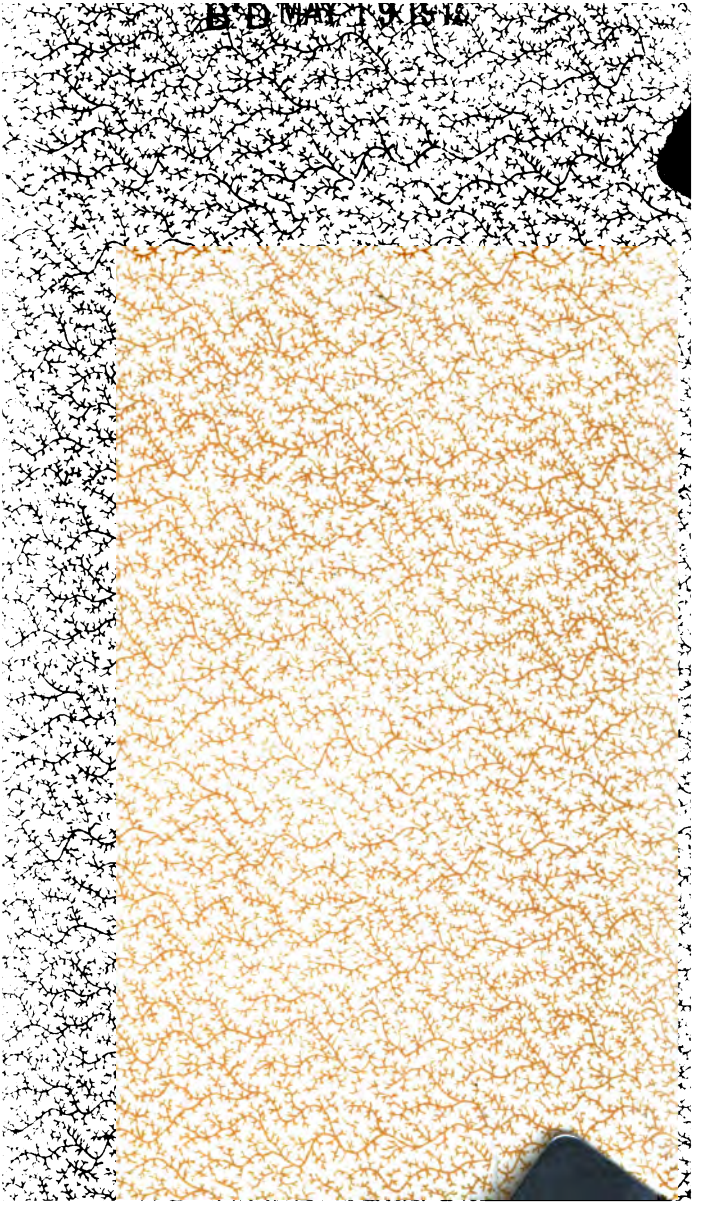
Peter Simpel. Aus dem Engl. von K——s und Dr. G. N. Bärmann. Fein Velinpap. 8. Geh. 3 Thle. 1 Thlr.

Japhet, der einen Vater sucht, Aus dem Engl. von H. Roberts. Fein Velinpap. 8. Geh. 3 Thle. 1 Thlr.

Jacob Ehrlich. Aus dem Engl. von Dr. G. N. Bärmann. Fein Velinpap. 8. Geh. 3 Thle. 1 Thlr.

Newton Forster. Aus dem Engl. Fein Velinpap. 8. Geh. 3 Thle. 1 Thlr.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

Form 410